
Google

Franz Dingelstedt's

Sämmtliche Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden.

Erste Abtheilung:

Erzählende Dichtungen.

Fünfter Band:

Wanderbuch.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1877.

Wanderbuch.

Von

Franz Dingelstedt.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1877.

Bilder aus Hessen-Kassel.

Keine Stadt ist schöner im Herbst und herbstlicher in ihrer Schönheit als Kassel. Der ehrliche alte Bouterwek, antediluvianischer Aesthetiker der Georgia Augusta, welcher Personen und Orte durch Schlagworte zu charakterisiren liebte, taufte Kassel: Tempel des Schweigens. Die vielen offenen, stillen, leeren Plätze der Oberneustadt, die langen Zeilen ihrer Hauptstraßen, die hochragenden, glatten Häuser zu beiden Seiten mit den hohlen Fensteraugen. und ihren, wie Riesenstämme weißschimmernden Säulen, sie bieten in der That einen feierlichen, tempelartigen Anblick. Kommt die Nacht dazu, bleicher Mondschein und brenzlicher Braunkohlenduft, der, wie Höhenrauch auf der Haide, über dem Fuldathal lagert, so ist die Aehnlichkeit fertig. Der späte Wandler hört seine Schritte auf dem Pflaster und längs den verschlossenen, verschlafenen Häusern hohl wiederhallen und tritt unwillkürlich leise auf. Ein Tempel des Schweigens. Die Au, eine klassische Elegie, in Bäumen und Weihern gedichtet, ist „der alte, heilige, dichtbelaubte Hain" des Tempels; dieselbe Au, von welcher Börne, der Schalk, erzählt, er habe bei einem Spaziergang ein Zweiweiß-

pfennigstück auf einer Ruhebank liegen lassen und dasselbe, vierzehn Tage später, an der gleichen Stelle wiedergefunden.

Das Bild von Kassel, Stadt und Landschaft, bietet keine hervorragenden Züge. Aber es besitzt gewisse versteckte Eigenthümlichkeiten, die erlauscht und erfaßt sein wollen. Oberflächlich betrachtet, gleicht Kassel der Schwesterstadt Darmstadt, oder dem jüngeren Karlsruh, die mit einander und mit manchen mittleren Haupt- und Residenzstädten einen und denselben Familienzug gemein haben: kleine Großstadt, große Kleinstadt. Das Gemachte, Gespreizte, Gewaltsame spricht aus ihren Gesichtern und Gestalten. Die Wurzel, aus der sie geilen Wuchses emporgeschossen, ist der Hof; das Schloß der Krystallisationspunkt, um den die Stadt sich angesetzt. Alle sind, mehr oder minder, neue Städte, künstliche Städte. Was Kassel vor der weitverzweigten Verwandtschaft voraus hat, besitzt es von Natur, durch seine Lage, und ebenso sehr von Kunst wegen, Baukunst und Gartenkunst, welche an diesem Fleckchen Erde, wie kaum an irgend einem anderen, gleichzeitig und einheitlich gearbeitet haben. Kassel, Wilhelmshöhe, Au: sie gehören untrennbar zusammen, sind wie von einem Geiste geschaffen, wie aus einem Gusse entstanden. Dieses charakteristischen Vorzuges kann sich nicht einmal eine unserer sogenannten Weltstädte neueren Datums rühmen. München ist eine Kunststadt; aber Kunst und Natur liegen sich da in den Haaren. Der Coloß Bavaria fiel wie ein Meteorstein auf die öde Hochebene am Isarfluß, während der Coloß Herkules aus dem Inneren des in den schönsten Kunstgarten umgedich-

teten Hochwaldes auf der Wilhelmshöhe emporgestiegen zu sein scheint. Wien und Berlin sind nicht bloß große Residenzstädte, sondern Großstädte an sich; aber sie weisen beide deutlich die Ringe ihres Wachsthums auf, die Wiener Ringstraße als den neuesten und glänzendsten, jedoch immerhin einen äußerlich angesetzten Ring, eine künstliche Schöpfung. Kassel ist von innen heraus gewachsen, nach einem bestimmten, fast nothwendigen Prozeß. Daß die Stadt außerhalb des Fremdenverkehrs lag und weder in Handel noch in Industrie sich besonders hervorthat, gab oder gibt ihr noch zur Stunde eine gewisse Abgeschlossenheit, und der starre, trotzige Absolutismus, welcher in den Charakterbildern des hessischen Herrscherstammes seit Jahrhunderten den durchgehenden Familienzug bildet, prägte dieser Abgeschlossenheit noch einen, so zu sagen, souveränen Stempel auf. Ein anderer in der Sache, aber derselbe in der Person ist der Widerstand, den Philipp der Großmüthige und den der letzte Kurfürst Kaiser und Reich geleistet. Diese Landgrafen und Kurfürsten von Hessen haben alle Zeit an der sprichwörtlichen Blindheit ihrer getreuen Unterthanen ihr ehrlich Theil gehabt, sich abseits und für sich gehalten, ihr eigenes Versailles aus ihrer Stadt und ihrem alten Weißenstein sich erbaut. Weder aus Napoleons Kriegsbäckerei, noch aus der Fabrik des Wiener Congresses ließen sie sich eine neubackene Königskrone oder einen Großherzogshut auf's Haupt stülpen. Sie drückten, sie allein unter dem halben Schock deutscher Bundesfürsten, den alten Kurhut fest und trotzig in die Stirn. Das war gut hessische, wenigstens alt hessische Art. Sie

spiegelt sich, ausdrucksvoll und bestimmt, auch im Bilde der Hauptstadt ab.

Wo ihr Kern gesteckt hat, erkennt man leicht: in der Altstadt, die noch mit einigen krummen Winkelgassen an mittelalterliche Kleinstädte mahnt, am Ufer der Fulda, die hier schon schiffbar ist, freilich im bescheidensten Maße. Ob ein römisches Castell oder eine chattische Burg dem Ort seine Stelle und seinen Namen gegeben, darüber streiten bis zur Stunde die Geschichtsforscher. Einer unter ihnen will in der Drusel, einem Bächlein, das unscheinbar durch die Stadt in die Fulda hinabrieselt, den auf Nero Claudius Drusus oder auf Drusus Germanicus, als den Erzvater der Stadt, hinleitenden Faden finden. Fischer- oder Fährdorf, Brückenkopf, Festung, — was immer sie gewesen und woraus sie geworden, ihr Bild tritt durch das gesammte Mittelalter an keinem Punkte bestimmt hervor. Auch in späterer Zeit geht die Geschichte an Kassel vorüber, Kriegs- und Culturgeschichte gleicher Maßen; noch der dreißigjährige Krieg, der das Land streng heimgesucht, verschonte die Hauptstadt. Kassel brauchte einen Carolus Magnus, einen Friedrich den Zweiten, um zu werden, was es ist: Landgraf Karl, Landgraf Friedrich sind die Gründer des neuen Kassels, der Oberneustadt, die Erbauer ihrer Monumente, die Sammler ihrer Kunstschätze. Die beiden ersten Kurfürsten haben ihr Werk dann fortgesetzt. Daß nach französischem und italienischem Muster gearbeitet worden, hat der herrschende Geschmack und der Geschmack der Herrscher zu vertreten; übrigens gleicht auch keine andere Residenz in Deutschland dem bürgerlich-städtischen Mittelalter, wie

es sich in Nürnberg, in Lübeck, in Danzig, in allen freien Städten, offenbart. Aber nicht bloß Baumeister und Landschaftsgärtner wanderten aus Wälschland und Frankreich in Kassel ein; nach dem Edict von Nantes kamen auch in hellen Haufen Religionsflüchtlinge herüber, welche als die ersten Einwohner der Oberneustadt zu gelten haben. Sie brachten nicht bloß französischen Kunstfleiß mit, sondern auch französische Sprache und Sitte, bauten, neben zierlichen Häusern und nach dem Winkelmaß gezogenen Straßen, ihre eigenen Kirchen und Schulen, und bereiteten so vielleicht die kurze, äußerlich glänzende, im Inneren faule Periode der westphälischen Königszeit vor, welche jetzt schon, nach Verlauf zweier Menschenalter, wie ein wüstes Märchen, eine nicht klassische und nicht romantische, sondern seine echt imperialistische Walpurgisnacht uns erscheint. Die Stadt Kassel war damals der Vulkan, auf welchem getanzt wurde. Die ganze Welt, die Halbwelt vielmehr der Intriguanten, Abenteurer, Glücksritter, Quacksalber, Schmarotzer und Tagediebe gab sich auf diesem Faschingsballe ein tolles Rendez-vous; und zwar nicht blos aus Deutschland und Frankreich, nein, auch von jenseits des Oceans, von Amerika her, wo bekanntlich König Jerome, der groteske Narrenpapst dieses Mirakelhofs aus dem Stegreif, seine Lehrjahre zugebracht hatte. Sein geflügeltes Wort: „Morgen wieder lustik", es kann als die Parole dieses Carnevalspuks gelten. Niemand wußte, ob ihm und allen Uebrigen noch ein Morgen wie das Gestern oder das Heute beschieden war; im Gegentheil: Jedermann wußte, daß eines schönen Morgens die ganze Herrlichkeit vorüber sein mußte. Daher der

allgemeine Taumel, Wirbel, Schwindel; über Nacht entstanden, und verschwunden über Nacht, als am 28. September 1813, fast zur selben Stunde, die ersten Kosacken Czernitscheffs an das Leipziger Thor pochten und die letzten westphälischen Hofwagen den steilen Abhang der Frankfurter Straße hinunterjagten. Und doch hat dieses traumhafte Zwischenreich in der Physiognomie und im Charakterbilde der Stadt Kassel sichtbare Spuren hinterlassen. Wie noch vor kurzer Zeit durch die Inschriften an den Ecken des Königsplatzes unverwischlich das alte „Place Royale" hindurchdrang, so sind die Erinnerungen an das siebenjährige Intermezzo, freundliche wie feindliche, bis zum heutigen Tage aus Kassel nicht verschwunden. Ein Tropfen französischen Blutes, französischen Wesens ist in dem Kasselaner zurückgeblieben. Das gesellige Leben bewegt sich in rascheren und volleren Pulsen, die politische Bewegung des Jahres 1830 schlug frühere und höhere Wellen in Kassel als in Darmstadt, in Karlsruh, selbst in Stuttgart oder München. Und doch liegen diese Städte südlich von der Mainlinie, die, auf der politischen Landkarte endlich und glücklich ausgelöscht, im Volkscharakter, in Sitte und Mundart noch immer als scharfe Demarcationslinie zwischen Norddeutschland und Süddeutschland fortbesteht. Noch in Marburg kann man im Zweifel sein, ob Süd, ob Nord; geht doch die Lahn auch in den Rhein, die Hauptader süddeutschen Geistes. In Kassel weht schon entschieden norddeutsche Luft, und die Fulda fällt in den reinsten der norddeutschen Ströme, die Weser.

Der norddeutschen Schule gehört auch das Landschaftsbild an, welches die hessische Hauptstadt einrahmt.

Norddeutsch nicht eben in dem Sinne und Style, daß es die ohnmächtige Natur nur noch zu einigen Windmühlenhügeln bringt, wie sie bei Hannover der Lindner Berg, bei Berlin der Kreuzberg genannt werden. Um Kassel stehen noch wirkliche, eigentliche, ordentliche Berge, die letzten Höhenzüge, welche die zur Nord- und Ostsee hinuntereilende Ebene an das deutsche Hochland anknüpfen. Von drei Seiten umfassen diese Höhenzüge, mit mächtigen Laubwäldern bestanden, zu ansehnlichen Kuppen sich emporschwingend, ein weites, fruchtbares Thal, durch welches die Fulda in launig-malerischen Windungen sich hinschlängelt. Es ist kein Donaustrom, diese schmale, seichte, bleiche Fulda, wie er den üppigen Reizen der Wiener Stadt und dem Zwillingsbild Buda-Pest den blendenden Riesenspiegel vorhält. Der Habichtswald und der Meißner reichen auch nicht von fern an das Hochgebirge, das der Münchener Hochebene einen so mächtigen Hintergrund aufbaut. Die Bildungen und Formen der Natur um Kassel sind maßvoll, begrenzt, sogar beschränkt; Formen des Ueberganges, der Vermittelung; anmuths- und ausdrucksvolle Bildungen. Eine harmonische Grundstimmung herrscht über dem Rundgemälde, das sich von jedem Höhenpunkte in der Umgegend von Kassel zu Füßen des Beschauers ausbreitet. Und wenn der Herbst seine verschwenderische Farbenpracht darüber ausgießt, dann wehen um den stillen, stolzen Tempel des Schweigens, von allen Seiten her, aus der Tiefe der Au, von den Höhen des Weißensteins, die buntesten Vorhänge, vom dunklen Schwarzgrün des Nadelholzes durch eine reiche Scala von Tönen in brennendes Scharlachroth und warmes Goldgelb hinüberspielend.

Das ist die rechte Zeit für einen Besuch Kassels, der Au, der Wilhelmshöhe. Ein Gang durch die Stadt, auf demselben Wege, den sie in ihrem Wachsthum genommen, von Osten nach Westen, aus der Tiefe in die Höhe, führt uns durch eine abwechslungsreiche Galerie von Architekturstücken und Naturbildern, gleichzeitig auch an manchem, durch Erinnerung geweihten, historischen Denkmal vorüber. Noch ehe wir die Stadt, durch das Leipziger Thor, betreten, dehnt sich eine weite Ebene vor uns aus, der Forst geheißen. Den Hut ab! Dieser grüne Rasen, den gegenwärtig, als den großen Exercierplatz, abwechselnd Füße und Hufe zertreten, oder Kühe und Schafe abweiden, er hat das Blut manches überzeugungstreuen Märtyrers getrunken. Auf dem Forst wurden jene blinden Hessen standrechtlich erschossen, welche die Sonne von Austerlitz und ihren bleichen Trabanten nicht sehen konnten. Dort bezeichnet ein verkrüppelter Eichenbaum die Stelle, wo sechs Opfer des Dörnberger und des Marburger Aufstandes ihr Leben ließen. Nicht weit davon, noch in der Unterneustadt, am rechten Fuldaufer, liegt das Castell, das gefürchtete Staatsgefängniß, aus dessen dunklen Thoren die Verurtheilten zum Tode gingen; bis auf den heutigen Tag ein unheimlicher Bau mit seinen finsteren Gittern und Luken, dessen graue Mauern das still vorüberziehende Wasser nicht rein wäscht von schmerzlichen und schmachvollen Ueberlieferungen. Nun über die steinerne Brücke weg, durch das Straßengewirr der Altstadt schnell hindurch, an die Kattenburg, die wunderlichste Ruine von der Welt, weil sie zugleich Ruine und Neubau. Hier stand das landgräfliche, kurfürstliche, königliche Schloß,

mit Stumpf und Stiel niedergebrannt in der Nacht des 24. Novembers 1811; ein unansehnlich Ding von Residenz, an dem die Hände zahlreicher Herrscher geflickt und gestückt hatten, bis es allen Charakter verloren. „Le poulailler de Jérôme", höhnten die französischen Grenadiere, wenn sie vorübermarschirten; „sais-tu? Jérôme, le petiot à l'Empereur!" Der König ließ das Schloß nicht wieder aufbauen; er zog in den Palast Belle-Vue, der seinen Namen mit gutem Recht führt, auf dem freiesten Aussichtspunkt der Oberneustadt herrlich gelegen. Da Wilhelm, als Kurfürst der Erste, als Landgraf der Neunte, aus dem Exil seiner sieben mageren Jahre zurückkehrte, ging er an den Wiederaufbau des Hauses seiner Väter. Ein seltsamer alter Herr; ebenfalls ein blinder Hesse. Das Volk nannte ihn von einer Balggeschwulst an der Wange den Schwammback und schalt weidlich auf seinen Geiz, und daß er sich und seinen Kriegsknechten den Zopf um die Welt nicht wollte abschneiden lassen, und in allen Dingen seines Regiments so that, als ob die westphälische Zwischenzeit überhaupt nicht existirt hätte. Er machte einen dicken Strich durch die Rechnung des Fremden, welcher Strich auch über die Papiere der westphälischen Staatsgläubiger ging. Aber trotz alledem war er kein unpopulärer Fürst, und bei aller ihm vorgeworfenen Knickerei griff er tief und tüchtig in seinen vollen Säckel, wenn es um die Verschönerung Kassels und der Umgebung ging. Mehr als eine Million harter Thaler verschlang der bloße Unterbau der Kattenburg, die, in riesenhaften Dimensionen entworfen und mit der massivsten Solidität ausgeführt, niemals nur bis zum ersten Stock-

werk gediehen ist. Sein Nachfolger ließ den Neubau liegen und schuf für sich wiederum ein eigenes neues Schloß am Friedrichsplatze, während die Fundamente der Kattenburg in sich zusammenbrachen, Nesseln und Dornen mannshoch wucherten in den weiten Höfen und prächtige Quadersteine, vor der Verwendung zu Trümmern geworden, den weiten Raum bis hinab an das Fuldaufer bedeckten. Der Bauplatz ward mit einem armseligen Bretterzaun eingehegt und gähnte inmitten einer neuen Stadt und ihres wachsenden Lebens wie eine ungeheuere Zeitenlücke.

Um so freundlicher lächeln die Zierden der Oberneustadt uns entgegen: Königsplatz, Friedrichsplatz; jener ein in sechs Strahlen oder Straßen auslaufender Stern, in dessen steinernem Mittelpunkt das akustische Kunststück (oder Naturspiel?) eines sechsfachen Echo's verborgen sitzt; dieser ein ungeheures Viereck, ehedem mit lebendig-grünem Rasen, jetzt mit Kies und Kieseln bedeckt, eingefaßt von dem sammetnen Doppelsaum schattender Lindenalleen, nach Süden offen und einen labenden Ausblick gewährend über die Baumkronen der Au in das Fuldathal und auf das ehrwürdige Haupt des Meißners, welches die schönen Linien der nahen Gebirgskette malerisch überragt. Inmitten des in seiner Art einzigen, fast großartigen Friedrichsplatzes, gerade dem von ihm gegründeten Museum gegenüber, steht die colossale Bildsäule des Landgrafen Friedrich, des hessischen Louis-Quatorze, schon bei dessen Lebzeiten von seinen getreuen Ständen errichtet; ein akademisches Kunstwerk, marmorglatt und marmorkalt, in der unvermeidlichen altrömischen Imperatortracht. Die

Inschrift am Fußgestell meldet, daß dies Monument während der Zeit der Fremdherrschaft von seinem Platze entführt und nachträglich restituirt worden sei, auf welchen Frevel der Witz der Geschichte die Antwort nicht schuldig geblieben ist. Das Denkmal Napoleons, ein Meisterwerk Canova's, das die Place Royale schmückte, verschwand im Morgengrauen der Restauration in irgend einer Rumpelkammer des Museums, „und ward nicht mehr gesehen.“ Oben im nördlichen Eck des Friedrichsplatzes verbirgt sich das Theater, unscheinbar unter den Monumentalbauten, die es umgeben. Während der Landgrafen- und der Königszeit ist da drinnen italienisch gesungen und französisch gesprungen worden, daß es eine Lust gewesen, und auch unter Kurfürst Wilhelm dem Zweiten hatte die Oper hier eine goldene Zeit, an welche die Namen: Wild, Schweizer, Heinefetter, Roland noch heutigen Tages erinnern. Zur Signatur dieser Zeit gehört es, daß Sabine Heinefetter, nachdem sie bei Nacht und Nebel aus Kassel durchgegangen, im Lapidarstyl der Prima Donna in die französischen Zeitungen schrieb, Europa möge zwischen Ihr und dem Kurfürsten von Hessen entscheiden.

Steigen wir nun vom Friedrichsplatz abwärts, durch das schmucke Friedrichsthor in die Au, zur Orangerie, zum Marmorbad, oder aufwärts durch die stillste aller stillen Straßen, die Bellevue, zur Bildergalerie? Die Naturschönheiten links, die Kunstschätze rechts, sie waren noch bis vor kurzer Zeit hermetisch verschlossen. Ein hohes Gitter schied die Straße von der zur Au hinuntergleitenden Terrasse, und das einzige Thor in diesem

Gitter, das Fürstenthor, hütete Tag und Nacht ein Vorlegeschloß und eine Schildwacht. Ebenso hinter Schloß und Riegel, Laden und Rouleaux wurde die Bildergalerie, eine der reichsten und bestgeordneten in Europa, jedem Besuche, aber auch jedem, unzugänglich gemacht. Desgleichen die Bibliothek, die Sammlungen des Museums, die Gemächer und die Kunstwerke der vielen fürstlichen Paläste und Landhäuser in und um Kassel. In den Tempel des Schweigens sollte kein Licht von außen und kein Laut eindringen. Nur die Wilhelmshöhe, auch sie mit Ausnahme des Schlosses und dessen nächster Umgebung, stand dem Publikum offen. Zweimal wöchentlich sprangen die Wasser, und Herkules, den der Volksmund beharrlich den großen Christoffel nennt, wurde, sammt der Pyramide und dem Octogon unter ihm, alle in bedenklichem, fast gefährlichem Verfall begriffen, soweit restaurirt, daß man sich, nach mehrjähriger Absperrung, wieder die wunderlich geführten Stufen hinauf, in die Galerien hinaus, die Gewölbe hinab wagen durfte. Die Neuzeit hat dieser klösterlichen Clausur des Tempels ein Ende gemacht. Jetzt stehen, wie überall, so auch in Kassel an gewissen Tagen die Bildergalerie, das Museum, die Bibliothek dem Publikum offen. Die Stadt hat in einer abermaligen, dermalen der letzten, Häutung das knappe Hofkleid abgestreift, sich aus einer mittleren Residenz in eine große Provinzialstadt umgewandelt. Welche Neubildungen aus diesem, eben im Vollzug begriffenen Prozeß hervorgehen werden? Bis jetzt sind der Kasernen in Kassel ebenso viele wie früher, der Soldaten eher mehr als minder, der Fremden sicher nicht zu viele. Dem

blinden Hessen ist der Staar gestochen worden; er muß sich als Preußen erkennen, möchte sich als Deutschen fühlen...

Der Punkt, von welchem aus die erste Bresche gelegt worden in die chinesische Mauer um den Tempel des Schweigens, ist natürlich der Bahnhof, außer und über der Stadt an ihrem Nordende gelegen. Früher kam man in Kassel an, reiste man von Kassel ab auf einer der vielen Landstraßen, welche von allen Seiten, durch eine Menge Haupt- und Seitenthore, hier in einem Centrum zusammenlaufen. Fast ist es schade um diese wohl angelegten, wohl erhaltenen Wege, die sämmtlich mit herrlichen Alleen eingefaßt sind, nicht von nutzbaren, aber unschönen Obstbäumen wie im wirthschaftlichen Schwaben, sondern von prächtig ausgewachsenen Linden, Kastanien, Pappeln. Sie sind verwischt, diese weißen und grünen Grund- oder Bindestriche, die das Landschaftsbild nach allen Richtungen durchkreuzen. Jetzt muß die ganze Welt bei einem Loche herein, bei demselben wieder hinaus. Um dieses Loch, den weitläuftigen, lärmenden Bahnhof herum, gruppiren sich denn auch die meisten Neubauten, unter denen allerdings bis jetzt weniger Fabriken und industrielle Anstalten als Restaurants, Hotels, Bierhallen, Zinshäuser wahrzunehmen sind. Aber in dieser Gegend liegt unstreitig der Kern des neuen Kassels; auf der Höhe, nicht in der Tiefe, wie der des alten; an den Schienen, nicht an der vernachlässigten Fulda. Hier knüpft die nächste Gegenwart einzelne Fäden an, welche erst eine vielleicht ferne Zukunft ausspinnen und zu einem Gesammtbilde Neu-Kassels verweben wird.

Wilhelms-Höhe.

Am zweiten Morgen des Pfingstfestes in irgend einem Jahre nach Christi Geburt — Scene: Hessen-Kassel — streckte der Herr Kammer-Calculator sein Haupt zum Kammerfenster hinaus und blickte gen Himmel. Und siehe da! er hatte seine Nachtmütze auf, der Himmel und der Kammer-Calculator.

„Mutter!“ rief er in das eheliche Schlafgemach zurück, „heut' geht's nicht. Der ganze Himmel ist mit Wolken bedeckt und es regnet kannibalisch.“

Bei dem Donnerworte sprang die Frau Kammer-Calculatorin entsetzt aus dem Bette, ihre Tochter Julchen erwachte schmollend, und der jüngstgeborene Sohn Philippus trommelte heulend mit beiden Fäusten auf der Decke.

„Und ich sage Dir, Mann, es muß gehen!“ replicirte die Frau und sah mit ihrem Gemahl die feuchte Bescherung an. „Es läßt schon nach mit regnen.“

„Ja, es klärt sich dicke uf,“ witzelte der Eheherr und lachte, daß ihm der nüchterne Bauch schütterte, obgleich er noch immer am offenen Fenster stand, der Leichtsinnige.

2 *

„Meinetwegen," entschied Madame, „laß regnen oder schneien — wir fahren nun einmal nach Wilhelmshöhe, es ist ja zweiter Pfingsttag. Der Mann wäre im Stande, mit Frau und Kind zu Hause zu hocken, wenn die ganze Stadt droben ist, am zweiten Pfingsttag. Genug, wir fahren — Jule, Du ziehst Dein Grünseidenes an!"

Schon vom frühen Morgen dauert das Fahren. Am Wilhelmshöher Thore stehen die Miethswagen bestellt und zum Dienste der Fremden bereit. Du mußt Dir zeitig eine Karte auf dem Bureau lösen (so nennen sie den Tisch, worauf der Bevollmächtigte die Einlaßpässe zum Himmelreich ausfertigt), sonst kommst Du an dem Tage nicht hinauf. Die Wasser springen, der große Cristoffel ist geöffnet, im neuen Gasthause muß Kaffee getrunken werden — kurz, Du mußt nach Wilhelmshöhe, weil's zweiter Pfingsttag ist. Ich war noch nicht lange in der Stadt, hatte mir aber, weil ich sehr vorsichtiger Natur geboren bin, zeitig eine Karte zu fünf Gutegroschen eingehandelt, und stand, meiner zukünftigen Reisegesellschaft harrend, am Thore. Es regnete ganz lustig.

Mich kümmerte aber das unter meinem Schirme blutwenig, und wie ich die vielen, von Erwartung und Genuß glänzenden Gesichter an mir vorüberschreiten, sprengen und fahren sah, wurde ich fast ungeduldig und wünschte, der Wagen, auf welchen meine Karte lautete, möchte sich endlich completirt haben. Der Kutscher winkt, ich fliege hin — es war der Kammer-Calculator nebst Familie, die Frau hatte einen neuen Papierhut auf, und Sohn Philipp trug seine ersten Hosen zum zweiten Male.

Das Grünseidene aber stand zu den dunklen Augen der Jule recht hübsch.

Ich nahm den Vordersitz des Wagens ein, trotz allen höflichen Gegenreden der Frau Kammer-Calculatorin, daß ich zuerst gekommen sei und zuerst wählen müsse. Am Ende fügte sie sich mit einem unendlich huldreichen Blicke, setzte sich neben den im braunen Sonntagsrocke prangenden Gatten, und beide Eheleute nahmen Philippum zwischen sich.

Julchen aber und ich saßen vorne, und weil der Wagen nur ein halbes Verdeck hatte, so mußte ich fortwährend den Regenschirm über uns Beiden ausgespannt halten. Meine Lage war nicht die bequemste. Mein eines Knie rieb sich an dem Strickbeutel der Frau Kammer-Calculatorin, der von verstohlenem Zwieback strotzte und auf das andere Bein hatte Philippus seine schmutzigen Schuhe gestemmt. Aber ich duldete heldenmüthig, — Julia's Augen waren sehr dunkel, sehr hübsch!

Rechts und links flogen Bäume, Häuser, Reiter, Wagen, Wandelnde bunt an uns vorüber. Der Herr Kammer=Calculator bemühte sich, mir als einem Fremden — denn seine wackere Gattin hatte mir bereits wacker auf den Zahn gefühlt — die Namen der Ortschaften und Gasthöfe, auch die Notabilitäten der Vorüberfahrenden gewissenhaft anzugeben. Ich verstand ihn aber vor dem Rasseln des Wagens nicht und zudem hatte ich mit dem Regenschirm viel zu schaffen. „Jule," sagte die Mama ein Paar Mal unterwegs, „Du wirst dem Herrn beschwerlich." Dann lugt' ich aber ehrbar unter der braunen Seidendecke heraus und sagte: „Bitte recht sehr, Frau

Ober-Revisorin!" Julchen und ich waren schon recht bekannt mit einander geworden und vertrugen uns im Schatten des Schirmes vortrefflich.

„Endlich!" sagte der Herr Kammer-Calculator, als der Wagen am neuen Gasthause hielt, faltete seine Rockschöße behutsam zusammen und stieg aus, nachdem er das Verlangen des Kutschers nach einem Trinkgelde als polizeiwidrig zurückgewiesen hatte. Ich sagte aber nicht endlich — ich half erst der Frau Kammer-Calculatorin heraus, hob hernach den Jungen zur Erde, und hernach — unterstützte ich Julen.

Hübsche Arme hatte Jule auch, runde, volle, weiche Arme und eine warme, kleine Hand, die kein Drucker-Lehrling mehr war.

Ich hatte Wilhelmshöhe noch nicht gesehen, außer vom Thale aus durch die lange, schnurgerade Allee, welche in vielen Senkungen und Hebungen hinaufführt. Ich sah mich im Augenblicke des Aussteigens flüchtig um. Das neue Gasthaus prangte schon die ganze Fronte entlang mit Lockenköpfen und Knoten-Perücken, welche sich neugierig, verdrießlich in den herabrieselnden Regen ausstreckten. Rechts die Hauptwache, dem Gasthofe gegenüber die ersten Anlagen, welche zu dem kurfürstlichen Schlosse führen, gerad' hinauf der alte Winterkasten mit dem popularisirten Christoph-Herkules.

Es war zwei Uhr, als wir ausgeschifft wurden. Der Herr Kammer-Calculator hatten das sehr weislich ausealculirt. „Sehen Sie, Lieberchen!" erklärte er mir — „Schlag drei springen die Wasser — die kleine Stunde geht hin auf's Besichtigen der Anlagen, da braucht man

vorher nichts zu verzehren, denn hübsch ist's hier oben, das ist wahr, aber," fügte er hinzu, indem er sich über die Fingerspitzen blies, „eine Heiden-Theurung. Sind noch jung, Lieberchen! noch nicht lange bei uns, müssen's erst kennen lernen."

Die Frau Kammer-Calculatorin lud mich, nachdem sie mit Julen etwas abseits gegangen war und ihr das Kleid aus den Falten gezogen hatte, verbindlichst ein, den Nachmittag mit ihnen zuzubringen. Die Speculation war für beide Theile so übel nicht. Ich hatte einen zweischläfrigen Regenschirm, konnte also im Fall der Noth dem großen, baumwollenen Familien-Möbel, welches der Mann mit sich schleppte, secundiren. Und meinerseits war mir eine kurze Gastrolle als Romeo oder Paris dieser Julia auch ganz recht.

Sie führten mich zuerst zum kurfürstlichen Schlosse.

Es waren trotz des grauen, werkeltägigen Wetters schon eine Menge Menschen oben, welche sich in dessen verschiedenen Umgebungen bewundernd ergingen. Der Herr Kammer-Calculator explicirte mir alles, sprach von dem schönen Styl, in dem das erlauchte Gebäude aufgeführt sei, von dessen höchstseligem Gründer, von der stupenden Pracht im Innern, erzählte, daß Kurfürst Wilhelm II. die beiden Seitenflügel mit dem Hauptgebäude verbunden hätte, während sie früher nur durch schwebende Galerien zusammenhingen, kritisirte dies mit schüchterner Ehrfurcht, und zeigte mir den Bogengang vor dem Schlosse, worunter kein Mensch hergehen dürfte. Ich hatte Julen am Arm, weil's noch immer regnete, und Philippus zerrte die Mutter am Rocke.

Wir ergingen uns in den nächsten Anlagen. Ich bewunderte pflichtschuldig die herrliche Aussicht in's Thal, welches grau und nebelig unter uns lag, ließ mir vom Herrn Kammer-Calculator den reservirten Platz zeigen, wo die fürstliche Familie sich niederzulassen pflegt, und von Julen den schönen, kühlen, geschmackvoll decorirten Tanzsaal. „Drüben im neuen Gasthof wird heute Abend auch getanzt," sprach sie dabei halb laut zu mir. Ach, und ich Unglücklicher tanze nie!

Mittlerweile war's Zeit geworden, daß wir uns nach den Wassern begaben. Wir stiegen und stiegen. Um uns, vor und hinter uns, eine Menge klimmender Männlein und Fräulein, von oben herab ein leiser, intermittirender Regen, der ordentlich traulich auf meinen Schirm klatschte. Julchen schien das Bergsteigen nicht gewohnt zu sein, sie lehnte sich herzhaft auf meinen Arm, und wir beiden jungen Leute waren zum großen Triumph des Herrn Kammer-Calculators, der seine Kraft pustend anpries, immer eine geraume Strecke hinter dem vorauswandelnden Ehepaar.

Wir sind beim obersten Wasserfalle angekommen: „Hier ist der beste Standpunkt," entschied der Kammer-Calculator, nachdem er lange geprüft und gewählt. „Noch zehn Minuten," sagte er und ließ die Uhr repetiren, aber hübsch unter dem Rocke, daß sie nicht feucht werde und kein Zug dran komme.

„Es kommt, es kommt," schrien die Straßenjungen — ein fernes Brausen und Zischen, über die Felsen vor uns rieselte erst ein dünner Wasserstrahl, dann noch einer, es rauschte immer mehr, und endlich war der

Wasserfall und das erste Plaisir vollständig. Die Leute umher schauten, schrien, jauchzten, drängten, — „weiter, hinunter nach dem Aquädukt!!"

Ich mag keine Topographie von den kurfürstlichen Wasserkünsten auf Wilhelmshöhe liefern. Wie wir erst allmählich hinaufgestiegen waren, so stiegen wir jetzt, aber weit schneller, um den rechten Zeitpunkt und einen guten Platz zu erhaschen, mit den niederrauschenden Wellen bergab. Die Menschen hatten ihre Augen sonntäglich bewaffnet mit Brillen und Lorgnetten, um dem Laufe des Wassers gehörig folgen zu können, sie stießen sich auf der Teufelsbrücke heftig herum, kletterten in Hast zum Aquädukt, und kamen am Ende unten am großen Bassin an, ehe die Fontaine daraus emporschoß. Mir gefiel das Ding sehr wohl, bis auf den unangenehmen Geruch, welcher von dem stehenden, künstlich heruntergeleiteten Wasser wallte; auch schien's mir gar zu originell, daß die Leute, mit tausend Regenschirmen in allen Regenbogenfarben über ihren Köpfen, einen Wasserfall bewunderten. Soll ich's ehrlich gestehen, so habe ich mich an den Wasserkünsten nicht halb so sehr ergötzt, wie an dem Privat-Feuerwerkchen, das Julens Augen auf mir abbrannten.

Da standen wir unten am Bassin. Es hatte aufgehört zu regnen und war eine sehr milde, laue Luft geworden, wie gewöhnlich nach solchen Sommerregen. Jule und ich hatten unglücklicherweise Papa aus den Augen verloren und waren genöthigt, uns selbst durchzuhelfen. Wir gewannen eine köstliche Stelle, nahe hinter der Fontaine am Tempelchen, welches Jule, als ächtes Kasseler Kind, kundig aufgesucht hatte. Dem Mädchen war warm ge-

worden. Es hatte mir sein Tuch über den Arm gehängt, den Hut in den Nacken gedrückt und lehnte, erschöpft und mit stillen Blicken zu mir aufschauend, an meinem Arm. Plötzlich zischt es im Bassin, die dichte Wassersäule schießt pfeilschnell, kerzengerade, hell in die Höhe und bestäubt uns mit einem feinen, brüselnden Regen. Mein Julchen, dem die funkelnden Tropfen Busen und Hals besprengten, schauerte wie mit wohlthätigem Frösteln in sich zusammen und drängte sich näher und wärmer an mich. Mir war zu Sinne, als sei eine Flasche Champagner entkorkt worden; eine Lust, zu schlürfen, überkam mich. Aber die Fontaine senkte sich, verrauschte und starb endlich in kleinen, lispelnd aufstrebenden Wellen hin.

Wir kehrten zum neuen Gasthofe zurück und fanden die Unsrigen bereits unten im Eckzimmer, wo sie ein Plätzchen für uns in Beschlag genommen hatten. Das war sehr gut, denn, wie am ersten Pfingsttag in der Au, so und noch mehr am zweiten auf Wilhelmshöhe tritt eine Uebervölkerung und Hungersnoth ein. „Das ist der goldene Tag für die Wirthschaft hier oben,“ bemerkte der Papa, „wenn heute der schwere Pacht nicht herauskommt, so gibt's das Jahr sicher keinen Profit.“ Die Familie trank Kaffee, wozu der Strickbeutel der Frau Kammer-Calculatorin den festtäglichen Imbiß lieferte. Jule brachte mir mit zierlichem Knix eine Tasse, in die sie heimlich zwei übercomplete Stück Zucker geworfen; die Mutter band dem Sohn Philipp ihr Battisttuch seufzend als Serviette um, damit er die ersten Hosen schone, und der Calculator zündete sich eine Cigarre mit einer Federpose an. „Das ist meine Weise so auf diesen Tag,“

sagte er nach den ersten Zügen. „Ich rauche sehr ungern Cigarren, allein eine Pfeife könnte in dem Gedränge leicht zu Schaden kommen, und dann ist's auch honetter!" Daß ich nicht rauchte, schien Julen nicht zu gefallen.

In unserer Ecke waren wir sehr wohl aufgehoben. Der Herr Kammer-Calculator sprang zwar alle Minuten auf und grüßte einen Vorübereilenden, nannte mir alle Livreen und Equipagen bei Namen und war überall sehr redselig, sehr holdselig, sehr pfingstselig. In den anstoßenden Zimmern ging's laut und bunt durcheinander, gegenüber unter den Linden putzten die Kellner die nassen Tische und Stühle geschäftiglich ab, und auf dem weiten Hofe vor dem Gasthause rollte es immerwährend von Wagen, welche ankamen und abfuhren, um neue Ladungen unten einzunehmen. Bediente, Kutscher, Kellner trieben sich dienstfertig auf und nieder, polterten im Hause Trepp' auf, Trepp' ab. Es war ganz das Bild vom ersten Pfingst-Mittag, nur im häuslichen Rahmen, da der Regen das Freie verwehete.

So sind die Kasselaner. Die beiden Feiertage müssen auf diese Weise genossen werden. Das ganze Jahr können sie Wilhelmshöhe mit seinen zauberischen Schönheiten links liegen lassen, und die Au, die nahe Au, mit keinem Fuße betreten — aber Pfingsten — das wäre gegen Pflicht und Gewissen!

Es dunkelte. In dem schönen Saal des Hotels, wo am Mittag eine reiche Tafel von Fremden und Einheimischen zu speisen pflegt, erklangen die Hörner, hüpfende Tanzmelodien flogen schmeichelnd durch die Zimmer und riefen das junge Volk herbei.

Freilich ist's nicht ganz anständig, und Leute von feinem Ton beschränken sich auf's Zusehn, aber der Herr Kammer-Calculator ließ heute einmal fünfe gerade sein, und Jule, bei der ich als geschworener Feind des Tanzes um zehn Grad zu fallen drohte, ward uns vom Arme eines Handlungsjünglings entführt. Ich hatte inzwischen Champagner besorgt, wobei die Frau Kammer-Calculatorin mir erstaunt auf die Rocktasche sah, als wolle sie die unvermuthete. Goldquelle entdecken. Ihr Ehegemahl aber ward nach den ersten Gläsern merkwürdig beredt und unglaublich kühn. „Herr!“ sagte er und setzte den Hut auf, bis ihn seine Frau ängstlich am Aermel zupfte; „Herr! so wohl wird's unser einem nur selten. Da drunten die große, schöne Stadt — nun, ich will ihr nichts Böses nachsagen, um Ihnen den Geschmack nicht zu verderben. Aber soviel sag' ich, wenn der Herkules droben, den die gemeinen Leute Christoffel nennen, reden könnte, und an so einem Tage, wie der heutige, einmal das kupferige Maul aufthäte, Herr! das müßte eine Rede werden, — keine Rede so, wie sie der Herr Pfarrer unten, das fromme Schaf“ . . . Seine Frau zupfte wieder . . . „Eine Rede, sag' ich, und Du, liebe Jette, laß mich ausreden, wie sie anno ein und dreißig bei den Versammlungen gehalten worden sind.“ Seine Frau zupfte sehr stark.

Und er schwieg.

Es war neun Uhr zwei und dreißig Minuten, als ich den Herrn Kammer-Calculator in den Wagen hob und nach ihm die Frau Mama und hernach, etwas langsamer, die von Tanz und Champagner heiße Jule. Ich

besah mir im Einsteigen den großen Christoffel noch einmal, der sich schwarz und starr auf dem blassen Nachthimmel abschnitt, und gab in meinem Herzen dem schnarchenden Calculator Recht von wegen der Rede.

Mir blieb keine Zeit zu solchen Reflexionen. Wir nahmen im Wagen unsere alten Plätze wieder ein, nur ließ ich ihn diesmal von allen Seiten zumachen aus Rücksicht auf die werthe Gesundheit der Frau Ober-Revisorin. Aus eben dieser Rücksicht hieß ich den Kutscher auch sehr langsam fahren. Unter verbindlichsten Danksagungen bedauerte nur die brave Frau, daß ich so viele Umstände gemacht und so wenig Vergnügen gefunden, ich habe ja nicht einmal alle Anlagen besucht, nicht einmal die Löwenburg und Mu-Lang, das chinesische Dorf.

In dem verschlossenen Wagen war's sehr still und heimlich. Papa schlief, Mama gähnte, nur Philipp, der böse Junge, rief ein Paar Mal ganz munter aus: „Mutter, Du mußt den Vater nicht so viel küssen!“ Jule rückte dann weit von mir weg, ich verfolgte sie, wir fanden uns wieder.

Viel, viel zu früh hielt der Wagen vor dem Hause des Herrn Kammer-Calculators. Ich half der geliebten Familie wiederum auf die Beine, und während die Frau die Hausthüre zögernd aufschloß und der Mann die Tritte hinaufschwankte, faßte ich das Mädchen noch einmal recht fest in die Arme und küßte sie dreimal, viermal, zehnmal auf die brennenden Lippen.

Das Grünseidene verschwand in der zuklappenden Hausthür. Ich aber sang laut in die Nacht: „Giulietta

mia cara," und schritt seelenvergnügt heim. Meinen Lohn hatt' ich dahin. Ja, ja!

Tags darauf war Pfingsten vorbei. Die Studenten wollten's nicht glauben und probirten das siebenstimmige Echo auf dem Königsplatze; da bewies es ihnen die dienstfertige Straßen-Polizei der Residenz. Die Zugvögel wanderten wieder fort, es ward stiller und stiller, endlich wieder ganz stille, wie Kassel im Normal-Zustande es immer ist. Und ich seufzte, als ich ein Paar Abende drauf unter Julens hellen Fenstern vorbeiging:

„Pfingsten war, das Fest der Freude!"

Boa Constrictor.

„Wie, Herr Doctor! Von einem Ungeheuer wollen Sie uns unterhalten?“ sagte die Frau Räthin, als ich den Titel der Erzählung pathetisch vorgetragen hatte.

„Und doch, gnädige Frau! — von einem Ungeheuer — eben von einer Boa Constrictor ....“

„Am Ende ist's nur eine naturhistorische Vorlesung,“ sagte naserümpfend ein gelehrtes Fräulein.

Ich duldete schweigend und begann:

Eines schönen Winterabends fuhr über die stille Schneefläche einer hessischen Berggegend ein Bauernkarren, mit zwei rüstigen Braunen bespannt. Der Führer ging nebenan, um sich zu erwärmen, und sang in die frische Decemberluft ein helles Liedlein hinaus.

Hanns war in der Stadt gewesen und hatte einen guten Markt gehabt. Fröhlichen Muthes kehrte er heim. Seine Straße führte durch einen tief verschneiten Hohlweg, worin er nur langsam, Schritt für Schritt, vorrücken konnte. Die Dämmerung war bereits eingebrochen, und auf dem Schnee spielten graue Lichter und leichte Abendwinde.

Auf einmal hielt Hanns stille, die Pferde natürlich auch; denn — —

Quer über den Hohlweg, kaum zwanzig Fuß vor ihnen, lag ein dunkler Streif, beweglich, wie es dem Bauer schien, auf dem Schnee hin und her schwankend, rund, fast wie ein dünner Baumstamm anzusehen.

Was ist das?

Hanns kannte Weg und Steg; kein Stein, keine Ecke war ihm fremd. Wie kam das graue Ding — er hat es nie zuvor gesehen — auf die einsame Straße? Er blickte genauer hin. Das bewegt sich, ringelt sich, schießt auf und ab, rückwärts, vorwärts, hebt den Kopf. Ein Thier ist es, ein Thier, ja, eine Schlange, eine ungeheure Schlange, eine Riesenschlange!

Hessen ist ein frommes Land; Schlangen erzeugt es nicht, aber Tauben ohne Falsch und viele, viele Gänse. Hanns wußte das, er liebte sein Vaterland darum; wie kam auf einmal das Ungethüm hierher, die Schlange, dergleichen er wohl zu Kassel, als er seine drei Dienstjahre abgehalten, zuweilen gesehen hatte, wenn es Messe war; wie kam diese Riesenschlange in sein Paradies?

Er fürchtete sich und begann Rath zu halten. „Darauf zufahren — daß mich ein Mäuslein bisse! Meine Pferde und mein Leben sind mir zu lieb! Aber umkehren, die gute Stunde bis zum nächsten Dorfe noch einmal machen mit den müden Thieren, durch tiefe und unwegsame Pfade?“ — Hanns kratzte sich unter der Pelzmütze wehmüthig hinter den Ohren. Er hätte weinen mögen. Eine Viertelstunde hinter dem Hohlweg, da lag in tiefem Frieden sein Dorf, seine „väterliche Hütte,“ wie Matthisson gefühlt haben würde. Er hörte die Hunde

bellen, er dachte sich, wie seine Frau mit der Biersuppe am heißen Ofen harren würde, wie die Kinder und die jungen Hühner alle in der Stube so vertraulich umherkröchen. An das alles gedachte er und seufzte.

Aber die Riesenschlange that einen Schuß auf ihn zu. Er schrie laut auf, riß seine Pferde hastig herum, schlug darauf und fort ging es, desselben Weges zurück. Der Schnee stob unter den Hufen der keuchenden Thiere, und Hanns trabte athemlos nebenher, ohne sich umzuschauen, bis er eine gute halbe Stunde von dem Hohlweg entfernt war. Nun wagte er's, stand still, schielte scheu über die Schulter .... Nein, die Schlange hatte ihn nicht verfolgt. Er schöpfte Athem und fuhr etwas ruhiger auf das nächste Dorf zu. Im Wirthshaus desselben saßen gerade die Notabeln des Dorfes zusammen, spielten Schafskopf und tranken Kartoffelbranntwein. Schon daran hätte sie ein Fremder als gute Hessen erkannt, nämlich nicht am Schafskopf, sondern am Fusel. In Hessen beginnt die Spiritus-Region, wenn man nach Getränken mißt; durch Hessen geht die Grenzlinie, oberhalb Branntwein, unterhalb Bier und Landwein.

Sich schüttelnd vor Frost und Schauer, trat Hanns in die durchqualmte Stube. „Ei, guten Abend!" Und: „Wo kommst Du denn noch so spät wieder her?" So empfingen ihn die verwunderten Gäste. Hanns erzählte unter Heulen und Zähneklappern. Seinen Zuhörern sträubte sich das Haar; sie glaubten nicht eher, bis Hanns geschworen und geflucht, dann entsetzten sie sich und schrien Zeter.

„Eine schöne Zucht im Lande! Solches Vieh wild laufen zu lassen! Als ob die Stände in Kassel nichts zu thun hätten!"

Aber der Schulmeister, der auch in der Ecke gesessen hatte und mit dem Bürgermeister „Hundert und Eine" spielte, auf daß die Honoratioren fein unter sich blieben, — der Schulmeister schüttelte still mit dem Kopfe: denn er war ein Freigeist.

„Meine Herren!" sagte er — weil er einmal gelegentlich seines Examens in Kassel bei den Landständen hospitirt hatte, verstand er sich sehr auf parlamentarische Redeweise — „Meine Herren, ich stimme nicht dafür, daß es eine Riesenschlange sei. Diese — Boa Constrictor, wie mein Raff sie nennt — kommt nur in sehr heißen Ländern vor. Wir aber leben, dem Himmel sei es gedankt, in einem gemäßigten Striche."

„Gemäßigt," murmelte der Forstlaufer, ein verkappter Franzosenanhänger. „Schöne Mäßigung das! Sieben Mond' Winter, fünf Mond' schlecht Wetter!"

Der Bürgermeister wandte gegen des Gelehrten letztes Argument mit vielem Scharfsinn ein: „Aber, Herr Schullehrer, wenn nun Hanns das Ding da wirklich gesehen hat? Sollte es dann nicht vorkommen? Passirt so manches im Lande, was just nicht gemäßigt ist, zum Exempel der große Schnee im letzten April, oder aber die Cabinets-Ordre gegen unsere Schnurrbärte."

Betroffen starrte der Schulmeister seinen Gegner an. Er sann nach, er trank, er schwieg. Endlich rief er aus: „Meine Herren! Ich trage darauf an, daß einige von uns deputirt werden zur Untersuchung des ganzen Factums!

Herr Bürgermeister, wir sind uns das schuldig! Ich mache Sie verantwortlich, sich und Ihre Gemeinde nicht vor dem Herrn Landrathe zu compromittiren!"

Bei dem Titel eines Landrathes nahm der Jugendfreund seine schwarze Mütze ab. Denn der Landrath untersuchte alljährlich die pädagogischen Zustände seines Kreises gewissenhaft.

„Faxen!" schrie der Forstlaufer. „Wißt Ihr was? Ich gehe hin und rufe den alten Brakel. Brakel ist, wie Ihr wißt, mit in Pinselfahnien gewesen, damals, wann war's, Herr Schullehrer...?"

„Anno, anno ... Nun, lieber Herr Forstlaufer, Sie wissen wohl, bei der Expeditio nach Amerika. Indessen sagt man: Pennsylvania, nicht Pinselfahnien, lieber Herr Forstlaufer! mit Erlaubniß zu reden!"

Er nahm die Mütze ab und räusperte sich. Der Waidmann fuhr fort: „Brakel geht mit, ich nehme meine Doppelflinte, Ihr Eure Heugabeln und Stangen. Sorgt für Laternen und für — einen kleinen Nachttrunk! Na, Adjes derweil'! In zehn Minuten geht's los!"

Er ging hinaus. Die Schwarzwälder Uhr in der Gaststube schlug gerade sieben. Es war demnach vollends dunkel, als die Schaar der Dorfbewohner, Hanns und den amerikanischen Invaliden an der Spitze, den Gemeindevorstand und ihren Gelehrten in der Mitte, also in derselben Ordnung, in der damals in Aegypten die Franzosen marschirten, gewaffnet mit Piken, Stangen, Seitengewehren und Laternen, gegen die Boa Constrictor im Hohlwege aufbrach.

Eine feierliche Stille begleitete den dunklen Menschenknäuel. Einer Lawine würde ihn ein Romantiker verglichen haben, die sich in dumpfem Schweigen über ein ahnungslos schlummerndes Thal ausgießt. Nur der Forstlaufer, der gottvergessene, pfiff die Marseillaise, und noch dazu grundfalsch.

Anderthalb Stunden brauchte der Zug, bis er der Stelle nahe gekommen war, wo die Boa Hannsen erschienen war. Brakel gebot Halt, — „Regimenter fesselt das starre Commando." — Ein Kreis schloß sich um ihn.

„Sie ist noch da," flüsterte der Pinselfahnier, „dort krümmt sie sich. Na, warte!"

Scheue Blicke folgten der Richtung seines Zeigefingers. Ja, sie lag noch da, die Riesenschlange, in sich gekauert, dann und wann den Kopf oder den Schwanz in die Höhe reckend, schrecklich anzuschauen auf dem weißen, unheimlich funkelnden Schnee.

„Hätte dieses leichtsinnige Thier sich nicht entfernen können, als es sein Verderben nahen hörte?" Also seufzte der Kinderfreund, der auch keiner Schlange übel wollte, der Edle!

„Halten Sie zu Gute, Herr Lehrer!" bemerkte Brakel. „In der Kälte sind die Schlangen gleichsam starr: je heißer, desto lustiger. In Amerika hab' ich ihrer viele gesehen, und verstehe mich auf Lebensart mit Schlangen. Oft, wenn wir so dahin marschirten und vor Herzeleid mit den Zähnen klapperten, klapperten die Bestien zu unseren Füßen mit dem Schwanze."

Der Forstlaufer, blutdürstig wie er war, unterbrach den Redseligen. „Alleweil', Kinder, habt Acht! Erst

noch einmal rund getrunken! Nun, Courage! Brakel mit sechs Mann in die rechte Flanke; Ihr stecht mit den Gabeln darauf los. Ich bin die Artillerie, halte auf die Mitte. Der Rest von uns links am Wege herauf, dort herunter mit Knitteln und Stangen gehauen! Vorwärts marsch; aber Alles in Ruh', auf den Zehen! Alleweil'!"

Seine Anordnungen wurden pünktlich befolgt. Der Schulmann hielt sich an den Waidmann, der aus der Ferne feuern wollte; der Bürgermeister kletterte rechts am Hohlwege hinauf, verschanzte sich bis an die Waden in Schnee, und dachte, von oben den Angriff zu leiten und alles, behufs eines demnächstigen Berichtes an den Landrath, zu überschauen.

Tiefe Stille. „An die Rippen pocht das Männerherz."

„Herr Forstlaufer!" flüstert der Amerikaner herüber, indem er sammt seinem Detachement Halt macht. „So eine hab' ich all' mein Lebetag' noch nicht gesehen. Die ist haarig über und über!"

„Eine neue Species," stöhnte der Schullehrer und klapperte mit den Zähnen.

„Ei, was! Augen zugemacht! Ich zähle! Bei drei zugehauen, losgedrückt, ausgestochen! Achtung! Eins, zwei, drei!!"

Lautes Getöse, Flintenknall, Geschrei, Gestampfe, Gerassel, darauf lautlose Stille. Das Schlachtfeld war stumm, wie zuvor. Die Schlange regte sich aber nicht mehr, des Forstlaufers Kugel hatte den Riesenleib in zwei Theile zerrissen, dessen rechten die Heugabeln der Brakel'schen Cohorte in den Schnee bohrten, während der linke

Flügel unermüdlich auf die linke Hälfte des Feindes losdrosch.

„Halt! Laternen vor! Mit Vorsicht nahe gerückt!" Der Forstlaufer commandirte, man folgte; ganz nahe kamen sie dem überwundenen Lindwurm, ohne daß ein Zucken oder Zischen Zeichen eines noch vorhandenen Lebens gegeben hätte.

„Sie ist todt!" jauchzte der Pädagog. „Hölle, wo ist nun Dein Sieg? Boa, wo ist Dein Stachel?"

Der geschlagene Feind wurde beim Scheine der Laternen besichtigt. Man drehte ihn im Schnee hin und her, man wälzte ihn auf den Rücken.

„Hm, hm!"

Allgemeines Kopfschütteln. Keiner wußte aus dem Dinge klug zu werden. Der Schulmeister wollte wissen, wo denn nun der Kopf und der Schwanz sei, da beide Enden sich auf ein Haar ähnlich. Der Waidmann wunderte sich, daß kein Blut den Schnee gefärbt habe, welches Bedenken aber der Amerikaner durch die Versicherung entkräftete, die Schlangen bluteten alle nach inwendig.

„Erlauben Sie, Herr Vice-Corporal Brakel!" sagte der Gelehrte, seine schwarze Mütze abnehmend. „Die Schlangen haben gar kein rothes und warmes Blut, wie Zeugethiere, also genannt, weil sie lebendige Junge erzeugen, noch auch rothes, kaltes Blut, wie die Hechte und übrigen Meerfische, sondern blos einen weißen Saft..."

„Ach, Du lieber Gott!" rief auf einmal Hanns mit kläglicher Stimme dazwischen. „Das ist ja gar keine Schlange! Das ist ja ein solcher Pelzwurm, wie ihn die

vornehmen Weibsleute den Winter um den Hals tragen. Weiß nicht, wie sie das Ding in Kassel gekauft haben. Aber gesehen hab' ich eins alle Tage, wenn ich meinem Hauptmann die Röcke ausklopfte. Die Frau Hauptmännin hatte eins, und das hing immer an der Thür, und da habe ich's selber 'mal angepackt."

Abermals besichtigte der erstaunte Kreis von Landleuten den zerhauenen Feind. Man war keineswegs zufrieden mit der Aufklärung des ehemaligen Soldaten.

„Habe gleich gesagt, mit den Haaren," murmelte der Pinselfahnier — „Das blutlose Ding!" der Forstlaufer — „Eine Schlange ohne Kopf," der Schulmensch. Alle aber fielen über Hanns her, daß er sie um der Lumpenschlange willen hätte in Ruhe lassen können. „Stört der Esel meine nachtschlafende Zeit," sagte der Amerikaner. „Und uns im Schafskopf!" repetirte Chorus. „So ein Hasenfuß!" fügte würdevoll der Bürgermeister hinzu, der indeß von seiner Höhe herabgestiegen war, und setzte seinen Fuß mit verächtlichem Stolze auf den Nacken des vernichteten Lindwurms.

Man kam endlich überein, nach Hause zurückzukehren; Hanns sollte jedoch im Wirthshaus noch eins zum Besten geben. Das erlegte Wild las man in einzelnen Fetzen vom Schnee zusammen, und diese steckte der schnellfüßige Nimrod mit der Versicherung in seinen Dachsranzen, daß er sich mit den Enden die Fenster seiner Dienstwohnung flicken wollte, bis auf's nächste Frühjahr die Commission käme und neue einsetzen ließe.

„Also eine Boa war es?"

Ja, meine Damen! eine unschuldgie Boa, eine in Residenzen von gutem Tone ganz herabgekommene, pensionirte Boa. Und doch hatte sie in dem hessischen Hohlwege noch Wunder gewirkt. Welche Betrachtungen ließen sich nicht daran knüpfen!?

Statt dessen will ich Ihnen lieber im zweiten Theile meiner wahrhaftigen Reisenovelle erzählen, wie die Boa in den Hohlweg kam. Zum Belege dieses zweiten Theils kann ich Ihnen ein Paquet hessischer Akten und eine Anzeige aus dem Provinzial=Wochenblatte unter der Rubrik „Verlorene Gegenstände" vorlegen.

Nämlich:

Gegen die Mitte desselben Wintertages fuhr desselben Hohlweges eine elegante und bequeme Reisechaise, ebenfalls mit zwei raschen Braunen bespannt. In dem Wagen saß ein junges Ehepaar, das erst am gestrigen Abend in der Residenz getraut worden war und den ersten gemeinschaftlichen Ausflug in die Welt machen wollte. Die Frau hatte eine Boa um den Hals geschlungen, die aber der Mann zuweilen in ihrem beschwerlichen Dienste ablöste.

Der Weg von Kassel in die Welt führte zufällig durch jene hessische Berggegend. Die jungen Eingesegneten waren in ihrem Gott vergnügt und sahen mit hellen Blicken in die von Schnee und Sonnenlicht glänzende Landschaft hinaus. Vielleicht, daß ihnen im Wagen zu warm geworden war und die Frau deswegen die Boa abgelegt, vielleicht, daß umgekehrt sie zu sehr gefroren und der Arm des Geliebten ein besserer Schutz gewesen, als Hannsens Pelzwurm. Genug, die Boa fiel aus dem

Wagen, ohne daß die Darinsitzenden des Verlustes gewahr geworden oder den überlästigen Dritten im Bunde gemißt hätten. Erst am Abend suchte die kleine Eva ihre Schlange vergebens und ward durch ihren Adam mit der richtigen Bemerkung getröstet, daß es immer besser sei, wenn die Schlange sich aus dem Paradiese, statt in dasselbe stehle. Sie lächelte still dazu.

Wie nun die Boa Constrictor auf dem Schnee liegen geblieben, ohne daß Jemand am Abend des seltenen Weges gekommen war, und wie der Wind mit ihr sein neckendes Spiel getrieben, damit der Teufel den ehrlichen Hanns und seine Alliirten durch die Riesenschlange arg berücke, das alles habe ich Ihnen bereits im ersten Theile ausführlich mitgetheilt, fast eben so ausführlich, als der Herr Prediger, der am Sonntage darnach Veranlassung nahm, gegen den höchst schädlichen Aberglauben und die Unwissenheit in natürlichen Dingen einen gründlichen Kanzelvortrag von sich zu geben. Und damit dieses welthistorische Ereigniß von allen Seiten gehörig beleuchtet und der Nachwelt erhalten werde, haben zween kurhessische Referendare aktenmäßig eine Streitfrage daraus gemacht, ob nämlich die besagte Ehefrau an den Mördern ihrer Riesenschlange einen Rechtsanspruch auf Schadenersatz habe oder nicht?

Was meinen Sie, meine Damen? Würden Sie eine Ersatzklage anstellen, wenn Sie auf solchem Wege irgend etwas verloren hätten? —

Ein stiller Freitag in Weimar.

Wer nur dem guten Freitag seinen bösen Namen in der Welt gemacht hat? Ich meine nämlich nicht den Freitag von Robinson Crusoe dem Jüngeren, auch nicht den jüngsten Freytag von Julian Schmidt, welcher letztere sich zu mehrbesserem Unterschiede von jenem ersteren mit einem Ypsilanti schreibt; selbige zwei Freitäge*) erfreuen sich verdienter Maßen des besten Rufes bei Alt und Jung. Sondern ich spreche von dem bekannten Stiefkinde des Vaters Kalender und der alten Wochen-Mutter, von dem wohlverleumdeten Nebelfleck im Siebengestirn der Planeten-Namenstage, von dem echten, alten, armen Freitage, dem die Wetterkundigen nachsagen, daß er allzeit Regen bringt, an welchem kein vorsichtiger Christenmensch eine Reise, keine erfahrene Hausfrau die große Wäsche anfängt, auf dessen schlimme Zeichen sogar der Unglaube abergläubisch schwört, während im Gegentheil der weise und fromme Muselmann auf ihn, eben auf den Freitag, seinen heiligen Tag verlegt hat. Das ist, wie so manches andere, von dem unsere abendländische Schul- und Superklugheit sich

*) Ich bitte den gelehrten Herrn Setzer, obigen Pluralis in Gottes Namen laufen zu lassen.



nichts träumen läßt, ein sehr gesunder Einfall des kranken Mannes gewesen. Denn bei Lichte betrachtet: der feierliche Sonntag, der gemeinblaue Montag, der strenge Dienstag, der nichtssagende Mittwoch, der grobe Donnerstag, der zweideutige Samstag oder Sonnabend, richtiger Schabbes, — sie insgesammt verdienen nicht, dem schönen Freitage die Schuhriemen aufzulösen, mag nun Freia, die Liebesgöttin der alten Sage, oder Freiheit, die Weltseele der neuen Zeit, Pathenstelle bei ihm vertreten haben.

Insonderheit gibt es unter den zweiundfünfzig Freitagen jedes Jahres einen, mit tiefem Sinn der stille Freitag, oder der Freitag der Barmherzigkeit, Charfreitag geheißen, den vom Sankt Peters-Dom zu Rom bis in die dunkelste Dorfkirche die ganze Christenheit als ein Fest tiefer, aber süßer Trauer und unverbrüchlichen Friedens feiert. Mitfühlend hat ihn die Natur an die Schwelle des Frühlings gelegt; durch das weiße Leichentuch, das sie in manchen Jahren auf diesen Tag noch fallen läßt, blickt bereits eine grüne Osterhoffnung; weil die Kirchenglocken verstummt sind, läuten die ersten Schneeglöcklein die Auferstehung ein, und mitten in die schluchzende Todesklage „Miserere, domine“ schmettert himmelan ein vortröstliches Lerchenlied: „Christ ist erstanden!“

Sei gegrüßt, stiller Freitag! Du bist mir von Jugend auf ein treuer Freund gewesen, mit dem ich die Kirchhöfe lieber besucht habe, als mit dem Allerseelentage, wo sie wimmeln von Sonntagsgästen wie die Bierhäuser, und geräuschvoll sind wie ein Tanzboden. Diese altmodige und empfindsame Leidenschaft theilt freilich unser junges, überall und überaus „frisches“ Geschlecht nicht; es kennt den

Gottesacker nur aus Robert dem Teufel, mit griechischem Feuer beleuchtet und belebt von fleischfarbigem Ballet-Tricot. Ich aber habe ihn oft, habe ihn zu Hause und auf Reisen, habe ihn vor vielen berühmten Merkwürdigkeiten fremder Städte besucht, gar manches Lied gleich der Grille im hohen Sommergrase der Gräber gesungen und mit den stillen Männern jenseits der hohen Mauer mich nicht selten besser unterhalten, als mit den lauten Männlein und Fräulein diesseits. Wenn auf der Straße geschrieen wird, auf dem Markte gefeilscht, an der Börse betrogen, in der Kirche geheuchelt, in der Kammer geschwatzt, im Salon geklatscht, vor Gericht gemeineidigt, im Theater gezischt, so ist's dafür auf dem Friedhof immer still, ganz still; er bietet eine Freistatt Allen und gegen Alle. Da stört und drückt Keiner den Nachbarn, Niemand redet dem Nächsten übel nach; vielmehr wissen die Leichensteine, die Zeitungen des Kirchhofs, nur Gutes von Allen zu vermelden, was zuletzt ebenso wahr ist, wie das Böse der Zeitungen von Druckpapier. Die allgemeine Lage, die horizontale, hat sicherer als alle Leitartikel, die sich mit der „Lage" beschäftigen, die erste und letzte Gleichheit, das allein mögliche Niveau auf Erden hervorgebracht, freilich erst — unter der Erde. Alas, poor Yorick! seufzte der Dänenprinz, der auch auf Kirchhöfen zu lustwandeln pflegte, und zwar ohne seine Ophelia, die er in's Kloster gehen hieß; eine Vorschrift, bei welcher er fett, sie wahnsinnig geworden ist!

Und dann, — schreibt Meister Tod nicht seine eigene, tiefsinnige Poesie? Wo die Wiege eines großen Mannes steht, das fügt blind und blöde der Zufall; aber den Sarg

stellt das Schicksal seinen Lieblingen immer an die rechte, überall an eine schöne Stelle; sie ruhen, wie der lebendige Poet vortrefflich sagt, „wo sie der Weltgeist hingedichtet“. So Moses auf Sinai, — Napoleon auf Helena, die Felseninsel als Fußgestell, das Weltmeer als Bahrtuch, den Himmel als Baldachin seines Sarkophags, — Alarich unter den stolzen Doppelwogen des Busento und eines Platen'schen Liedes, — Platen selbst in den Lorbeeren des geliebten Südens, — nicht weit von ihm, am Fuße des ersehnten Capitols, sein Bruder Tasso, — Schiller und Goethe bei ihrem Karl August, — der Dichter der „Cäcilie“ an der Seite seiner Muse, — Thorwaldsen unter seinen sämmtlichen Werken; — sogar Freund Heine ist durch Freund Hain schön gebettet worden, hoch über Paris, gen Osten und gen Deutschland hin. Laßt sie liegen, wo sie der Weltgeist hingedichtet; der Aschentransport, die Denkmäler in Marbach oder Ansbach, der Nachruhm auf Subscription, das alles ist ein trauriger Epigonencultus, der den Dürftigen kein Brod gibt, aber dafür den Reichen einen Stein auf's Grab setzt, nicht selten denselben Stein, welcher ihnen im Leben an den Kopf geschmissen worden ist.

Der geneigte Leser werde nicht ungeduldig; wir sind auf unserem Kreuzeswege durch Gräber am Ziele unserer Charfreitagswallfahrt angelangt. Sie führt zu der Weimarischen Fürsten- und Dichtergruft, in Deutschlands Poets-Corner, auf eine Stätte, die recht eigentlich eine der Erinnerung und Sammlung genannt werden darf. Das Goethe-Haus mit dem feierlichen Salve auf der Schwelle, Schillers Dachstube in ihrer hoheitsvollen

Niedrigkeit, Herders ascetisch=kalte und nackte Zelle, Wielands grünes Oßmannstädt sind oft genug geschildert worden, wenn auch nicht halb so oft, wie der leere Prunk französischer Schriftstellergemächer. Mich drängte es, statt der Dichter=Wiegen oder der Dichter=Wohnungen, beide leer und fremd geworden, einmal die Dichter=Särge zu begrüßen, welche die Ernestinische Fürstengruft auf eine so reine und herrliche Höhe gestellt hat, daß in ihnen die eng verschlungene Doppellaufbahn der deutschen Dioskuren und ihr makellos, zweifelfrei dastehender Ruhm sich wunderbar schön abschließt. Das eben ist das Einzige, zuvor niemals Dagewesene, auch künftig nicht wieder zu Erreichende, daß in dem Verhältniß der Drei: Karl August — Goethe — Schiller, vom Augenblick erster Begegnung an, bis zum letzten Abschiede, das echt und rein Menschliche überall hervortritt.

Es hat königliche Mäcene gegeben, es gibt deren noch, die höhere Gnadengehalte zahlen, als der Großherzog von Weimar gethan und thun gekonnt; allein neben dem Glück, daß es größere Geister fand und fesselte, als in anderen Zeiten erwachsen, bleibt ihm eigenthümlich das Verdienst, in seinem Verkehr, wie der kleinste Zettel des berühmten Briefwechsels beweist, niemals den Gönner, immer den Freund, nirgends den Herrn, überall den Menschen bewährt zu haben. Der Fremde hat das tief empfunden und scharf bezeichnet. Als Mailand die Anwesenheit Karl Augusts feierte, ward eine Denkmünze geschlagen mit der Umschrift:

Il Principe Huomo.

Ja, diese klare, kluge Menschennatur wollte nicht mit großen Namen eine kleine Stadt verherrlichen, wollte nicht als Sonne durch ihre Planeten glänzen; ihr war es inniges Bedürfniß, „auf der Menschheit Höhen mit dem Sänger zu gehn", und darum hat der unvergleichliche Dreimännerbund durch Sturm und Drang fröhlicher Jugend, wie durch die eherne Zeit äußerer Noth und Trübsal gewährt, bis an, bis über den Tod. Als Karl August die Gebeine seiner Ahnen sammelte und mitten unter den Bürgern seiner Stadt seinem Hause das letzte Haus baute, da sprach er's aus und mahnte von ferne wiederholt schriftlich daran, daß sein Schiller und einst sein Goethe neben ihm unter den Seinen ruhen sollten, und so ist's, Allen zu gleicher Ehre und unzertrennlicher Einheit, geschehen.

Der neue Friedhof liegt im wärmsten Winkel des stillen Ilmthals. An einem sanft ansteigenden Hügel sind den Schläfern ihre Pfühle gebreitet und so sauber gehalten und geordnet, daß den Eintretenden der Garten Gottes wie ein wahrer Garten empfängt. Auf der Höhe steht die Fürstengruft, 1824 erbaut, ein viereckiger Tempel mit Kuppelaufsatz und dorischer Vorhalle, in allen Einzelnheiten schmucklos und einfach. Einige Stufen hinan, dann durch schwere Doppelthüren schreitet man in das Innere: weiße Wände, ohne allen Zierrath, durch Segmentfenster beleuchtet, an der Rückwand ein Altar, in der Mitte eine vergitterte Oeffnung im Boden, durch welche die Särge in die Gruft hinabsinken. Der Eingang zu dieser ist linker Hand; eine kleine Steintreppe führt hinunter. Der Führer zündet die Wachskerzen an, wir folgen ihm und

stehen in dem wiederum auf vier Pfeilern ruhenden Gewölbe. Eine kühle Kellerluft bläst uns an und doch — wer könnte, obgleich der höfliche Cicerone wiederholt darum bittet, den Hut auf dem Haupte behalten, wenn er an die zwei ersten, dem Eingange nächsten Särge tritt und am Fußende die Namen liest:

SCHILLER — GOETHE.

Man hat irgendwo und irgend einmal erzählt, die beiden Dichtersärge seien bei Seite, gewissermaßen hinter die Thüre geschoben worden; das ist vollkommen unwahr. Sie stehen dem Eintretenden zunächst an der augenfälligsten Stelle der Gruft; die älteren fürstlichen Särge, große und kleine, reihen sich rechter Hand, die Mauern entlang, und in der Mitte neben den Pfeilern ruhen die letzten Ankömmlinge: Karl August in einem ehernen, reich verzierten Sarkophage; sein Sohn und Nachfolger, Karl Friedrich, in einem mit rother, goldverbrämter Sammtdecke überzogenen Zinnsarge. Vor Jahr und Tag wurde durch Einbruch und Diebstahl die Stätte entweiht; bis auf wenige Spuren des Frevels ist sie aber wieder ganz in den alten Stand versetzt worden.

Bekanntlich ward Schiller als der Erste aus dem Kleeblatt gepflückt. Sein Begräbniß hat eine traurige Vorgeschichte, die Adolph Stahr mit der seiner liebenswürdigen Natur eigenthümlichen Wallung zornigen Eifers in seinem Tagebuch aus Weimar und Jena verfolgt hat. Am 12. Mai 1805, spät Abends, trug man, fast ohne Geleit, den Dichter des Wallenstein in einem elenden

Sarge von Tannenholz auf den alten Kirchhof, Sanct Jakob geheißen, in das sogenannte Kassengewölbe. Der ehrsamen Schneiderzunft war nach einem alten, Reihe-um gehenden Innungsrechte das Loos zugefallen, Schiller zu bestatten; es mußte ihr durch ein Paar Freunde des Hauses abgekauft werden, die ihn sang- und klanglos aus der niederen Thüre des Häusleins an der Esplanade hinaustrugen. Der große Unbekannte, „in einen tiefen Mantel gehüllt", welcher bei so manchen Begräbnissen erscheint, fehlte auch an jenem Abend nicht; doch war es weder Karl August, noch Goethe, die Beide durch Abwesenheit und Krankheit ferngehalten wurden, sondern Schillers Schwager, Wolzogen, der sich dem kleinen Gefolge von Weitem anschloß. Alles dies, bis auf die Tischlerrechnung für den Sarg, die nach Vossens ausdrücklicher Bestellung nicht viel über drei Thaler betragen durfte, bewahrt uns Stahr in scharfen, scheltenden Worten. Wir wollen darüber nicht mit ihm rechten; wenn er aber meint, ähnliche Ungebühr hätte sich nur in einem deutschen Krähwinkel ereignen können und nicht in einer großen Stadt, so irrt er in dieser Annahme ebenso, wie in der klagereichen Sammlung kleinstädtischer Züge und Feldzüge gegen die lebenden Dichter. Das Jubelfest Mozarts hat in seinen aufgerührten Erinnerungen an des Meisters Erdenwallen schlagend bewiesen, daß Wien bei der Leichenfeier für den Sänger des Don Juan nicht größer gewesen, als Weimar bei Schillers Begräbniß; Diesen sollten die Schneider tragen, Jenen die Todtenbrüderschaft. Mozarts Grab ist bis zur Stunde unbekannt; Schiller ward, nachdem er zweiundzwanzig Jahre im Kassengewölbe geruht,

am 16. December 1827 in die drei Jahre früher erbaute Fürstengruft feierlich abgeführt. Und doch war Mozart der Priester einer ungleich volksthümlicheren Kunst, als Schiller, die Zeit seines Ablebens eine verhältnißmäßig viel ruhigere, Wien gegen Weimar eine Weltstadt!

Nein, nein, es gab und es gibt in dieser Richtung keinen Unterschied zwischen Klein und Groß unter den deutschen Intelligenz-Metropolen oder Kunstmittelpunkten. Die erhabene Frage: Von oder nicht Von, hoffähig oder unfähig, das Geschnatter der alten kapitolinischen Vollblutgänse gegen Sturm und Drang des jungen Poetengeschlechts, der Schreiber- und Kammerjunkerneid über Goethe's mehrjährigen Reiseurlaub „mit vollem Gehalt", oder über Schillers neubackenen Reichsadel, die gesammte maul- und schlagfertige Fraubasenwirthschaft, die mitten unter den unsterblichen Schöpfungen einer neuen Zeit auch sich durch ohnmächtige Dummheit und Bosheit unsterblich macht, — sie können noch heute und an umfangreicheren Orten als Ilm-Athen wiedergefunden werden; sie sind nothwendig für sich, aber ihre Verewigung durch Andere und Bessere erscheint um so überflüssiger. Dergleichen geht, alltäglich wie es ist, mit dem Tage vorüber; es hängt nur am Orte und hat keine Bedeutung, nicht einmal eine charakteristische, weil es so allgemein wie gemein ist; keine Wirkung, da es hinter großen, bleibenden, Welt und Zeit umfassenden Wirkungen vollkommen verschwindet. Wo es nun obendrein so schön gesühnt wird, wie in Weimar, da soll der ruhmlose Kampf mit allen dunklen Wunden und Flecken auf den Gräbern der geschiedenen Heroen nicht mehr erneuert werden. Schlimm

genug, daß wir hinter die Coulissen ihres Lebens geblickt und dort die großen Männer in ebenso kleinem Hader unter sich und gegen die nächste Außenwelt gesehen haben, wie er die Epigonen zerfleischt. Ihren Tod und ihre Verklärung trübe uns doch Niemand, auch nicht die wohlmeinendste Pietät, indem sie längst zerronnene Schatten wiederum an's Licht ruft.

Schiller hat vom Anfang bis zum Ende das typische Leben des deutschen Dichters durch- und ausgelebt: die Auflehnung gegen Zwang und Willkür, den Bruch mit dem „Bestehenden“, die unstäte Wanderschaft, das ermüdende Handgemenge mit des Leibes Nothdurft, auch den jungen Tod, das Abgerufenwerden vor dem Fertigsein, das Ende vor der Vollendung,*) und zum allerletzten Schlusse das Armenbegräbniß, sammt der Auferstehung in der Fürstengruft und in Goethe's rührendem Schädelgesang. Wer möchte ein Moment von allen missen oder lassen? Ihm ward es, dem Menschen und dem Dichter, nicht so wohl, wie den seltenen „heiteren Joviskindern“, deren breite Götterstirne, für den vollen Lorbeer vorbestimmt, die Sorge nicht plattgedrückt, die ausreifen können, vom ersten wilden Sprößling des Geistes an bis zur letzten schwersten Frucht, vom Götz bis zum Faust,

---

*) Das ist kein Urtheilsspruch im Sinne jener Pythonissen, von deren Dreifuß aus Schiller zu einem überwundenen Standpunkte zusammenschrumpft. Wer den weiten Weg von den Räubern bis Wallenstein, von Fiesko bis Tell verfolgt, muß nicht nur des Abstandes zwischen beiden inne werden, sondern auch in diesem des nicht erreichten Zieles. Schiller war durch und durch Dramatiker; der dramatische Dichter wird aber nicht allein g e b o r e n, er wird auch g e m a c h t.



oder von Titus Andronikus bis zum Sturm. Er ist, Schiller, weil minder glücklich, deswegen nicht minder groß, und wir ehren ihn nicht weniger als die Glücklichen; wir lieben ihn nur mehr als sie, und so gleicht sich das scheinbare Unrecht der Mitwelt, des Schicksals, friedlich aus.

Nur ein halbes Jahr ging Schiller dem fürstlichen Freunde in der Gruft voraus. Karl August war es nicht beschieden, in Weimar, in seinem Lande zu sterben; auf einer Rückreise von Berlin beschlich ihn zu Gradiß, wo er einen preußischen Marstall besuchte, am 14. Juni 1828 der Tod; er starb stehend, am offenen Fenster, in heller, heiterer Sommer-Abendluft, einundsiebzig Jahre alt, über ein halbes Jahrhundert Regent. Seine Leiche, von Weimars Grenzen an durch einen unabsehbaren Zug trauernder Bürger geleitet, ruhte erst im römischen Hause, jener Lieblingsstätte Karl Augusts in seinem Park; am 9. Juli 1828 stieg der Sarg durch jene Versenkung in die Gruft hinab.

Goethe überlebte beide Freunde; es hat zur Ausgleichung seines Glücks auch nicht an dem harten Worte gefehlt: er überlebte sich selbst. Am 26. März 1832 wurde er an Schillers Seite beigesetzt; sein Begräbniß schmückten alle Ehren, die seine Wiege empfangen, seinen Siegeswagen auf Schritt und Tritt verfolgt, ja doch, verfolgt hatten. Mein Führer durch die Fürstengruft, einer der ehemaligen Weimarischen Husaren, hatte ebenfalls Dienst an diesem Tage. Nachdem der Leichnam in den Staatsgemächern des Goethehauses auf dem Paradebett gestanden und von nah und fern besucht worden war, —

ein feierlicher Zug, bei der Hausthüre eintretend und durch die hinteren Gartenzimmer entlassen, — bestattete man ihn mit fürstlicher Pracht; nicht nur Hof und Hauptstadt folgten, auch die Universität schloß sich an, die Garnison rückte aus, wahrscheinlich — so vermuthete unser getreuer Kammerhusar — weil der Herr Geheimderath ja doch auch eine Campagne unter Karl Augusten mitgemacht. Sonntags darauf predigte Röhr in der Stadtkirche über Goethe's letztes Wort: „Mehr Licht!“ eine Verherrlichung, welche nicht überall und zu allen Zeiten gewagt oder geduldet worden sein würde, wenigstens nicht ohne heftigen Widerspruch, sowohl gegen den Rationalismus des Pfarrers, wie gegen das zweifelhafte Christenthum des Geschiedenen.

Von der Trauer, die mit der Todesbotschaft über ganz Europa ging, mag es einen kennzeichnenden Begriff geben, daß in einer nicht eben benachbarten Universitätsstadt unsere Westphalen-Kneipe stumm auseinander ging, als der „Bierhannes“ die Nummer des Frankfurter Journals hereinbrachte, welche Goethe's Ableben berichtete. Wir waren dazumal in allen Dingen recht grünes Holz; es ist indessen die Frage, ob das dürre, welches heutzutage die Jugend vorstellt, von einer ähnlichen Nachricht ebenso in Feuer gesetzt würde? Sie studirt telegraphische Depeschen über den Weltfrieden mit weiser Miene, mit bewaffnetem Auge; uns hat die Julirevolution nicht so blitzstrahlähnlich getroffen, wie der Ausruf: „Donnerwetter, ihr Kerls, der alte Goethe ist gestorben!“ Das Silentium darauf machte sich von selbst, es wollte kein Witz, kein Hospiz mehr ziehen, Einer nach dem Andern

brach auf, und ich weiß es noch, als hörte ich es heute, daß ein altes Haus, mit dem ich durch den Schnee heimtappte, die große Pfeife kopfschüttelnd ausklopfte und zu mir sprach: „'s ist doch Pech, Fuchs! Da d'rauf thut kein Schoppen und kein Tabak mehr gut!" Diese energische Leichenrede fiel mir nach fast einem Vierteljahrhundert in der Weimarischen Fürstengruft lebhaft wieder ein.

Als ich auf die Oberwelt zurückkehrte, war es über allerlei Sinnen und Säumen beinahe Abend geworden. Die Sonne brach durch die trüben Trauerschleier des Charfreitags mit ihren letzten Strahlen siegreich durch und rollte in dem Gewölke gegen Westen wunderliche Bilder und Farben auf. Wie in einer Luft- oder Gedankenspiegelung standen die weißen Säulen der Münchener Glyptothek da, die brennenden Glasmalereien der Auer Kirche, die Lichtreflexe auf dem ehernen Coloß der Bavaria. München, das München König Ludwigs, ist ein lehrreiches Seitenstück zu dem Weimar Karl Augusts, und zwar ein ebenfalls bereits abgeschlossenes Bild, dessen ja die Selbstironisirung Meister Kaulbachs sich bereits bemächtigt hat. Die Stadt der Dichter und die Stadt der Bildner, der Maler, — die klassische Literaturepoche Deutschlands und die Restauration der Kunst in Deutschland: — bei vieler Aehnlichkeit und ruhmreicher Verwandtschaft welcher Unterschied in Zwecken und Mitteln, in Schöpfern und Schöpfungen!

Rhöne-Fahrten.

Briefe an eine Verlorene.

I.

Den 21. Mai.

Wenn Du wüßtest, wie und wo Dein Freund vor wenigen Augenblicken erwacht ist, während Du noch mit dem letzten der ängstlichen Morgenträume kämpfst, und Deine Babet höchstens einmal in die Vorhänge Deines Lagers gelauscht und Deine lächerlich=kleinen Pantoffeln dem auf Teppich zurechtgestellt hat! Aber quäle Dich nicht! Klein=Sassen liegt auf keiner Landkarte von Europa; Du weißt überhaupt bis auf diesen Augenblick noch nicht, ob es liegt und wo?

Laß Dir erzählen.

Was ein Pfingstmontag ist, weißt Du. Du denkst an eine Menge geputzter und lachender Menschen, an den großen Garten, an Regimentsmusik, an eine neue Oper. Das ist Dein Pfingstmontag, ein weltlicher, protestantischer, rauschender. Den meinigen kennst Du nicht. Ich stand gestern — Du lächelst über die „böse Angewöhnung?“ — gegen neun Uhr Morgens auf. Vielleicht läge ich noch, denn ich träumte von Dir; allein mich weckte Gesang, der eben so unwiderstehlich, als unausstehlich

war. Ich auf, die Gardinen weg, die Kirche mir gegenüber verschlafen angestarrt: neun Uhr, Glocken in langen, feierlich ausholenden Pulsen, Wallfahrende, so Männer wie Frauen, ein unabsehbarer Zug, die Letzten noch in der Kirche, der Erste mit seinem Kreuz schon ganz oben in der Straße, und Alle singend, und Jeder in seinem Takt, in seiner Tonart, ein wirres Nach- und Durcheinander, Bürgergarden zu beiden Seiten, die die Flintenkolben auf die Erde stoßen, Jungen, welche schreien, Mädchen, die aus den Fenstern lehnen, gelbe Sonnenblicke über den Platz — da hast Du in kräftigen Rissen meinen Pfingstmontag: „Eine Procession.“ Gestern, am Sonntag, war's gerade so, nur daß die Geistlichkeit in hohem Ornate auch mitwallte, in gelben, flatternden Meßgewanden, eine Fahne vor sich her.

„Es hat seine Poesie,“ sprechen die Leute, welche das lesen. Ich empfand auch so, als ich die erste sah auf Fronleichnam, den Bischof unter seinem Baldachin, begrüßt von den Böllern am Thore, vom silbernen Klingeln des Glöckleins, vom Geklirr der präsentirten Waffen. Allein mit der Zeit wächst Einem das Processiren über den Kopf. Ach, und wenn nur der Gesang nicht wäre, und inmitten des stattlichen Zuges die vielen stumpfen, zerstreuten, angetrunkenen Gesichter!

Meine freundliche Hausfrau meinte, das könne so bis gegen Abend dauern. „Heute ist Flurwallfahrt,“ sagte sie, „da kommen sie von den Dörfern auch Alle herein.“ Ich blickte trostlos auf meine unglücklichen Fenster. Und das mußte alles an mir vorüber; und wenn ich eben ruhig im Lehnstuhle saß und eine Zeile

am neuen Romane hinwarf, draußen wieder ein Choral. Ländliche Musik!

Du bist nachsichtig, liebe Entfernte! Du hast einmal gesehen, wie ich bei einem Musikfeste fast ohnmächtig zu Deinen Füßen fiel, weil der Bassist mir schonungslos in das rechte Ohr gesungen: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Hier war aber von keinem Vaterlande, keinem Baß, keinem Musikfeste die Rede — sondern eine sechsstündige Flurwallfahrt! . . .

Bis zwölf Uhr hab' ich's ausgehalten. Da kam eine neue Gemeinde mit ganz frischen Streitkräften, zumeist Weiber mit blechernen Discantstimmen. Das litt mich nicht mehr. Ueber meinen Rock warf ich den Reisemantel; Deine Tasche begleitete mich, zu dem Nöthigsten drin ein paar Dutzend Cigarren und „Indiana“. So gerüstet, unter meiner Strohmütze einem cultivirten Robinson nicht unähnlich, schritt ich über die Schwelle. „In drei Tagen bin ich wieder daheim,“ sagt' ich zu Theresen, die mein Kaffeegeschirr abnahm. Und nun hinaus! Die Gesänge verfolgten mich noch weit, weit — im Felde drüben zogen noch schwarze Menschen. Wie ich flog, einen grünen Zweig, damit nichts am poetischen Touristen-Costüme fehlen möge, auf der Mütze!

Wohin? Darüber kann bei uns keine Frage sein. Wenn wir aus dem Buchenlande Fußreisen machen, können wir nur in die Rhöngebirge gehen, just wie die Hannoveraner nur eine „Aussicht“ haben und holen können vom Lindnerberge. Wozu hätte uns denn auch der liebe Gott das schöne, scharfe Profil der Milseburg und die kecke Wellenlinie der Abtsröder Höhe und die Zinken

der Eberszwackel an das Firmament gezeichnet, als daß wir hinzugehen sollten? Noch blitzte eine schöne Schneedecke droben, während es im Thal, auf den Wiesen schon grün war und die Blüthen hier und da lebenslüstern mit den Wimpern zuckten. Ich zog in den Winter. Was that's? Mich fror ja nicht. Mir war's eben recht, daß die Leute, welche im schwarzen Frack mir begegneten und, mit Frau und Kindern am Arm, in die „Anlagen" vor der Stadt zogen, mit dem Kopfe schüttelten.

Den Petersberg kennst Du. Du hast selber droben gestanden an der Mauer des Kirchleins und mir lachend auf den Mund geschlagen, als ich den Uhland'schen „Schäferknaben", gewiß mit vieler Empfindung, vor Dir recitiren wollte. Ich könnte sagen, ich hätte daran gedacht, als ich über die vertraute Höhe hinschritt und mein grauer Freund, der Thurm vom Rauschenberge, mir zunickte, — allein wozu? Du weißt ja, ich denke immer an Dich!

Ueber den Petersberg ging mein Weg. Hinter ihm tritt Einem namentlich die Milseburg aus der Rhönkette schon recht gebietend und steil entgegen. Dort hinauf! Und mit wegwerfender Sehnsucht eilte ich an dem schönen, malerisch gelegenen Kalvarienberge von Margarethen-Haun vorüber. Deren siehst Du viele hier umher. Grüne Berge, oben zuweilen ein Kloster oder eine Kirche darauf, und von den Flanken winken weiße, schmucke Häuslein. Wenn Du einmal fromm wirst, komm zu mir wallfahren. Ich walle mit, von Station zu Station, und weil Du vor der Madonna niederfällst und den anderen Fresken

oder Holzschnitzereien in den kleinen Kapellen, will ich Dich anbeten, bis oben hin.

„Aber, Kleinsassen!?“

Laß mich doch! Eben erst bläst der Kuhhirt unter meinem Fenster. Ich kann mein Licht ausmachen. Die Sonne scheint mir schon lange auf das Papier. Sie ist aufgegangen, ohne daß ich's gemerkt habe. Du auch? — Wir haben sechs Uhr. Guten Morgen, Verschlafene! Mein' ich doch, ich sähe Dich in die weißen Gewänder fahren und Babet die unnennbare Mütze aufziehen, daß Deine süßen, duftenden Haare voll und muthwillig auf die schamhaften Schultern wallen! Wer nun bei Dir anpochen dürfte, und ohne Dein „Herein“ öffnen, und Dir den letzten, unwillig aus solchen Kissen flüchtenden Schlaf von den Lippen wegjagen!

Schilt mich! Besser Du, als Andere!

Vom Petersberg ging es nun, recht allmählich steigend, über Niederbiber, Langenbiber, durch Waldsäume, in denen schon ein Traum vom Frühling — er erwacht spät bei uns, wie Du — trieb und sehnte, an einem hübschen Wässerlein hinauf, das mit den hellen Augen Einen ansah wie eine Tochter der großen Berge drüben. Die Wiesen ganz sattgrün, wie ich's — selbst im Süden — nicht schöner gesehen habe, und eine Menge Blumen wach. Zur Linken stieg keck und steil ein Berg empor, obendrauf ein blankes Schlößlein, Biberstein, Jagdschloß glaub' ich, oder so etwas. Mein Ziel, die Milseburg, war mir verschwunden. Sag', Du Kluge, geht es nicht oft so im Leben, wenn wir ihm am nächsten sind? Und

von ferne, wie hoch und wie blau lag's da, das Gebirge und das Ziel! Getrost!

An Schackau vorüber schlich ich durch einen immer dichter werdenden Wald. Die Wiesen verloren sich, drängten zusammen, der Weg ward steiler, einige heiße Minuten, so heiß, daß mich das doppelte Kleid drückte und ich den Staubmantel ganz lustig am Stocke baumeln ließ; auf einmal stand ich oben in der Nähe einer einsamen Meierei und sah, mir gegenüber, jetzt erst in ganzer Höhe und Majestät, die Milseburg; zu meinen Füßen, wie kindlich, wie klein, ein Dorf mit läutendem Kirchthurm, grau gedeckten Häusern — Kleinsassen.

Es war mittlerweile Abend geworden. Ich gehe langsam, ruhe oft; die Leute, die mir begegneten, mußten mir erzählen, weil ich mich trotz meines Alleinseins langweilte. Ich brauchte fünf Stunden zu einem Wege, der nur drei gerechnet wird. Indeß mögen doch, nach dem alten sinnigen Sprichwort, Liebende so gemessen haben, versteht sich, wenn sie selbander gingen.

Um Kleinsassen war's sehr lebendig. Bauern gingen und kamen. Natürlich war in den meisten Dörfern ringsum ein Pfingsttanz; ein gleiches auch drunten in dem kleinen. Ich stieg hinab, sehr jäh. Meine Frage nach dem „vornehmsten" Wirthshause war unnöthig; aus dem einen guckten rothe, erhitzte Bauerngesichter, aus dem andern ein fashionabler Kopf, der wenigstens einer Putzmacherin aus Fulda gehören mußte, daneben die wohlbekannte Nase meines Schneiderburschen und drunter eine Cigarre. Musik in beiden, nämlich Wirthshäusern.

Ich ging in das letztere. Auf der hohen, steinernen Treppe vor demselben begegneten mir Studenten, Lyceisten, junge Leute von allerlei Schlag, welche die Röcke ausgezogen hatten, ob zum Tanz im Hause, oder zum Kegeln im Garten, stand dahin. Auf der Diele alles bunt übereinander. Kaum daß der Wirth mich verstand. An ein besonderes Zimmer wäre nicht zu denken vor Mitternacht, meinte er, und die meisten seien auch für spätere Zeit schon in Beschlag genommen. Die Aussicht war nicht übel. Ich verlasse mein ruhiges Haus, weil mir's draußen zu laut ist, laufe einen halben Tag bergauf, bergab, mit einem Ränzlein auf der Schulter, das mir nur erträglich blieb, weil ich an die Hände gedacht, die das Netz geflochten für mich — ja, das Netz! — und nun komme ich in Kleinsassen an, um unter einer Bank auf der Streu zu liegen, während über meinem Haupte ein Hundert stämmiger Fersen einen Lang-Schottischen ausführen und eine ironische Dorffiedel „Mein schönster Tag in Baden" travestirt.

Meine gute Laune ist leicht getrübt. Du weißt das ja, Langmüthigste! Mit einem ziemlich unmanierlichen Fluch warf ich mich auf den hölzernen Stuhl im Schlafzimmer der Familie, dem einzigen zur Zeit vacanten. Es lag hinten hinaus und eröffnete einen vergnüglichen Blick in die Idylle eines Bauernhofes. Von der Eleganz einer Bergwirthschaft in der Schweiz, der sächsischen und der schweizerischen, war hier, das sah ich wohl, keine Rede, wie sehr mir auch in Fulda das Haus angepriesen wurde. Ich hätte Gott gedankt für die frischen, weißgetünchten Wände des Wirthshauses am Brocken —

war's nicht in Schirike? — die Dir, wie Du behauptetest, eine schlaflose Nacht gemacht hatten, während ich, ein Stockwerk unter Dir, auf der Ofenbank im Gastzimmer eben so wenig schlief. Nach einer kleinen Stunde stieg ich hinauf, sah dem Tanz eine Weile zu, versuchte selber einen Walzer, scheiterte aber gleich bei der ersten Wendung, und zwar oben an der Decke, weil ich mir das verwünschte Heben und Hüpfen, worüber Du mich so oft ausgezankt hast, nicht abgewöhnen kann. Ich stand von weiteren Exercitien ab, die Gefahr des Hirnschädelbrechens war zu augenscheinlich. Das Schwert des Damokles hätte hier nicht einmal horizontal über meinem Haupte schweben können, so gering war der Zwischenraum zwischen diesem und der Fläche, die in der großen Welt ein Plafond heißt.

Bemerkungen machen bei einer Bauernlustigkeit? Fast schämte ich mich. Und doch, Du hättest sehen sollen, wie das eine Mädchen mit dem weißbaumwollenen Handschuh ganz keck in das fließende Licht über ihrem Kamm griff und es, in Ermangelung einer Scheere, mit den Fingern putzte, damit es ihr nicht auf das Kleid träufle. Ob der Bursche, dem sie Hand und Arm im Dreher tapfer drückte, noch am andern Morgen Spuren der Liebkosung gefunden hat?

Ich ging wieder hinunter. Ueberall Lärm, Musik. In einem Zimmer tranken die Bauern, im andern rauchten die Vornehmen: Förster, Pfarrer, Gerichtsleute aus der Gegend. Auch draußen im Dorfe war alles lebendig, obschon eine frühe Nacht über der Schlucht lag, und die Gestalt der Milseburg, drohend oder schirmend, ich

wußte nicht recht, sich am Rande des blassen, sternklaren Himmels ausreckte. Der Berg gleicht, wie Du aus Deinem flüchtigen Weilen Dich erinnerst, einem Sarge, die Bauern sagen einem Heufuder. Warum mußte sich meine Phantasie an das erste Bild halten? Ich saß auf der Bank vor der Thür der Schenke. Da stand der ungeheure Sarg, und die kleinen freundlichen Candelaber des Himmels brannten herab zu ihm; unten auf den Wiesen flogen und ballten sich graue Nebel, wie ein Leichentuch zum Sarge. Das winzige Dorf hatte sich vertrauend daran gebaut, gelehnt. Wie oft reicht das arglose, ahnungslose Leben dem Tode eine Hand?

Das Hausmädchen störte mich in meinen Träumereien. Sie wurde mein gastlicher Engel. Die interessante Schwermuth oder das buntseidene Halstuch an mir müssen ihr gefallen haben, ich weiß nicht. Sie verkündete mir, sie hätte neben an, bei dem Bruder des Wirthes, ein Stübchen für mich ausgemacht, hübsch sauber und still; es schliefen oft Herrschaften drin, wenn's bei ihnen voll. Ich wäre ihm gern um den Hals gefallen, dem braven Kinde, allein — es war zu dunkel dazu, man wußte nicht, wohin man fiel! Meine Dankbarkeit beschränkte sich auf minder gefährliche Ausbrüche. Sie nahm meine Tasche in die Hand, das Nachtessen für mich in einem Korbe unter den Arm, und so schritten wir zusammen zum Nachbar, ich herzlich froh, Ruhe zu finden.

Der Nachbar war seines Zeichens ein Schneider. In dem ganz freundlichen Stübchen lagen Ballen und Reste Tuch umher, an den Wänden hingen halbfertige Beinkleider, dazwischen Schäferstücke, „Daphnis et Chloe,“

eine ungeheure Aermelweste neben dem Erzbischof von Köln, ein Paar Gamaschen und ein Bündel technischer Schneidermaße über „Athala et Chactas traversent un fleuve.“ Du siehst, ich war mitten in gebildeten Regionen. Ich speiste unter Erzbischöfen, Schäfern und groben Tuchröcken mit ganz gesundem Appetit, rauchte noch eine Cigarre zum Fenster hinaus und freute mich, daß die Fiedel und das Juchhe aus der Schenke nur wie entferntes Meeresbrausen an mein Ohr schlug. Hernach klimmte ich in mein Bett, nachdem ich mir mit Aufbietung aller Kräfte einen ungeheuren Tisch aus Eichenholz herbeigerückt und, so gut es gehen wollte, zum Lesetisch hergerichtet hatte. „Indiana“ hielt mich mit ihrer betäubend duftenden Sprache noch eine Stunde wach. Mitten in den Wildnissen der Rhöngebirge, in einer Schneiderwerkstatt, zwanzig Schritte von der Dorfkirchweih — George Sand! Wie paßte ihre, dem feinsten und exclusivsten Leben abgewonnene Poesie, wie diese schneidenden Disharmonien, diese tiefe, zum Gott gemachte Leidenschaft in die Idylle, die laue Lenznacht? Gleichviel! Bald verschwammen die Worte des Buches, drüben die Geigen, unter meinem Fenster ein melodischer Brunnen und ein sehr melodischer Nachtwächter in ein wirres Chaos; ich entschlief.

Ganz gegen Gewohnheit wache ich heute Morgen vor Tagesanbruch auf. Mein erster Gedanke — Du! Bei Licht, zum Theil noch aus meinem Bette heraus, schreibe ich Dir meinen ersten Reisebrief. Mein Schlaf war minder ruhig, als ich nach der gestrigen Wanderung erwartete. Wie eine kleine Milseburg lag des Schneiders

gigantische Federdecke auf meinen Gliedern. Draußen ist es jetzo frisch, hell, kühl, wie es nur im Walde, im Berge, bei Sonnenaufgang sein kann. Zu dem Brunnen unten kommen Kühe, mit großen, schönen Augen sich umsehend. Auch ein junges Bauernmädchen machte eben ziemlich ungenirt, wie eine indische Bajadere, ihre erste Toilette in dem Troge, und ich liege im Fenster, horche dem rieselnden Wasser, schlürfe bald den köstlichen Athem des Maimorgens ein, bald meinen Kaffee. In wenig Augenblicken muß der Führer erscheinen, der mich in das Gebirge leiten soll, dann geht's wieder bergauf, bergab, zunächst zur Milseburg. Laß mich einstweilen mein Tagebuch zumachen. Noch einen Blick auf das Titelkupfer — aber nein, Du gleichst Dir doch nicht, Deine Hand hat Dich übel getroffen. Ja, wenn ich malen könnte! —

II.

Den 21. Mai.

Mit Bleifeder — nur drei Zeilen, am Kreuz oben auf der Milseburg geschrieben. Wenn Schneider richtig gemessen hat, bin ich jetzo zweitausend vierhundert Fuß über der Meeresfläche erhaben. Dort wohnst Du, — wo die Sonne heute niedergehen wird. Sie sieht Dich von ihrer Höhe. Warum kann ich's nicht? Meine Grüße ziehen vor ihr her, über Wald, Strom und Berg, — weiter — noch weiter — ach, warum so gar weit? — Du Ewig-Nächste!



III.

Den 21. Mai.

Von Bischofsheim, am Fuße des heiligen Kreuzberges. Ich habe einen schwachen Anlauf gemacht, zu Mittag zu speisen. Nun bleibt mir noch eine Stunde, ehe mein Führer mich zur Wanderung in das Kloster droben abruft.

Denke Dir unter diesem Führer kein polizirtes Wesen, das sein Blechschild mit Nummer sechzehn an den Hut schnallt, wie Freund Hase in Pillnitz that, und Dir ein Buch vorlegt, worin Berliner Judenmädchen über den Kuhstall geschwärmt und Göttinger Studiosen Witze abgesetzt haben. Erscheint heute früh, nach sieben Uhr, ein kleines, behendes Männlein mit einem ungeheuren Hunde an seiner Seite, und stellt sich mir als berufenen Cicerone vor. Auf meine Anfrage, ob er auch wohl Bescheid wisse in dem Gebirge, entgegnet er mir, in tiefstem Ehrgefühl gekränkt: „Ach, lieber Herr, ich hab' schon so manches Stück Vieh über die hohe Rhön gebracht!" Das beruhigte mich über mein Schicksal unter seinen Händen völlig. Mit dem Vieh hatte es übrigens seine Richtigkeit; Franz war Metzger, sein Hund ein echter Fleischerhund, der aus einem komischen Zusammentreffen auch Franz heißen mußte. Das kluge Thier behandelte mich, ehe wir vertraut mit einander wurden, ganz wie einen Rhönhammel von jenen berühmten; keinen Schritt durfte ich seitwärts machen, sonst klaffte er gebieterisch hinter mir drein.

Kurz vor acht verließen wir drei-einigen Fränze, ich, der Führer, der Hund, das gastliche Sassen, um zunächst die steil und schroff vor uns aufsteigende Milseburg zu erklimmen. Am Fuße des Berges hast Du die über allen Ausdruck schöne Form desselben ganz vor Augen. Wenn es in Gebirgen einen Styl gibt, so ist dieses ganz in gothischer Form gebaut. Nichts von den runden, lyrisch und weich geschweiften Wellenlinien unserer heimischen Weserberge, auch nicht die dunkeln, stumpfen Kuppen des Schwarzwaldes und die kecken, phantastischen Profile der Vogesen, wie sie an jenem unvergeßlichen Morgen von der Höhe des „Baden'schen Jägerhauses" unter uns lagen. Hier siehst Du nur Ecken, Zinken, spitze Winkel, heraustretende Kegel, mit den ciselirten, feingerissenen Zierathen zerstreuter Felsen beworfen, aufsteigende Spitzbögen, aber ausgefüllt, markige, mannigfach durchbrochene Strebepfeiler, kühngewölbte Decken, weite Dome. Je mehr ich an die Schönheit selber herantrat, desto weiter wich sie zurück. Ein gemeines Loos des bloß natürlich Schönen, welches nur das Schönste nicht theilt, die schöne, menschliche Form. Ich stieg den ziemlich steilen Pfad über thaufeuchte Waldwiesen rüstig hinan, schon an Gerölle und losgerissenen Felsen vorüber. Dabei ging die Gestalt des Berges verloren, zumal da leichte Nebelstreifen wie Schleier darum flatterten. Franz sah kopfschüttelnd hinauf: „Es wird Regen haben," prophezeite er, „die Todtenlade raucht einmal wieder, und Franz hat Gras gefressen."

Von einer Burg, die droben gestanden haben soll, ist nichts mehr zu sehen. Dagegen sprudelt der Brunnen

des heiligen Gangolf noch, von dem die fromme Sage meldet, er habe die wunderthätige Kraft besessen, die Frauen glücklich und die Mädchen unglücklich zu machen. Ob diese Legende mit der von einem Klausner, der droben gehaust haben soll, — Franz nannte ihn den Milseburger Hannes und erzählte viel schöne Stücklein von ihm, — in übernatürlichem Zusammenhange stehe, konnte ich nicht ergründen. Faktisch ist, daß ein Schackauer Amtmann vor nicht undenklichen Zeiten, in einer sehr delikaten Sache, eine junge Beklagte freisprach, weil sie sich auf die Wunder des Gangolf=Brünnleins berief, gegen die ihre schwache Natur nichts vermöge.

Nach einer Stunde Steigens stand ich droben an der kleinen, dem Verfalle nahen Kapelle. Ein schneidender Wind pfiff über den blanken, schräg aufsteigenden Rücken der Milseburg; an dem Kreuz, welches auf der höchsten Spitze, noch einige Schritte oberhalb der Kapelle steht, vermochte ich nur so lange auszuhalten, um mit erstarrten Fingern die Zeilen an Dich in mein Taschenbuch zu kritzeln. Wär's hoher Sommer gewesen, hättest Du eine Blüthe aus der reichen Rhön=Flora erhalten sollen; allein im Mai wächst in diesen Regionen noch nichts als grünes, fettes Moos und gemeine Schlüsselblumen.

Nicht wahr, Du willst keine genaue Beschreibung der Aussicht von der Milseburg, willst nicht wissen, wie der Berg gen Nordnordost heißt und das Dörflein da drunten? Willst Du, so sende ich Dir Schneiders vortreffliche, naturhistorische Beschreibung des diesseitigen Rhöngebirges; darin findest Du nicht nur alle lateinischen Namen der deutschen Blumen, und alle Schichten, Lagerungen und

Flötze im Eingeweide des Berges, sondern auch ein Panorama von Namen nach allen Himmelsgegenden.

Ich hatte nur meine Gedanken über das hohe, hölzerne Kreuz, das sie mit schweren Eisenstangen in die bemoosten Felsen gerammt haben, rechts und links die pitoyabeln Figuren der Maria und Magdalena, ganz zerrissen vom Sturme, vom Schnee mit einem grauen Schimmer überzogen. Haben sie auf den Höhen, wo kaum noch eine Tanne aufkümmert, mit zähen Armen sich einklammernd in die gähnenden Klüfte des Berges, den dürren Stamm eingepflanzt. Und er steht. Gedeiht doch. „Auf St. Gangolf," sagte Franz, „und auch am zweiten Pfingsttag mußten der Herr hier gewesen sein; das ist noch gestern eine Menschheit gewesen! Und dort auf der kleinen Kanzel" — sie steht außerhalb der Kapelle — „hat der Herr Kaplan eine Predigt gethan, nein! ein Wunder von einer Predigt!" Es war aber nichts mehr übrig von der Bergpredigt als Wurstschalen, Glasscherben, Knöchelchen, Brosamen, die im kurzen Grase umherlagen; denn nach dem Sermon war Tanz und Trunk droben gehalten worden, wie sich's gebührt. Die Wirthe von Sassen und den anderen Dörfern ringsum hatten mit Lebensgefahr ihre Körbe und Tonnen hinauf gefördert, die Leute waren hinterdrein geklettert, und hatten sich's zweitausend Fuß über der Meeresfläche wohl sein lassen, was sie in ihrem Kruge drunten unstreitig billiger, freilich auch minder unbequem, ebenso genossen haben würden.

Die Sonne schien hell über die graue Kapelle und das verwitterte Kreuz, als ich Abschied nahm von der

Milseburg. Unser Weg stürzte sich an steilen Felswänden vorüber in Waldesdickicht hinab, gen Abtsrode. Ein schönes Tannenholz umduftete mich und spielte in den Lichtern der Sonne auf magische Weise, unter den Füßen schaukelte sich wie elastisch der schwellende Moos- und Rasenboden, und im Walde riefen Spechte und Häher. Fernher schallten, wie Pulsschläge eines verblutenden Baumlebens, die keuchenden Klänge einer Axt. Eine völlige Einsamkeit ringsum. Die Aussicht war uns, der Tiefe des Pfades wegen, genommen, nur daß der Sarg der Milseburg unvermeidlich hinter uns stand. Franz erzählte, ohne müde zu werden, von einem Kosaken, der eines schönen Morgens an diesem selben Steine erfroren gefunden worden. Es war im Mai gewesen, versicherte er, und schien gar nicht zu ahnen, welches Compliment er seinem heimischen Klima machte, wenn er einen Kosaken im Wonnemond hier erfrieren ließ. Von den sehr lächerlichen Dummheiten der Bewohner von Tiedges, das da links unter dem Holze läge, brachte er dieselben Schwänke, die neuerdings von Lalenburg, Schilda und Schwarzenborn bis zum Ueberdruß abgedroschen und aufgewärmt werden. Ich dachte dabei an Tiedge's „Urania," und wie doch vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei, hier sogar für beides nur ein Name. Franz, der Vierfüßler, war seinerseits auch nicht müßig; er schnupperte im Tannicht umher, seinen gewerbsmäßigen Knebel um den Hals, und auf einmal jagte er mit lautem Anschlag ein prächtiges Thier über unseren Häuptern auf, einen großen, schwerfliegenden Vogel, dessen blauschwarzes Gefieder im Sonnenlichte herrlich schillerte.

Das stattliche Thier flatterte über den engen Pfad und fiel jenseits im Busche nieder. „Ein Auerhahn,“ sagte der Führer. Es ist der erste, den ich gesehen, — vielleicht der letzte. Jäger bin ich nicht, und in unsere Städte verirren sich die schönen Waldbrüder nur gebraten, dann noch selten genug.

Es war drückend heiß, als ich gegen zwölf Uhr Mittags in Abtsrode ankam. Denn so ist die veränderliche, grelle Natur des Wetters in diesen Bergen, daß dem Reif und der Kühle des Morgens ein derber Sonnenstich, diesem ein Nachtfrost folgt. Abtsrode ist ein kleines, schmutziges Dörflein, wie ein Schwalbennest eng in die Kluft gebaut, die zwischen zwei Bergen als Rinnsal für rothe Waldbäche und Hohlwege gerissen ist. Die Mädchen klapperten in Holzschuhen umher; der Männer Mehrzahl war aus zur Feldarbeit. Im Wirthshaus ist, wie ich aus irgend einem Buche wußte, einem vor mir Reisenden — Jäger heißt er und hat auch Briefe geschrieben über das Gebirge, aber ernsthafte und nützliche — ein Abenteuer begegnet, das ich — sauf ton respect — erzählen muß. Man hat ihm Schinken vorgesetzt, und um den zinnernen Teller zu reinigen, spuckt der aufopfernde Abtsröder zur Fürsorge hinein und reibt es mit dem Ellenbogen sauber ab.

Hast Du genug an dem einen Zuge, der Dir die Natur hiesiger Bergwirthschaften erklären soll? Oder willst Du, daß ich eine idyllische Scene daneben male, die ich selber bewunderte? Eine Madonna del Giardino, die hinter dem Häuslein saß, ihr Kind auf dem Schooße, aber nichts weniger als geistig mit ihm beschäftigt . . .

Du winkst, — ich gehorche. Und nun lobe meine Abhärtung, meine stoische Ruhe, daß ich zehn Schritte von diesem Genrebilde, in den Baumgarten gelagert, einen Eierkuchen mit gesundem Appetit, freilich vorsichtiger Weise nicht von einem Teller, sondern aus freier Hand verspeiste, während Franz wedelnd zu meinen Füßen kauerte, und der andere Franz nach einem Labetrunk in der Küche fragte. Wenn Du jemals wieder mich der Leckerei beschuldigst oder übertriebenen Ekels, so mahne ich Dich an den Eierkuchen in Abtsrode. Ein Glas überraschend guten Frankenweines mundete mir dazu vortrefflich; ich segnete den Pfarrer, der, wie mir der Wirth erzählte, alljährlich einmal mit ihm gemeinschaftlich einen Ankauf in Würzburg machte. „Er trinkt seinen,“ setzte der Mann in seinem unnachahmlichen Jargon hinzu, „und das beste Theil von meinem auch dazu; aber mir kann es schon recht sein.“

Mein dejeûner sans fourchette hatte in dem Grasgärtlein einige Zuschauer, Alte und Knaben, größtentheils aber Weiber von abschreckender Häßlichkeit, versammelt. Wirst Du es glauben, daß alle diese Leute noch niemals eine Cigarre gesehen hatten, daß sie über die Anzünder derselben, über meine kleinen Streichschwämme, rein außer sich geriethen? Und das etwa fünf, sechs Stunden von allerlei civilisirten Landstädtchen, wo ein Amtmann wohnt, ein Geistlicher, ein Förster, oder gar ein bayrischer Gutsherr!

Nach einer Stunde Rast und Erquickung brachen wir von Neuem auf. Zunächst führte uns unser Weg, steil und mühselig, an der Abtsröder Höhe hinauf, einem der

bedeutendsten Rücken der eigentlichen hohen Rhöne, aus dessen scharfem und langgezogenem Kamm sich einzelne Kuppen — hier Küppel genannt — pyramidalisch herausschieben. Der Rücken selbst ist kahl, unbewaldet, von bröckeligem, weißem Boden, in dem Thon- und Sandgruben sich hier und da öffnen, um einen Blick in das seltsam gefärbte Innere dieses Höhenzuges zu gestatten. Weißer Sand, rother, fetter Thon, Geröll wie von Schiefer oder Basaltstücken, das alles wechselt bunt und schichtenweise mit einander ab. Die gelehrten Besucher ermangeln denn auch nicht, über die Art und die Formation des Gesteines sich herumzubeißen; besser wäre es vielleicht, nützte man die Thon- und Erdgruben sorgfältiger, als es zu geschehen scheint. Die berühmten Fuldaischen Porcellanfabriken, die im vorigen Jahrhundert so manches niedliche Kunstwerk in Geräth und Figuren lieferten, was heute als modernes Rococo in den Sammlungen von Liebhabern und Kennern ohne zu erröthen neben dem Dresdener Gute steht, zu unterscheiden an dem blauen gekrönten Ff des Fabrikzeichens: sie beuteten diese Erden der Abtsröder Höhe auf das Glücklichste aus und sortirten sie förmlich in verschiedene Klassen. Jetzt scheint der Bergbau nur lässig betrieben zu werden; selten, daß mir ein Arbeiter begegnete, der, mit seiner Haue und Schaufel im Arm, gemächlich droben umherschlenderte.

Nicht lange hielt ich mich auf dem breiten, gefurchten Sattel des Gebirges auf, über den ein schneidender Wind hinpfiff. In einzelnen Senkungen lag noch der vom Thal aus gesehene Schnee fußtief, mit langsam zusammenschmelzenden Rändern. Der Hund wälzte sich mit sicht-

lichem Behagen auf der schmutziggrauen Fläche umher. Und wenige Schritte von diesen Resten des Winters, auf der sogenannten Eube, verkohlten die Reste einer ewigen, innerlichen Flamme, eines Vulkanes, wenn die Gelehrten Recht haben, welche in der kesselförmigen Vertiefung jener Kuppe einen ehemaligen Krater erkennen wollen. Ich wünschte, dem wäre so, denn mir gab es ein schönes Bild, Kälte und Gluth, beide verschüttet, so nahe zusammen. Der Berg gemahnte mich wie ein Mann, dessen Leidenschaften noch lange nicht ausgelodert haben, wenn die Erfahrung ihn schon streckenweise in ihre Schneedecken und Frostschauer einhüllt.

Der Boden flog unter meinen Füßen, so elastisch war die weiche, moosige Kruste über dem Berge, so rasch unser Marsch auf der sich ganz allmählich absenkenden Hochebene. Eine Todtenstille lag droben, die Mittagsruhe der großen Bergnatur. Pan schlief. Kein Fußtritt auf den vielfach sich durchschneidenden Wegen, keine Begegnung. Doch — eine. Unweit des Hasenhofes — eines Kruges, der in Ruinen liegt bis auf Grundmauern und Pfeiler, und der in dieser Einöde allerdings seinem Besitzer weniger Nahrung geboten haben mag, als schlechtem Gesindel Zuflucht und Obdach — unweit desselben traf ich auf einen fahrenden Künstler. Ein Maler, der von München kam und von den ausgebeuteten Schätzen des bayrischen Hochlandes, von seinen Seen, Wäldern und Felsen flüchtete, um in dieser Welt Beschäftigung und Fund für sein Skizzenbuch zu suchen. Du glaubst nicht, Liebe, wie wohl mir das Begegnen gefiel: zwei einsame Spaziergänger, verirrte Söhne einer Mutter, der

Kunst, von Süd und Nord kommend, froh, nach stundenlangem Wandern unter Wilden einmal ein Wort auswechseln zu können, das nicht auf der hohen Rhöne wild wuchs. Wir lagen ein halb Stündlein zusammen im Grase; ich theilte ihm eine Cigarre mit, und er erwiderte das klassische Gastgeschenk mit einer Apfelsine, deren er in der Reisetasche ein kleines Magazin bei sich führte. Diese ganze Scene hatte so etwas unmittelbar Poetisches und Artiges, daß ich mich nur ungern von dem jungen, schwarzbärtigen Burschen trennte; er eilte aber, um heute noch nach Fulda zu kommen, wo er einem Freunde Rendezvous versprochen. Wir schieden mit freundschaftlichem Handschütteln, und erst als er schon weit, weit weggeschritten war über die stumme Haide, fiel es mir ein, daß wir wohl ein paar Gaben mit einander getauscht hatten, aber nicht unsere Namen. Wir waren nun für einander verloren.

Wie viele Menschen, denen Du in der Wüste begegnest, sei es im Frack oder im Reiseanzug, im Ballkleid oder im Bademantel, wie viele unter ihnen gibt es, wie wenige vielmehr, die Du am Arme festhalten möchtest und sprechen: Bleib' bei mir, Du fremdes Menschenkind, und laß uns nicht wieder von einander gerathen! Dabei denken wir, Du und ich, an die schöne, blasse Frau mit dem Knaben, die in Stolzenfels am Rheine auf dem Söller saß und Dich auf die Stirne küßte, ehe Du Verwunderte nur ein Wort mit ihr versuchtest. Wo mag sie ihren vaterlosen Sohn nun geborgen haben und ihren Schmerz und ihre Täuschungen?

Mein Weg wurde feucht und schwankend, je mehr ich von dem Abtsröder Rücken in die Nähe der berühmten Moore gerieth, deren eines, das rothe, schon weithin schimmernd mit seinen röthlichen Blumen, zur Linken in einer Länge von gut sechshundert Fuß sich streckte. In alten Büchern ist von einem Dorfe die Rede, das ehedem hier gestanden haben soll; keine Spur bewahrt mehr sein Andenken; überhaupt, außer einigen Hütten für Torfstecher, ist diese ganze, morastige und kahle Hochebene so verwaist, wie es die Lüneburger Haide nur sein kann. Bei trockenem Wetter soll man den falschen Boden beschreiten können; ich fand aber wahrhaftig daran so wenig ein Interesse, als an der Fuldaquelle, wohin mein Cicerone mich mit beredter Gewalt führte. Ich erinnere mich, daß patriotische Bergreisende in ein Entzücken ausgebrochen sind, als sie am Fuße der kleinen Wässerkuppe, noch jenseits des Hasenhofes und der Moore, in sumpfigem Wiesengrunde aus kleinen Wasserstrahlen das Flüßlein sprudeln und springen sahen, an welchem unsere altbischöfliche Stadt Fulda, später sogar unsere schöne Residenzstadt sich breit machen. Nun wohl —

Aber ich möchte nicht gern in vaterländische Phantasien ausbrechen. Weißt Du doch, wie ich darüber denke, wie sehr mir Fulda an's Herz gewachsen ist . . .

Noch in der Nähe des rothen Moores ereilte mich ein feiner, sprühender Regen. Zum Glück war ich nicht gar weit von der Landstraße entfernt, die, aus der östlichen Rhöne kommend, nach Frankenheim, Bischofsheim und also an den Fuß des Kreuzberges führt. Nach einigen Heer- und Querzügen über nasse Wiesen und Gräben,

bei denen die gerühmte Lokalkenntniß meines Führers eben nicht im besten Lichte erschien, gelangte ich denn wirklich, vor einer Stunde ungefähr, in Bischofsheim an. Eine kleine, unbedeutende Bauerstadt, mitten in einem flachen Thalkessel gelegen, von bewaldeten Kuppen umgeben, aus denen mein Ziel, der Kreuzberg, mit seinem Kloster mir schon fernhin gewinkt hatte. Ich bin im „goldenen Stern“ eingekehrt und warte der Dinge, die kommen sollen, nämlich eines möglichst vollständigen Mittagsmahles. Die Wahrheit zu sagen, fühle ich mich gewaltig müde; hätte nicht die Mittheilung an Dich Dein liebes, fernes Bild mir tröstlich und täuschend nahe gebracht, ich würde trotz der geringen Bequemlichkeiten, die mein Gemach darbietet, sanft und selig entschlafen sein, sitzend, wie ich bin, in einem erbärmlichen Ledersessel, dessen Gliedmaßen unter meiner gewiß bescheidenen Bürde bedenklich ächzen. Ein Blick aus dem niedrigen, bleigefaßten Fensterlein tröstet mich eben so wenig, als einer auf meine vier nackten Wände. Draußen rieselt das Wasser in den Rinnsteinen über die schlechtgepflasterten Straßen, junge Gänschen patschen melodisch drin umher, und mir gegenüber aus einem alten, geräucherten Erker sieht ein alter Mann in der Nachtmütze, der wenigstens Senator sein muß, wenn nicht gar Bürgermeister. Im Hause aber sind die Weißbinder; der „goldene Stern“ wird inwendig neu ausgepinselt, und auf der Flur zankt sich der Hausknecht mit einem Metzgergesellen.

O heilige Geduld, verlaß mich nicht! Und, wenn mein Essen erst servirt sein wird — der Tisch ist schon vor einer Stunde gedeckt — dann: gesegnete Mahlzeit!

IV.

Den 22. Mai.

Du hier! O Du! Nur eine einzige Minute, daß Du neben mir stehen könntest, von meinem Arm umschlungen, hoch oben auf der höchsten Zinne des heiligen Kreuzbergs! und daß mein Auge, müde des Schweifens und Schauens, an Deiner Brust eine bleibende Stätte fände!

Siehst Du! Warum kommt mir denn gerade auf solchen Standpunkten, in solchen Augenblicken das lebendigste Bedürfniß, mich an eine liebe Gestalt lehnen zu können, Arm in Arm mit einer Freundin hinabzublicken in den Wechsel von Berg und Thal, Wald und Wiese? Weil mich dünkt, ich sähe ebenso mein Leben drunten zu meinen Füßen liegen, die Verluste drin klein und verhüllt, verschwimmende Hügel oder Gräber, die Freuden sonnig und grün, wie jene Matten, und ich müßte dann an ein mitfühlend Herz fallen; siehe, wie schön ist alles, wie über allen Ausdruck schön und reich! . . .

Als ich gestern Abend aus Bischofsheim auspilgerte, stand ein Regenbogen sanft und verheißend auf dem grauen, sich langsam austräufelnden Gewölk. Kühe mit läutenden Glocken zogen an mir vorüber, Mädchen mit Milcheimern auf den Köpfen, alte Männlein, deren frommes „Gelobt sei Jesus Christ“ ich mit dem typischen „In Ewigkeit Amen“ zurückgab. Und ich schämte mich, wie ich so dahinschritt in den funkelnden Wald, dessen Zweige von tausend Tropfen glitzerten, den heiligen Berg

hinan, innerlich aller irdischen Schlacke ledig, die so oft das reine Feuer eines zufriedenen, erfüllten Gemüthes trübt und dämpft. Mich dünkt, Pilgern mag so zu Sinne sein, die dem Ziele ihrer Wallfahrt nahe stehen und deren Segnung im Geiste schon vorkosten. Wären wir immer so „still und bewegt,“ als in solchen Minuten, oder ihrer nur eingedenk, wann es anders werden will!

Wenig Dank wußte ich's einem reisenden Pädagogen mit seiner Knabenschaar, daß sie, am ersten Hange des steilen Berges rastend, sich zu mir gesellten, als ich mit einem Gruße vorübersteigen wollte; ahnte der Mann den Collegen in mir, obgleich ich das Handwerk so lässig grüße, oft so schnöde verleugne? Ich weiß es nicht; aber bald war ich mitten unter den Buben, die um ihren Führer tobten und sprangen, und alte Scenen wiederholten sich, nur aus dem Staube der Schulstube versetzt in die freie Gottesnatur, vor meinen Ohren. „Du mußt nicht so umherlaufen, sonst wirst Du müde.“ — „O nein, Herr Conrector, ich bin noch lange nicht müde.“ Und, plumps! lag der Junge im feuchten Grase. — „Kinder, die Mützen aufgesetzt! Was hab' ich Euch gesagt? auf hohen Bergen ist immer Zug — Ihr erkältet Euch und dürft nicht wieder mit.“ — „Herr Conrector, was für 'ne Raupe ist das?“ — „Sehen Sie mal, Herr Conrector, die närr'sche Blume!“

So ging es fort, in infinitum variirt aber, leider! senza grazia. Obendrein sahen mich die Schlingel immer lächelnd von der Seite an, weil ich ja, wie sie, die Mütze in der Hand trug, nicht achtend, daß „auf hohen

Bergen immer Zug sei;“ im Gegentheil, mich freute der frische, feuchte Hauch, der mir so erquicklich durch die Haare flatterte.

Gegen Anbruch des Dunkels standen wir oben am Kloster; die Vesper war schon geläutet. Der erste Eindruck des Berges ist durch und durch romantisch. Hier, nahe an dreitausend Fuß über dem Meere, in Wald und Wüstenei, auf einem breiten, kahlen Bergplateau ein Kloster mit keck aufragendem Thurm und handfesten Mauern; daneben ein Wirthshaus, echt à la montagnarde, das Dach mit Steinen beschwert, ein kümmerliches Kohlgärtlein hinter der Thüre und, einige hundert Stufen höher, auf der äußersten Zinke des Kopfes, drei Kreuze, wie auf der Milseburg, daneben ein Thurm neuer Bauart.

So tritt der heilige Kreuzberg überraschend und gebietend vor Dich hin, wenn Du den mühsamen Weg durch Dickicht und Schlucht Dich hinaufgewunden hast. Damit stehst Du auf dem höchsten Punkte der Rhöne, und von dem Kreuzberge umschauend, blickst Du so recht nahe und tief in das wilde, zerrissene Herz dieses Gebirges, das mit seinen erstarrten Wellen um Dich fluthet und dunkelt. Ich konnte mir es nicht versagen, die Stufen, die vom Kloster aus, in den Rasen gefügt, bis an das Kreuz führen, noch hinaufzueilen, obwohl vollständige Dämmerung jede Umsicht vereitelte. Es ist noch ein gutes Endchen Weg — zweihundert und siebenzehn Fuß gibt Schneider den Unterschied an — vom Kloster bis an das Kreuz; dazu ein ermüdendes Steigen auf dem gleitenden, thaufeuchten Moos oder den schmalen, verwitterten und unregelmäßigen Steintritten. Aber, als ich oben

stand, fühlte ich keine Ermattung. Meine Seele flog auf in den breiten, verschleierten Nachthimmel, an dem ein erster Stern zitternd aufschaute, dessen dunkle Ränder zweifelhaft und dämmernd verschwammen mit den Profilen der Berge ringsum. Und tief, tief zu Füßen ein Land, das auch am lichtesten Tage kein Blick übersehen kann, gestalt- und farblos, Wiesen, auf denen sich weiße Nebel ballten und jagten, Berge, die wie träumende Riesen lagen und stöhnten, hie und da aus dem braunen Chaos ein Lichtschimmer, ähnlich dem Blinken des Meeres von einer Sonne, die man nicht sieht, oder ein Hundegebell, ein Wellengeräusch, das der Nachtwind auf seine Flügel nahm und in diese Höhe führte.

Ferne, Verlorene, Liebe! Dir brauch' ich nicht zu sagen, was ich empfand, als ich einsam im Nebel und Kühlen droben stand, mit beiden Armen den fühllosen Schaft des Kreuzes umklammernd. Du weißt es ja. Gen Osten, gen Norden, gen Süden, gen Westen flogen meine brennenden Augen, und nirgends eine Aufhellung, eine Versöhnung, als ein bleicher, mit dem Grau der Nacht wehmüthig verschwimmender Saum im Abend, wo die Sonne gestorben war auf dem öden Gebirge. Ich deutete diese Klarheit, die einzige, richtig: im Westen wohnst Du ja, und Deine Gedanken flossen in dem Augenblicke wie Lichtströme um meine vereinsamte Seele, als Du einsam wie ich und noch mehr, den letzten Blick aus dem Fenster sandtest, ehe Deine zögernde Hand die Gardinen langsam herniederrollen ließ.

Ja, wir sind verloren für einander und heimathlos, Jedes für sich. Nicht, wo Dein Fuß gerade geht und

steht, wo mein Haupt auf ein gemiethetes Kissen sinkt zur peinlichen Ruhe; nicht da, wohin eine verhaßte Pflicht und sklavische Gewöhnung bannt, ist ja unsere Heimath. Sie wäre es, wo wir mitsammen Hand in Hand, am eigenen Herd uns niedersetzten, Brust an Brust entschlummerten, Auge in Auge zur aufglühenden Sonne beteten; sie wäre es in dem Thal, wo unsere Wiege stand und wo sie die heilige Asche meiner Mutter beigesetzt, auf der Schwelle, wo Dich mein Mund zum ersten Male küßte und zum letzten — das ist uns Heimath, nicht die gleichgültige Scholle, auf der ich vorübergehend am Pfluge der Dienstbarkeit keuche, noch die Stille, die Dein verblutendes, gezwängtes Herz umschauert. Wir haben keine Heimath, wir sind wie die beiden irrenden und verschlagenen Thiere, die eben drüben aus dem Dickicht aufflatterten und kreischend, wie gehetzt von einem nächtlichen Raubvogel, über mein gebeugtes Haupt schossen.

Und — verdammt! — in dem Augenblicke, da ich in Wehmuth und Bitterkeit aufgelöst, die Stelle zu meinen Füßen hätte küssen mögen, um einen festen Punkt zu finden für mein Heimweh, da Nacht und Nebel wie ein stilles, kühles Meer ihre Schleier um mich schlugen, da tritt mein Pädagog an mich heran — er hatte drunten seine Schafe erst eingepferdht — und fragte mich nach einem Gemeinplatz über den „schönen Abend," woher ich denn eigentlich wäre? Ich bin zum ersten Male unhöflich gegen einen Reisenden gewesen, wahrhaftig zum ersten Male; ich weiß nicht, welche Antwort ich ihm zugeworfen habe; aber die zornige Thräne im Auge erstickte meine Stimme, und daß er mich nicht weinen hören sollte,

stürzte ich die Stufen wieder hinab, indem meine Hand ihn zurückwinkte.

Unten im Kloster brannten schon Lichter. Ich wollte die weit und breit gerühmte Gastlichkeit der Mönche in Anspruch nehmen und aus mannigfaltigen Gründen lieber unter ihrem Dache schlafen, als unter dem profanen des Wirthshauses, zumal da letzteres den Collegen sammt seiner Jugend aufgenommen hatte. Mein Zug an der Schelle dröhnte durch das ganze Gebäu; ein wüthendes Gebell antwortete, und nach einiger Weile raschelte ein schlürfender Tritt inwendig über die Steinplatten. Man bedeutete mich nach meiner Meldung, eine Minute zu verziehen; ein Laienbruder müsse den Hund halten. Ich harrte im Vorhofe, dessen Kühle meine perlende Stirn sanft überhauchte, bis die weite Thür kreischend aufging. Der Pförtner mit dem Schlüsselbunde empfing mich, eine Hängelampe in der Hand; hinter ihm, seitwärts, kniete der Laienbruder, der in seinen Armen den immer fortheulenden und zerrenden Himmelhund gefangen hielt. Das schwankende Licht warf ein paar hübsche Streifen auf die Gruppe und malte an den gewölbten Gang gigantische Schatten. Ich folgte dem vorausleuchtenden Frater in das Refectorium, worin die Geistlichen noch versammelt waren. Mein Empfang ist der gastlichste gewesen, den man sich denken kann; der Guardian als Vorsteher des Klosters begrüßte mich, und ein jüngerer Bruder kredenzte ein Glas „schäumenden Gerstensaftes," vulgo Bier geheißen, das in sehr belobter Qualität von den geweihten Händen gebraut wird. Die Abendmahlzeit war schon vorüber; was man mir nachträglich servirte,

würde freilich weder einem feinen Gasthof Ehre gemacht, noch einen groben Magen befriedigt haben; indeß genügte es meinem Bedürfniß, das nach langem Umherstreifen keineswegs gering war, vollkommen.

Den Herren des Klosters sah ich an, daß sie ermüdet waren; sie lehnten in dem weitläufigen Speisesaal umher, zapften Bier, schlichen ab und zu, putzten an den herzhaften eichenen Tafeln und unterhielten sich flüsternd mit einander, die geschorenen Köpfe dicht zu einander gesteckt und in die schwarzen Franziskaner-Kutten möglichst tief eingehüllt. Der Guardian machte mir allein noch die Honneurs des Hauses, darin bestehend, daß er mit der in allen Klöstern herkömmlichen Neugier mich über meine Person und meine Reise ausfragte. Dafür gab er mir auch die gewünschte Auskunft über die Verhältnisse seines Klosters und über das einsame, herbe Leben, das diese wenigen, zum großen Theile noch ganz jungen Männer hier oben führen. Auch meine Verwunderung über die ungeheuere und unbändige Bestie, die mich hatte zerreißen wollen, klärte er dadurch auf, daß sie trotz ihrer Heiligkeit dennoch zum Schutze des geringen Besitzes derselben bedürftig wären. Auch diene der Hund, fügte der Guardian hinzu, im Winter, wo Weg und Steg oft wochenlang verschneit blieben, den terminirenden Brüdern als Führer.

Nach einer Stunde ging ich zur Ruhe. Ein Frater geleitete mich über hallende und dunkle Gänge eine Treppe hinauf, an mächtigen Bücherschränken und bestäubten Oelbildern vorüber, auf eine der zahlreichen Fremdenzellen, die über meine Erwartung bequem und in

gewissem Grade sogar zierlich eingerichtet sind. Ihre Reinlichkeit mag auch, als keineswegs regelmäßig, belobt werden. Ein kleines Sopha, ein naiv-alterthümlicher Wandspiegel, sogar eine Art Toilettentisch mit reiner Wäsche und ein ganz einladendes Bett füllen den kleinen Raum zum Behagen aus; aus der Fensternische blickte man auf den dunkeln Klosterhof und in die schwarze, starrende Gebirgsnacht.

Die Wahrheit zu sagen, als ich nach einigem Verweilen mich entkleidet und das Licht ausgelöscht hatte, als ich in dem (natürlich zu kurzen) Lager mich möglichst einzunisten versuchte, beschlich mich ein zages, beschämtes Gefühl von weiblicher Furchtsamkeit, worüber Du, Herzhaftere, mich ein wenig auszanken magst. Die Stille in den Gängen, das Dunkel draußen, meine gänzliche Verlassenheit als einziger Gast des Klosters, die wilde und unbekannte Natur, in die ich mich begraben hatte: das alles überströmte mich mit einer albernen Bangigkeit, die ich durch die vernünftigsten Vorstellungen vergeblich zu beschwichtigen versuchte. Aber, ist es Dir nicht auch schon einmal so ergangen, daß Du Dich gern und mit einem wunderbaren Behagen an Deinem Herzschlage, an dem Schwingen und Brausen der Luft vor Deinen aufhorchenden Ohren, an dem Fliegen Deines Athems tiefer in Dein Laken gehüllt hast? Mir ging es letzte Nacht so; ich genoß meine Furcht recht durch, und als die Klosterglöcklein zur Matutine riefen — Nachts um ein Uhr — als unter mir die Tritte der Mönche und bald darauf ihr eintöniges Gemurmel aus der Kirche herüberschollen, da erst fiel ich in einen festen, ehrbaren Schlaf,

der ohne weitere Störung und Aufregung bis lange in den heutigen Tag mich gefesselt hielt.

Wir haben einen starken Nebel draußen. Kaum daß ich das Wirthshaus aus meinem Fenster erkennen kann. Eine frische Morgenluft weht in die Scheiben und blättert für mich im Tagebuche um. Meine Zelle ist gar wohnlich, und das im Ofen knisternde Feuer sammt dem Kaffee hat mich in eine so glückliche Stimmung versetzt, daß ich Lust hätte, den ganzen Tag zu sitzen, zu schreiben, zu träumen. Beschlossen ist, jedenfalls heute hier zu bleiben. Ich will nicht, wie die meisten Besuchenden, mit einer Nachtruhe und einem Nebelblicke auf dem Kreuzberge mich begnügen. Meine Standhaftigkeit soll dem Himmel die Sonne und der Gegend eine Entschleierung abtrotzen. Zudem freue ich mich eines ganzen Tages unter den braven Jüngern des heiligen Franziskus. Er ist gewissermaßen ja auch mein Schutzpatron, oder wenigstens hat er dem Ketzer seinen altgläubigen Namen geliehen.

Heute rufe ich Dir noch eine gute Nacht vom Kreuzberge zu; morgen wieder aus alten Umgebungen. Jetzt will ich hinaus. Der Morgen lichtet und lüftet sich; er steigt aus dem Bade der Nacht. Sieh, schon schüttelt er die Tropfen aus den goldenen Locken und wirft links und rechts die Linnen, die feuchten, weg. Bald steht er strahlend und groß da — Hallelujah!

V.

Den 22. Mai.

Nun habe ich einen ganzen, langen, lieben Rasttag auf dem Kreuzberge zugebracht, und wahrlich! dessen

gereut es mich nicht! Ich träumte mich in das Hospizium auf dem St. Gotthard, mit Dumas in das Kloster auf dem Sinai; alle romantischen Klosterbilder belebten und erfüllten sich vor meinen Augen, wenn die ehrwürdigen Väter in ihrem schwarzen Ordenskleide oben umherschritten, sich zur Arbeit im Garten schürzten, den Hof säuberten, oder nach dem Frühmahle sinnend aus den engen Zellen in das stille Gebirge starrten.

Den Morgen bestimmte ich zu Streifereien im Kloster und durch dessen nächste Umgebung. Die Bibliothek mit ihren vergitterten Schätzen, wo ich unter theologischem und scholastischem Staube den frischen Born manches Chronikenbuches aufwühlte; die kleine, einfache Kirche, hinter deren abschüssiger, dicht an eine aufsteigende Flanke des Berges gedrückter Seitenmauer noch ein hohes Schneelager sich versteckte, welches in manchem Scheinsommer die Sonne gar nicht erreichen und schmelzen kann; die langen, dämmerigen Hallen und Gänge des Gebäudes, das Innere der benachbarten Wirthschaft — diese in ihrer Einzelnheit so ganz verschiedenen und hier auf dem schmalsten Raume ineinander gedrängten Dinge zerstreuten meine Aufmerksamkeit nach allen Seiten.

Um elf Uhr, als die Toilette des Berges vollständig gemacht war, eilte ich noch einmal auf die äußerste Spitze desselben zum Kreuze hinauf. Du weißt, ich liebe sehr ausgedehnte Fernsichten eben nicht; alles individuelle Leben verflacht und verschwimmt in denselben, und Dein unsicheres Auge vermag weder in der Idylle eines nahen Dorfes, einer Waldwiese, einer Köhlerhütte, noch an dem

Genrebilde großbewegter Städte sich zu erholen. Alles schrumpft zu verlorenen Pünktlein ein, und inmitten dieser vollen, überwältigenden, ineinander fließenden Ferne, mit deren todter Nomenklatur ein unausstehlich gewissenhafter Führer Dich behelligt, stehst Du, selber betäubt und verloren, keines festen Eindruckes mächtig. Aehnlich ging's mir auf dem Kreuzberge; von den Thüringer Bergen, die in dem herabwallenden, dunkeln Mantel ihrer Nadelhölzer fern und stolz, wie gewappnete Riesen, am östlichen Horizonte auftauchten, schweifte ich zu den duftigblauen Höhenzügen des gesegneten Frankenlandes im Süden; aber weder die Ebenen des letzteren, weder seine Rebengelände und Stromgefälle, noch die Felsen und Schluchten Thüringens boten sich mir dar — überall nur Ahnungen, Dämmerungen, Fernblicke, und im nächsten Vorgrunde ein Gewirr von Thälern, ein Gestrüpp von Hügelkuppen, ein Nebeln und Blauen, aus dem kein behagliches, sättigendes Ruhen zu gewinnen war. Fulda lag gen Abend verdeckt — das Dammersfeld, drei Stunden weit entfernt, ein breiter, grüner Rücken, mit einer Meierei gekrönt, hatte sich zwischen die bekannten Thürme und meine Sehnsucht gelagert. Wie liebte ich's darum. „Das Dammersfeld, oder Fulda?" Dieses, weil es versteckt war, jenes, weil es versteckte. O, ich bin reich an Liebe, überreich.

Das kolossale Kreuz, das neben mir wie ein Fingerzeig gen Himmel von des Berges Kuppe emporragte, ist durch einen Blitz kerzengerade gespalten; eiserne Klammern raffen die Splitter noch mühselig zusammen und rammen den Schaft in den zähen Steinboden ein.

Neben dem Kreuze steht ein viereckiger, niedriger Thurm, zu Vermessungen und Beobachtungen hergerichtet, wie es scheint. Die Inschrift habe ich mitgenommen; laß Dir von Bruder Julius sagen, wie schlecht oder wie gut die Philologen damit zufrieden sein werden. So lautet sie: Auspice Maximiliano Josepho Bavariae Rege Gloriosissimo Speculam Hanc Posuit Carolus Felix De Seyffer Regii Instituti Statistico-Typographici Director Aulaeque Regiae Astronomus MDCCCXVI Kal. Jun.

Vor Tische blätterte ich, im kühlen Refectorium behaglich ruhend, noch in der Literatur des Berges und in dem Fremdenbuche, das ein gefälliger Frater mir vorgelegt hatte. Du weißt, wie wenig ich mir sonst aus dergleichen Sammel-Instituten eines nothdürftigen, höchst gemischten und zweideutigen Witzes mache, in denen die unreife, die lallende Sentimentalität mit der Rohheit und dem Burschikosen Haschens spielt. Das Fremdenbuch der Mönche hat aber eigenthümliche Zierathen, Gemälde mönchischer Kunst, z. B. einen Franziskaner und einen Augustiner darstellend, die sich die Hände reichen, Ausbrüche des religiösen Fanatismus inmitten der gleichgültigsten Sätze, und — Respect! — vor allen Dingen, Autographa des königlichen Sängers von Bayern, der gelegentlich seines jährlichen Aufenthalts im benachbarten Bade Brückenau, gewöhnlich seinen frommen Freunden hier oben einen Besuch abstattet. Es finden sich viele Merkmale und Reliquien dieser königlich-dichterischen Anwesenheit. Sein letztes Gedicht, vom 12. August 1838 datirt, hebt an: „Da sind wir Brückenauer wieder . . .“ Der Mönch, der über meine Schultern sah, versicherte

ehrfurchtsvoll, das habe der König „so ohne sich zu besinnen, in einem Zuge weg“ hineingeschrieben. Schon streckte meine Hand sich aus, um dieses Blatt aus dem vollgrünenden Lorbeer König Ludwigs abzupflücken, nicht im Original, o nein, nur in einer frommen Abschrift in mein Taschenbuch — aber es überlief mich ein kalter Schauer, wie vor Tempelraub, und — das Lied war nicht kurz. Nun schilt mich, daß Du nur die erste Zeile erhalten hast; mein Gewissen lobt mich dafür.

Das 1811 schon eröffnete Fremdenbuch ist von dem Dr. Schneider aus Fulda eingeleitet, demselben, dessen Namen ich Dir schon öfters als Autorität anführte. Hinter seinem emphatischen „In montibus salus,“ zu deutsch: „Auf den Bergen Heil,“ steht gleich, von seiner Hand hinzugefügt, ein medicinischer Commentar, wie dieses Heil zu verstehen ist, ein Register nämlich von officinellen und nicht officinellen Pflanzen, womit auch seine verschiedenen Rhönwerke reichlich ausgeschmückt sind. Aber, Herr Obermedicinalrath, glauben Sie mir, außer dem Heil durch Brustthee und Unterleibsdecocte und Nervenkränklein wachsen auch noch andere Pflanzen auf den Bergen, welche Sie weder in die Schubfächer Ihres Linné, noch in die Büchsen des Engelapothekers schütten können. Denken Sie an die Prachtpflanze, die auf dem Rütli erblühte in stiller Mondennacht, an die herrliche Alpenrose, Freiheit geheißen, und an die Liane, Männereintracht des Schweizerbundes! Auf den Bergen, wie auf den ewigen Opferaltären, Flammen des erwachenden Volksgeistes! Feuersäulen in die Nacht! Telegraphische Rufe, Wolkenbotschaften! . . .

Das Diner — nein doch, der feine, fremde Name paßt schlecht an diese Stelle, — das Mittagsmahl im Refectorium war kurz, derb, stumm, geistlich. Mich störte eine unwillkommene Wahrnehmung, wie nämlich der vorschneidende Pater neben seinem Geschäfte die hörnerne Dose — sie erinnerte an Frater Lorenzo bei meinem lieben Yorick — hier zu oft heimsuchte. An demselben Aermel wurden Teller und Dose, Messer und — verzeihe! — die Nase sanft gestrichen, und nach jedem Genusse flog, mit wahrer Fertigkeit eines Escamoteurs geworfen, die Dose über den Kopf in die inneren Kragenfalten der schwarzen Kutte. Mit wachsendem Erstaunen sah ich dem wiederholten Manöver zu, es ging wie am Schnürchen und glückte jedes Mal à merveille. Guter Pater! nenn' es nicht Undankbarkeit und Verrath an Deiner gastlichen Aufnahme, daß ich neben den fetten Speckschnitten, mit denen Dein Messer mich Unwürdigen und Unempfänglichen regalirte, noch ein Auge behielt für Deine letzten, kleinen, weltlichen Angewöhnungen! Ich verarge sie Dir so wenig, als das schöne, milde Auge, das diese Zeilen, und Dein Bild in ihnen, überfliegt. Du entsagtest ja so vielem in der Welt, so manchem Genuß und so mancher Gewöhnung; warum solltest Du denn nicht Deinen Rappé in Ruhe gebrauchen und den übertriebenen Ekel in Ruhe entbehren können, mit dem wir Weltkinder uns unser Thun und Lassen erschweren? Schnupfe Du noch Jahre lang fort an Deiner hospitablen Tafel und möge Dir die Prise stets so wohl bekommen, als mir Dein Mahl!

Den Kaffee genoß ich im Wirthshaus, dessen Eigenthümer mich schon am Morgen freundlich zu sich geladen hatte. Ich schrieb Dir schon von der soliden Außenseite desselben; auf Steinen lastet der Grund und Steine wiederum lasten auf dem Dache, so daß es mich an das Brockenhaus gemahnte. Leider war sein Inneres wesentlich von diesem verschieden. Ach! nicht dadurch allein, daß Du nicht mit rothgefrorenen Wänglein aus dem niederen Zimmer mir entgegentratest, einen Brockenstrauß am Busen, der nun schon Monden, schon Jahre lang in meinem Allerheiligsten zerstäubt —

Ich saß allein in der großen, weißgetünchten Stube. Bald aber gesellte sich die Familie zu mir; schreiende Kinder, denen ich den schmutzigen Mund mit schmutzigem Zucker stopfte, um beides zugleich los zu werden; ein Hund, der unter den warmen Ofen schlich, und eine Zucht hübscher Küchlein, die mit ihrem unerträglichen Gepiepse auf der großen Diele umhertrippelten. Begreiflich, daß ich es nicht lang aushielt, obwohl die Möbel das schönste und natürlichste Rococo zusammenstellten, das ich seit Jahren gesehen: Brettstühle mit köstlich geschweiften Lehnen, in welche Herzen und Blumen als Arabesken geschnitzt waren, Thürschlösser, deren Mechanismus so complicirt war, daß ich ihn erst nach geraumer Zeit begreifen und handhaben lernte, bunt ausgelegte Schränke, schier so groß, wie ein kleines Haus, mit naturpoetischen Inschriften und Schnörkeln bemalt, ein Verschlag mit einem Bette, worin die ganze Familie, den Hund eingerechnet, zu schlummern schien, davor ein groß geblümter Vorhang, und, merkwürdiger als alles, eine eiserne Lampe,

deren Schraube eine wahre Pferdekraft erforderte, um das Licht höher oder niedriger zu stellen. Unter solchem Hausrath denke Dir drei schreiende Kinder, einen gähnenden Hund, die Unzahl blutjunger Hühner, den Wirth, welcher rauchte, und mich, der ich abwechselnd vom Ofen angeglüht, vom Wirth ausgefragt, vom Hunde beschnuppert und von den Hühnern —

Du verstehst mich!

Bald brach ich auf. Franz, der Führer, wollte mich in die Nachbarschaft des Berges geleiten, ich ließ ihn aber droben im Kloster, und nur von Franz, dem Hunde, begleitet, dessen Talent meine mehrtägige Erfahrung mir in einem weit besseren Lichte hatte erscheinen lassen, als jenes des Herrn, verlief ich mich in die nächsten Regionen. Wir waren in der kurzen Zeit recht gute Freunde worden. Er sprang wedelnd und kläffend um mich her, dankbar, daß ich ihm den Metzgerknebel abgenommen hatte, und ich selber, wie ich in langen Sätzen den südlichen Abhang des Berges, der mit großen Basaltblöcken überstürzt ist, hinabeilte, fühlte mich so leicht, so frei, so fröhlich, als sei auch mein Hals von einer Handwerksschleife erlöst worden.

Der Karakter des Gebirges bleibt sich in strengen Formen überall gleich: Härte ohne rechte Erhabenheit, Armuth ohne jene traurige Poesie der Oede, die George so schön „une tristesse sublime“ genannt hat. Es ist, als sei auf den Häuptern, um die Flanken, in den Adern dieser breiten Berge aller grüne Saft der Vegetation, aller Lebenstrieb versiegen gegangen. Kahle Hänge, weite Hochebenen, dann und wann zerrissene Felspartien, selten ein

Wässerlein, das aus den Schluchten hervorrieselt und in schwammigen Moorgründen sich bald spurlos verliert, verschlungene und kaum erkennbare Waldwege, an deren Kreuz Dich ein vereinsamtes Christusbild, ein Heiligenstock melancholisch grüßt, — so ist die hohe Rhöne. Wanderer und Lustreisende nirgends, nur braune Viehhändler mit hohen Ledergamaschen oder wildaussehende Rhönebauern sind mir begegnet.

Daß Cultur und romantischer Reiz in dieser herben und derben Natur sich noch nirgends festgesiedelt haben, ist begreiflich. Du erinnerst Dich wohl, wie in der sächsischen Schweiz jeder Fels, statt von einer keuschen Oreade, von singenden Harfenistinnen bevölkert ist, wie man Wasserfälle für vier Groschen veranstaltet, wie am Prebischthore ein nachgemachter Ossian, blind und mit greisen Locken, urplötzlich hinter einem Sandsteinbrocken heraustritt und die Eselreitenden oder Sänftengetragenen kläglichst ansingt. Von dem allen hast Du in der hohen Rhöne nichts zu befahren. Das ist ein Tempel der Einsamkeit, der beschaulichen, in sich versenkten Ruhe. Alle Erinnerung an die gesellige Form, alles Zusammenreisen und Zusammengenießen ist hier oben aufgegeben; Du fühlst Dich allein, völlig allein auf diesen Bergstrecken, und die arme, stumpfe Menschenrace, die aus den zerstreut liegenden Dörfern an Dich kommt, läßt gleichgültig Deine Erscheinung an ihren Hütten vorübergehen.

Soll ich Dir sagen, Verlorene! was ich gedacht, geträumt, gewollt habe, als ich heute auf selbstgewählten Wegen drei oder vier volle Stunden lang um den Kreuzberg schwärmte? — Laß es begraben bleiben in jenen

unnahbaren Stätten, begraben in meinem Herzen! Heiter und gefällig sind wahrlich die Bilder nicht, die eine solche Umgebung in uns beschwört, und was die Träume angeht, jene Träume der Einsamkeit und Verlassenheit, so kennst Du sie ja am besten, ohne daß ich ihre luftige, klagende Gestalt in den krystallenen Kerker des Wortes zu bannen brauche.

Merkwürdigkeiten, Abenteuer, Sagen besitzt dieses Gebirge, arm an allem, wie es ist, auch nicht. Seine Beschreiber haben dem Mangel abzuhelfen gesucht. Der Eine — Heller mit Namen — bringt die geistreiche Conjectur zu Markte, jene Basaltblöcke am südlichen Abhange des Kreuzberges seien von den Ureinwohnern bei einem Versuche, die kahle Kuppe anzubauen, dort hinabgewälzt worden, also eine umgekehrte Art cyklopischer Mauern, Denkmäler einer frühen Naturbewältigung und Zerstörung durch vereinigte Kraft der Menschen. Schade, daß man nicht annehmen darf, die bewußten „Ureinwohner" seien ebenso unpraktisch gewesen, als die Bürger von Schilda oder — deutsche Gelehrte es sind. Denen ließe es sich allerdings zutrauen, daß sie an den felsenleeren Seiten des Berges hinaufgeklettert wären, um oben die Felsen wegzuschaffen und in einer Region, wo kaum noch eine verkümmerte Tanne ihr grünes Haar vom Winde zerzausen läßt, Hafer und Gerste zu säen.

Und wie gefällt Dir ferner diese Blüthe aus der Flora unserer Rhöneliteratur: „Der Viehstand in der hohen Rhöne ist im Allgemeinen schlecht, — mit Ausnahme der Gutsherrschaften." Ruhe Du und erquicke Dich in dieser humoristischen Oase, ich habe es auch ge-

than, herzinnig. Ja, Verlorene! unter solchen Geistern muß man athmen, leben, sich beurtheilen, zerstückeln, beschnüffeln, begeifern lassen! Ach, vergib! Es drängt sich selbst in mein Asyl die bittere Erinnerung dessen, dem ich entflohen bin, um rettungslos zu ihm zurückkehren zu müssen. So mahnt den entsprungenen Galeerensklaven der letzte Ring seiner Kette, den er mit sich schleppen mußte, durch einen Druck am wunden Schenkel an das Elend, mit dem er seine kurze, gefährdete Freiheit vertauscht hat ...

In den Schleiern des Abends suchte ich meinen Heimweg zum Kloster. Das Vespergeläute ward mein Weiser; Franz sprang, die Fährte suchend, munter vor mir her. Nun war diese Natur schön, wie eine Träumerei der Sehnsucht, als linde Schatten von unten herauf sie weiß und duftig umflatterten, während oben die schwarzen Profile der nächsten Berghäupter am blaßblauen, kühlen Abendhimmel sich scharf abschnitten. Ein heiliges Wehen ging um den Berg; auf seinen Flügeln wiegten sich die verschwimmenden Klänge der Klosterglocke und grüßten, wie Friedensverheißungen vom Himmel, das verhüllte Thal drunten. Stimmungen der Andacht, Schauer eines seltenen Gottesbedürfnisses rieselten durch meine Seele. Erschöpft stand ich an einem steinernen Heiligenstock still, herzklopfend, unwillkürlich mit gefalteten Händen. Mein Auge suchte einen Stern, nur einen, aber der Himmel war noch zu hell.

Stern des Glaubens! Mond einer stillen, ergebenen, gottseligen Frömmigkeit! Strahlst Du denn nur aus den Wettern des Unglücks und der Verzweiflung?!

Mein Auge fand über den dunklen Bergesriesen keinen Stern. Aber an dem Heiligenstocke stand, und es war gerade noch licht genug, daß ich an dieser Inschrift mich abkühlen konnte: „Dies Creutz habe ich geweyht, Jodocus Kircher, für alle Zeyt.“

Die Väter empfingen mich im Refectorium sehr erfreut über meine Rückkehr; sie hatten mich schon verirrt gemeint. Wenige Augenblicke nach meinem Eintritt in das noch dunkle Gemach kam auch der Laienbruder mit dem großen Leuchter, und da machte es einen überraschenden Eindruck auf mich, wie der Guardian mit dem Zeichen des Kreuzes und mit einem lateinischen Segenswunsche die eintretende Flamme begrüßte. Murmelnd wiederholten die Mönche den Refrain; die schwarzen Kutten beugten sich einen Augenblick lang vor der neuen Helligkeit. Ein seltsames Bild, eine sinnige Ceremonie! Ich hatte ihr, obschon ein fleißiger Besucher der Klöster, noch niemals beigewohnt, darum berührte sie mich um so tiefer.

Die Conversation war bald nach aufgehobener Abendtafel erschöpft. Eine Illusion hatte ich in derselben noch verbüßen müssen, die mich wiederum mahnte, die Außendinge minder nach meiner vorgefaßten Meinung, als in ihrem wirklichen Sein und Bedeuten aufzufassen. Unter den Franziskanern war mir gestern schon eine bleiche, besonders anziehende Physiognomie aufgefallen; der Kopf eines Abälard, dacht' ich mir, als ich die dunklen Augen und die schmalen Falten um den Mund betrachtete. Meine Phantasie spiegelte mir gleich einen ganzen Roman als Erläuterung dazu vor, und wurde in ihren Spielereien

noch dadurch unterstützt, daß Pater Abälard von den übrigen, viel materieller aussehenden Brüdern sich stets ein wenig absonderte. Heute Abend vermocht' ich meine Wißbegierde, meine Theilnahme nicht länger zurückzuhalten; ich trat nach dem Essen zu ihm, als er wiederum in der Nähe des Ofens auf der hölzernen Bank sich still zusammengekauert hatte. „Ehrwürdiger Herr," fragte ich sehr sanft und zart, „Ihnen gefällt's wohl hier im Kloster nicht recht?" — Ein tiefer Seufzer seiner Seits; meiner Seits gesteigerte Erwartung; kurze Stille. — Endlich erwidert er, mich aus den dunklen Augen trübselig anblickend: „'s ist halt kei' Altbayern nit" — ach! und das in einem fetten, gurgelnden, breiten Dialecte, dem man ansah, anhörte, daß sich der Einsame nicht nach den Bergseen und Alpenfirnen des schönen Landes zurücksehnte, noch weniger nach dem weißen Busen eines lieben Mädchens, von dem ihn die Gewalt oder die List gerissen hätte, sondern nur nach den Hopfenwäldern und Mehlnudeln der gelobten Erde. Adieu, Pater Abälard!

So geht's mir immerdar. Mein Vater hat mir von Jugend auf gesagt: „Franz, Du wirst nie klug werden, niemals die Menschen kennen lernen;" aber meine Mutter entgegnete, indem sie mir die Thränen über einen kindischen Verlust, die Wunden einer Knabenbalgerei abtrocknete: „Laß den Jungen doch!"

Kann ich dafür, daß ich es des Vaters klarem, klugem Sinne nicht nachthun kann? Ich setze immer voraus, ich traue oder mißtraue, kein Gesicht geht an mir vorüber, daß ich ihm nicht eine Geschichte als Folie unterlegte, ich drücke keine Hand, ohne daß mein Herz dabei Dem

entgegenwallte, der mir kühl und zurückhaltend in's Auge sieht. Ich kannte ja die heutigen Mönche genug, um von meinen Täuschungen und Einbildungen zurückgekommen zu sein, und hätte ich hier nichts weiter erwartet, als einen Mann mit sehr gesundem Unterleib, mit starken Füßen und einer hellen Kehle, der den klösterlichen Beruf gewählt hat, wie Einer seiner Brüder den königlich bayrischen Soldatenstand und ein zweiter das Drechslerhandwerk — ich würde mir eine Beschämung, eine neue Lehre erspart haben. Adieu, Pater Abälard, aus Altbayern, ohne Heloise!

Seit zwei Stunden bin ich in meine Zelle zurückgekehrt. Ich kann nicht schlafen, und wenn diese fließende Kerze, was bald geschehen wird, herniedergebrannt, muß ich mein Bett im Dunkeln suchen, auf die Gefahr, mir für meine Bilder und Metaphern eine Brausche an den Kopf zu stoßen, wie George in dem Wirthshause zu Chamouny. Um ein Uhr, ist beschlossen, mach' ich die Matutine mit; mein Laienbruder wird mich wecken. Ich denke mir das gar hübsch; die wandelnden Lichter in den dunklen Gängen, Orgelklänge und nächtlicher Stimmen Gemurmel durch das kalte, finstre Schiff der Kirche, dann wieder ein tiefes, friedliches Grabesschweigen. Die Mönche schleichen auf den leisen Sandalen in ihre engen Zellen zurück, die, im Winter kalt wie ein Grab, im Sommer heiß wie eine Bleikammer, für nichts Raum haben, als für ein Bett, einen Stuhl und einen Tisch aus Eichenholz. An der Wand ein Kruzifix, ein paar Heiligenbilder, ein Strick; auf dem Gesimse ein irdener Krug und ein Brevier.

Einem Jünger des heiligen Franziskus, welcher nach der Matutine über den Gang schlürft und durch das vergitterte Fenster in der hohen Mauer mit einem brennenden Blicke in das dunkle, schlafende Thal zu Füßen seines Oelbergs niederstarrt, ihm muß leicht der Gedanke aufsteigen: Ihr schlaft, ich wache für Euch: darum ist es billig, daß ich Euch beherrsche, daß Euer Geist mir unterthänig sei! Ach, und der Arme, der ohne genossen zu haben, in dem härenen Gewand seines Ordens, das auch seinen glühenden Leib nicht verläßt, niedersinkt auf das harte Lager, verbotene Bilder vor seinem Blick, verpönte Wünsche in seinen kochenden Adern. . . .

Still! Mir ist's, als hört' ich unter mir das Stöhnen eines anderen Schlaflosen. Geißelschläge hallen herauf — leises Wimmern, verhaltenes Beten! Herr! Und Deine Nacht draußen so weich und so friedlich! Herr, wo bist Du, daß Deine Creatur Dich vergebens sucht!?

VI.

Den 23. Mai.

Aus Poppenhausen. Ich bin verdrießlich, Liebe, recht verdrießlich. Ein feiner Regen stäubt wie ein grauer Wittwenschleier um das enge, schluchtige Thal, und von dem Fenster des schlechten Wirthshauses habe ich die Aussicht auf die verwitterte Ruine Eberstein, die über dem Dorfe steht wie ein verlorener Wachtposten, riesig-groß, einsam, in die ziehenden Nebel und Wetter eingemummt statt des Soldatenmantels.

Heute früh brach ich mit dem Tageslichte auf. Ein dankbarer Abschied von den gastlichen Mönchen, ein letzter Besuch am Kreuze, und dann ging's bergauf, bergab, an Waldbächen und Hohlwegen vorüber, immer meinem plaudernden Führer nach. Wie arm, wie hart, wie culturlos dies Gebirge sich überall darstellt! Namen wie Sparbrod, Gersfeld, Wüstensachsen, Steinau, Dürrfeld, wie stechen sie ab gegen den südlichen Klang in Weinheim, Heilbronn, Baden-Baden! Hier überall Luxus, Fülle, Luft, Freude und Genuß, dort die Noth und die Kümmerlichkeit, welche der stiefmütterlichen Erde ihr Brod im Schweiße des Angesichtes abtrotzt!

Gersfeld ist ein kleiner, freundlicher Marktflecken. Eine französische Grafenfamilie ist, ich weiß nicht durch welche Verbindungen oder Erblassungen, in den Besitz der „Herrschaft" gekommen. Ich zog an dem ganz sauber und zierlich gehaltenen Garten und an dem Wohnhause vorüber, ohne von den Insassen etwas gewahr werden zu können; vielleicht schliefen sie noch und träumten von Paris, vom Luxembourg, von den Boulevarts, bis das Gemurmel der unter ihren Fenstern hinabeilenden Fulda und die heisere Stimme einer Dorfglocke die späte, vornehme Welt weckte. Viel Umgang, so erzählte mir der Wirth bei dem Frühstücke, wird von dem Grafen und seinem Hause nicht gehalten. Das bequeme, gastfreie, gesellige Leben, wie es die Gentry in England, an manchen Orten auch der deutsche Landadel pflegt, ist in dieser Gegend unbekannt. Man isolirt sich, scheint es, gern. Ob der strenge, herbe Karakter der Natur unwillkürlich an den Menschen abfärbt?

Als ich längs der schon sichtlich herangewachsenen Fulda eine kleine Weile im weichen Sande fortpilgerte, beschäftigte mich, so lange Dach und Park des Grafenhauses noch sichtbar waren, der Gedanke, wie diese im glänzendsten und geräuschvollsten Leben einer Weltstadt aufgewachsenen Personen sich an die Stille und die Entbehrungen einer vollständigen Wüste haben gewöhnen mögen. Ihre Wohnung sah so ruhig, so friedlich aus, der Garten mit dunklen Baumpartien und hellen, sandbestreuten Wegen bot eine lächelnde Idylle im neuen Style, und die wenigen Dienenden, welche ab- und zugingen, verstärkten durch ihr stilles, gemessenes Thun noch den Eindruck einer begnügten, leise aufathmenden Ruhe. Ist diese eine wirkliche oder nur anscheinende? Eine theuer erkaufte oder eine freiwillig gesuchte? Eine willkommene oder lästige?

Das schweigende Haus gab keine Antwort auf so neugierige Fragen. Seine Schornsteine rauchten gemüthlich fort, und in den großen Spiegelscheiben glitzerte die Morgensonne.

Einsiedler der Religion, Märtyrer und Flüchtlinge des Glaubens gibt es heuer nicht mehr; nun steigt eine andere Klasse von Anachoreten auf, Anachoreten der Gesellschaft, eine bunte Mischung von Flüchtlingen, bankerotte, blasirte, philosophische. Ihr Verdienst ist nicht minder groß als jener. Einer Welt entsagen — es ist immer ein stolzes Wort. Ob diese Welt nun eine wirklich große war oder eine nur eingebildete, das verringert am Ende den Werth und die Schwere des Opfers nicht. Ein Weib, das ihre Bijoux fortwirft, ihre Shawls, ihre Equipagen,

ihre Routs, ihre Liebhaber, um allein in der Provinz zu leben, ist eben so sehr Heroine, als St. Sebastian; es kommt sogar darauf an, in welchem Herzen, ihrem oder dem seinigen, die tiefsten und die spitzigsten Pfeile haften.

Unter solchen Träumereien gelangte ich an allerlei Basaltfelsen, Schieferkuppen, Porphyrgeschieben, an Berg- und Baumgruppen achtlos vorüber, um Mittag zu dem Fuße des Ebersberges. Mein Auge wandte sich wenig oder gar nicht rückwärts; kaum ein Blick auf den unter übrigen Höhen bald verschwundenen Kreuzberg, vor dem die breite Kante des Dammersfeldes sich schon wieder gelagert hatte, dankte dem freundlichen Kloster seine Herberge und seine Aetzung. Unerkenntlicher, vergeßlicher Menschensinn!

Am Ebersberge lehnen ein paar räucherige, verfallene Hütten, eine arme, hülfsbedürftige Gegenwart an der großen, gewaltigen Vorzeit. Ich suchte in einer derselben einen Trunk frischer Milch, und während Franz einer alten, häßlichen Frau mein Anliegen verdolmetschte, zerriß Franz — der Hund nämlich — ein weißes Kaninchen, das vor der Thüre auf einem Bauplatze unter Sonnenschein und Sägespänen gar artig gespielt hatte. Yorick's Mann mit dem Esel kann um sein Grauschimmelein nicht herzbrechender geklagt haben, als ich um das kleine, zutrauliche Thier. Es war eine Scene zum Malen, wie ein schmutziger, kleiner Bauernlümmel die noch warme und blutende Leiche sanft auf seinem Schooße bettete, und die zuckenden kleinen Glieder mit heißen, unermüdlichen Thränen badete. Mir schwoll das Herz in der

Brust vor Mitleid und Ingrimm, und ich hätte den Uebelthäter, welcher vor seines Meisters Prügeln unter dem Zimmerholze sich heulend verkroch, zu meinen Füßen erschießen können. Des Jungen einzige Lust vielleicht, sein letzter Freund, sein Spielkamerad! Und als er nicht aufhören wollte zu weinen, fiel die Alte, bei der die Freude über den unerhörten Schatz, den ich ihr als Schadenersatz hingeworfen hatte, längst den Verdruß überwand, noch gar über den barmherzigen Samariter mit Stößen und Scheltworten her und jagte ihn zurück in die niedrige Pforte.

Wäre Dein Lieblingsmaler zugegen gewesen, er hätte Dir ein rührendes Bild aus der Scene componirt: „Der Junge mit dem Kaninchen.“ Im Hintergrunde die baufällige Hütte, aus deren Thüre das graue Runzelgesicht der Alten glotzte; vorne der Knabe mit seinem verendenden Lieblinge und zur Seite Franz, der es mit Tritten und Schlägen büßen mußte, daß er gethan hatte, was seines Amtes und Metiers war, geschlachtet, nachdem meine übertriebene Gutmüthigkeit ihm den Knebel vom Halse abnahm.

Durch dunkles und gestrecktes Tannenholz stieg ich langsam den steilen, gewundenen Pfad zum Ebersberge hinauf. Oben durchstöberte ich zunächst die Ruine, in hiesiger Gegend eine Rarität. Was würde man am Rhein aus zwei Thürmen und einer schon halb verfallenen Rundmauer machen? Kaum, daß man, auf dem Dampfer vorübergleitend, einen gleichgültigen Blick durch das Glas hinüberschleuderte und im Delkeskamp einen in der nächsten Minute vergessenen Namen aufsuchte! Hier steht

das Gemäuer, als einzig in seiner Art, mit Recht in einem viel höheren Rufe. Die Bauern nennen es Eberszwackel, nach unserer Weise ohngefähr so viel als Eberszinken, welchen Namen die beiden grauen, keck emporstrebenden Thürme rechtfertigen. Die alten Recken haben „dem Schnee, dem Regen, dem Sturm entgegen“ wacker gestanden; sie sind noch von der alten, soliden Constitution, lauter kleine, eng auf einander liegende Steinchen, mit wenigem, aber sehr festem Kitt verbunden, eine Bauart, die in unserer rasch gründenden und rasch zerstörenden Zeit natürlich keine Anwendung mehr findet. Dafür wollen wir auch sehen, was in drei- bis vierhundert Jahren unsere Runkelrübensiedereien, aus Backstein gepappt, und die wie italienische Landhäuser zusammengekleisterten Kirchen geworden sein werden!

So lange ist es nämlich etwa her, daß das Schloß Ebersberg seinen jüngsten Tag feierte, um nun als Gespenst nicht umherzuwandeln, wohl aber vor einer verkümmerten und niedrigen Generation Schildwacht zu stehen. Vormals war dies einer der festesten und furchtbarsten Horste für die raublustige und gewaltthätige Ritterschaft des „gesegneten“ Buchenlandes, die mit den Aebten von Fulda und unter einander in stetem, rauf- und beutesüchtigem Hader lebte. Schwert und Krummstab haben sich niemals und nirgends gut vertragen. Viele blutige Blätter erschrecken den Leser in den Chronikenbüchern von Schannat, Brower u. a., von den Kämpfen, worunter die Reformation in der Tann ist eingeführt worden, von den Gräueln buchischer Raubritter, der Strenge fuldaischer Aebte. Ein Ebersberger mußte auf

dem Markte von Fulda unter dem Henkerbeile fallen, als allgemeiner Feind der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, und der dieses Todesurtheil geschrieben hatte, Abt Bertho der Zweite, bezahlte es bald darauf mit dem eigenen Leben. Am Hochaltare, mitten in der heiligen Meßhandlung, vor allem Volke ward er von zwei Ebersbergern ermordet, und vorher hatten die Todtschläger auf einem benachbarten Hügel — er heißt zum Andenken daran bis auf die heutige Stunde der Spielberg — in tollem Uebermuthe noch darüber gewürfelt, wer den Abt kalt machen solle. Sie, sammt vieler Sippschaft, wurden nachmals gefangen genommen und auf Kaisers Befehl in Frankfurt gerädert, ihre Burg geschleift.

Kann ein Romantiker schauerlicher erzählen, als jene beiden stumpfen Zinken dort drüben? Und willst Du wissen, wie die Poesie sich eines so dunklen und blutigen Stoffes bemächtigt hat, so lies meine Novelle: „Das böse Auge". Siehst Du, ich citire mich mit demselben innerlichen Behagen, womit ein blutjunger Privatdocent, dem, wie einem Kibitz die Eierschale, der Doctorhut noch frisch auf dem eitlen Scheitel klebt, in einem leeren Collegium räuspernd und überglücklich, mit einem väterlich-verschämten Erröthen seinen vier Zuhörern sagt: „Vergleichen Sie hierüber, meine hochzuverehrenden Herren, meine dissertatio inauguralis, welche auch separat erschienen und in hiesiger Buchhandlung fortwährend zu haben ist unter dem Titel: „— — Und so weiter, und so weiter!"

Eine lange, bange Stunde durch habe ich oben auf dem Ebersberge gelegen, den Rücken an die Mauer ge-

stützt, mit dem Wanderstabe in dem Kiesgeröll zu meinen Füßen wühlend. Die Tannen rauschten und flüsterten mir zu Häupten, dann und wann rief im Walde ein vorfrüher Vogel, wenn ein warmer Strahl der Mittagssonne sich durch die dichten, duftenden Nadeln in sein Nest verirrte, und tief, fern, blau, still verschwamm Thal und Berg, Horizont und Wolke, Fluß und Straße, Kirche und Schenke in einem zitternden Duft.

Daß ich viel von Aussicht genossen, ich will's nicht sagen. Die Natur umher war schön und nahe; aber ein schöneres Bild, ach! ein ewig fernes schwebte zwischen mir und zwischen ihr, und ich rief in die lautlos aufhorchenden Steine und Trümmer einen Namen, bei dem aus meinem tiefsten Herzen, statt des fehlenden Echo's im Walde, tausend Stimmen erwachten und aufklangen und nachhallten und ausbebten.

Müden und schweren Schrittes gelangte ich hierher nach Poppenhausen. Das Dorf ist klein, schmutzig und langweilig; nur eine hübsche Kirche, deren spitzer Thurmpfeil mir als Wegweiser diente, zeichnet es aus. Ich wohne im goldenen Stern. Leider hat er mir nicht viel auf meinen Wegen geschienen. Die Sonne neigt sich beinahe ihrem Untergange zu. Ich könnte meine sogenannte Heimath vor Nacht noch erreichen, aber ich will nicht, ich will nicht. Morgen, immer noch früh genug, nie zu spät.

Wer oder was erwartet mich denn? Ja, weißt Du noch, wenn ich einst zurückkam, nur von einer stündigen Wanderung, lustig, leicht, liebend, ein Lied in der Brieftasche, einen Kuß auf den Lippen, eine Blume im Knopf-

loch —: ich wußte, wohin ich alle drei bringen sollte! Und wenn ich erst Deinen Augen begegnete, die, hinter Rosen und Geranium hervor, aus dem Eckfensterlein auf meine Straße lauerten — O vorüber, vorüber!

VII.

Den 24. Mai.

Ein letztes Blatt aus alten Umgebungen, aus Fulda, nur als Couvert um die fliegenden von unterwegs. Der Tod hat mich am Thore begrüßt, ein langer Leichenzug. Sie begruben eine barmherzige Schwester; Fackeln, Glocken, Gesang, Rauchfässer, Mönche — alles, wie ich es verließ, wieder eine Prozession. Der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht.

Gern sagte ich Dir, Verlorene! noch ein warmes, ein weiches Wort. Ich vermag's nicht. Das Herz ist mir zugeschnürt, wie ich wieder in die verhaßten vier Wände trete. Therese legt ein Packet Briefe vor mich hin: „Die sind für Sie gekommen." Unwillkürlich sucht mein Auge Deine Handschrift, das Siegel mit Glaube, Liebe, Hoffnung — ach, es ist ja zerbrochen, und sie mit, die heiligen drei. Lauter gleichgültige Blätter: „Ew. Wohlgeboren," — „Mein verehrter Herr Doctor," — eine Einladung zu Thee und Spiel. Und so täglich, und so alle Tage, und wie lange so?

Bete für Deinen Freund, daß ihn der Herr aus dem Lande Aegypten führe! Er hat Dich verloren, o hilf ihm, daß er sich nicht auch verliert!

Tagebuch aus Ostende.

1.

Der Doctor hat Recht: aus dem süßen Wasser der Belletristik, — im Sommer trocknet es ab zum Sumpf und fängt unmaßgeblich an zu stinken — „in des Meeres heilige Salzfluth," das thut wohl. Da sitz' ich denn wieder, den Rumpf und die Glieder im Seewasser, den Kopf in einer Hitze von fünfundzwanzig Grad Reaumur. Eine Stunde im Bade, eine Stunde auf dem Dyk, eine Stunde Frühstück, eine Stunde Mittagsruhe; dann abermals Dyk, abermals Essen, und abermals Ruhe. Der Arzt hat mir jede geistige Anstrengung verboten, sogar jede Aufregung und heftige Bewegung des Körpers. Ich halte diesen Arzt für einen sehr gescheidten Mann: er kennt meine Natur, als ob er sie selbst gemacht hätte.

Alle Seebäder gleichen sich wie Schwestern, sagte heute Morgen ein geistvoller und vielgereister Landgerichtsassessor aus dem Paderbornischen. Der Assessor ist ein schlechter Physiognom. Ich kenne nur ein paar Nordseebäder, und die sind alle ausnehmend verschieden, karakteristisch ausdrucksvoll. Wenn ich die Metapher des Schwesterlichen und Weiblichen beibehalten darf, ohne Plagiat, versteht

sich, an dem Verfasser, so stelle ich, wie folgt, dar. Helgoland — vom Besten anzuheben — Helgoland ist ein echtes, rechtes Schiffer- und Fischerkind, eine wilde Seejungfrau. An ihre einsamen Felsen hat die Civilisation noch nichts angeschwemmt von ihrem langweiligen Grasgeschling und Tanggefaser. In Helgoland bist Du abgeschlossen von aller Welt, nur dem Meer und Himmel gegenüber. Eine Stunde im Umkreis mißt Dein ganzes Lebensterrain. Du fährst am frühen Morgen zum Baden hinüber auf die Düne; nach dem Bade läufst Du in dem tiefsandigen Gehügel auf und ab, neben Engländern vorüber, die mit nackten Füßen auf die Robbenjagd gehen und Möwen fehlen, an schönen, nordischkalten, nordischbleichen Frauenbildern vorbei, denen das triefende Haar lang und malerisch um die Schultern flattert. Mittags ruhest Du oben am Falm aus, umschwärmt von alten, wettergrauen, steinharten Lootsenmännern, die mit dem kleinen Fernrohr gierig nach fernen Sturmwolken und verschlagenen Seglern spähen, umschwärmt von munteren Buben, welche Dir die drei mageren Kühe des Gouverneurs als die einzig merkwürdigen „Löwen" des Eilandes, als große Quadrupeden zu weisen anbieten. Abends siehst Du die Sonne untergehen, von der wunderbaren Treppe ab, die wie ein künstliches Band um den Bau der Insel gewunden ist. Zur Nacht singt Dich die große Mutter See, in deren Armen Du Dich am Morgen gewiegt hast, selbst in den Schlaf. Sie ist Dir überall nahe, allezeit.

Eine Tagfahrt mehr gegen Westen, und wir sind in Norderney. Vorüber daran. Norderney ist eine flache, gespreizte, leere Schönheit; sie gibt sich Airs und Manieren,

weil sie sich natürlicher Einfalt und Unbefangenheit schämt. Die Seejungfer ist schon zur Städterin geworden.

Noch ein Sprung, ein tüchtiger, um die Westecke. Da liegt Scheveningen. Das ist ein raffinirtes, geschultes, pfiffiges Weib; so kühl und so streng sie aussieht, diese Holländerin, sie weiß ihre Reize künstlich zu steigern und zu erhalten. Der Fremde fährt ihr entgegen in weiten, bequemen Badeequipagen. Der simple Wellenschlag genügt hier nicht mehr, er wird durch flatternde Zeltwände aufgefangen, verstärkt, concentrirt. Ein holländischer Gulden jedes Bad: Du merkst schon, wen Du vor Dir hast. In der Nähe ladet die Residenzstadt Haag zu Zerstreuung, Genuß und Ausflucht. Ein prächtiger Wald — eine wahre Rarität im Seebad — birgt im kühlen, weichen Schatten jede zufällige und absichtliche Begegnung.

Havre ist ein französisches Mädchen, rasch, flink, frei, ohne viel Zuthat und Spreizen. Du badest im Etablissement Frascati; nicht einmal so viel Rücksicht ist auf zarte Sohlen genommen, daß der Strand wenigstens nothdürftig von Steinen gesäubert worden wäre. Wer ohne Gegend nicht auskommt, soll in Havre bleiben. Die Hügel von Ingouville und Graville bieten eine prachtvolle Aussicht.

Ostende, woran ich vorbeistrich, um desto länger nun zu verweilen, Ostende gleicht einem ordentlichen Bürgerkinde, zwischen der Einfalt vom Lande und dem Reize der Großstädterei behaglich mitten inne schwebend.

Der Strand ist nicht so glücklich gelegen, auch nicht so klug benützt, wie der von Scheveningen, die Umgebung nicht so reich, wie die des Havre, der besondere, fremde, große Ausdruck nicht so gebietend, wie zu Helgoland.

Eins hat Ostende vor den Schwestern voraus: den Dyk; ein langer, mit Ziegelsteinen gepflasterter Gang längs dem Gestade, ohne Säulen, ohne Bäume, nicht von der Kunst, nicht von der Natur verschwenderisch ausgestattet, aber ein wahrer Luft- und Sonnenfang. Das ist der Corso von Ostende, der Boulevard, das Conversationshaus, alles in allem. Stunden und Tage lang wird auf dem Dyk gesessen, gewandelt, geplaudert, gegähnt, geraucht; die Fluth kommt, die Ebbe geht, die Sonne erlischt, der Leuchtthurm entzündet sich, und der Dyk wird nimmer leer. Erst spät in der Nacht entvölkert er sich, und nur einzelne, treue, unermüdliche Freunde messen seine stattliche Ausdehnung zum unzähligsten Male, auf ein Meerleuchten wartend, wenn nicht auf etwas Dunkleres.

Beim ersten Anblicke macht Ostende nicht den vollen Seeeindruck. Zwei schwarze Hafenarme gehen zudringlich in die blaue Weite tief hinein und zerreißen unharmonisch genug das Bild der Unendlichkeit. Und rückwärts sieht das Auge von jedem Punkte in die trockene, klare, nahe Ebene des flämischen Landes hinaus. Kirchthürme und Viehweiden stören rückwärts die Illusion, der man sich vorwärts hingab. Der Mensch ist nicht, wie auf Helgoland, von dem Continent ganz abgelöst oder erlöst; dort kommen alle Wochen nur drei Mal die continentalen Blätter an, Kohl und andere, während hier die Eisenbahn allstündlich pfeift und keift. Auch besitzt Ostende einen Hafen, und an Helgoland wagt sich kein Schiff heran; jenes ist eine künstliche Feste, von belgischen Soldaten bewacht, dieses eine natürliche Burg, die keiner Besatzung und keines Walles bedarf. Ostende hat städtische Einflüsse, ländliche

Ausflüge; es hat, wenn auch in respektvoller Entfernung, Bäume und Büsche; in Helgoland hingegen gibt es nur Helgoland, keine Thiere des Feldes, keine Früchte, kaum ein paar Blumen und Schafe, und eine einzige Allee, die Bindfadenallee, worin man zwischen den zwei Fäden eines Seilerrades empfindsame Redensarten abhaspeln darf. Der Seiler geht neben Einem, rückwärts. Ich besinne mich, daß es meinen Redensarten seiner Zeit ähnlich erging. Und doch —

Nein, diese Gedanken grenzen an Gemüthsbewegung. Wenn mein Doctor wüßte! Geschwind aufgehört!

2.

Ich lerne die menschliche Ausdauer bewundern, die Ausdauer im Nichtsthun. Wenigstens zwei-, dreihundert Männlein und Fräulein, welche wenigstens, zwei, drei Wochen hindurch auf dem Dyk spazieren gehen und im Wasser plätschern können. Die große Mehrzahl derselben, zur Erklärung des Phänomens, sind Deutsche; Engländer kommen später im Jahre, wenn die Bäder „tonischer" sind — dieser Ausdruck ist ein Lieblingsjuwel meines Doctors, den er täglich trägt, und ich wiederhole ihn gern, weil ich ihn gar nicht verstehe — der Franzosen und Belgier sind auch nicht viele, und einen Holländer suche ich nun schon acht Tage lang mit ängstlichem Verlangen, um an ihm die Kunst der Geduld und der Apathie methodisch zu studiren. Der Niederrhein und seine Nebenflüßlein haben dem Strand von Ostende die meisten Gäste

zugeführt; wohin ich höre, zischt das liebe Sch und die zweifelhafte Vocalisation des heimathlichen Sauerländchens. „O süßer Klang vom Ufer der Garonne!“

Hinter den Karakter der Saison und der Gesellschaft zu kommen, das hält nicht schwer. Außer einem regierenden Fürsten Deutschlands und einigen aristokratischen Namen ist der Mittelstand am stärksten vertreten. Sehr vornehme Herrschaften thun gut, in den nächsten Jahren noch nicht nach Ostende zu gehen. Für sie ist es hier noch nicht theuer genug. Indeß das macht sich von selbst binnen kürzester Zeit. Auch für genügende Unterhaltung wird nicht gesorgt: es dreht sich keine Roulette, es lockt kein grüner Tisch; alle Wochen ein Bällchen, dann und wann ein Concertchen, zwei Theaterchen, und vor allem der Dyk, der Dyk, der Dyk. Wahrhaftig, ich unterhalte mich vortrefflich; ich weiß nicht, was der Doctor will, wenn er mich unaufhörlich ermahnt, Gesellschaft zu suchen, mich zu zerstreuen, anzuschließen. Lieber Doctor, ich war so lange angeschlossen; lassen Sie mich doch ein Bischen „bummeln!“

Zwei Personen erwecken mir Gewissensbisse, so oft ich ihnen begegne: die eine ein Republikaner, ein Mann von Uri, Schwyz, Unterwalden, oder sonst wo her; die andere, eine sehr interessante Dame aus Norddeutschland. Beide erschienen nicht anders, als er mit Berangers Gedichten und sie mit Schefers „Laienbrevier“ unter dem Arme. Diese Leute lesen, und ich lasse drei unaufgeschnittene Romane und ein ganzes Ries Schreibpapier, ohne einmal auszupacken, im Koffer liegen. Im Grunde bin ich vielleicht zu entschuldigen, nicht etwa, weil es so heiß ist, — o Gott, mein Schreiben und mein Lesen würde mich schon ab=

fühlen; aber nein: öffne ich den Koffer einmal, so ist das wie eine Pandorabüchse, und wer weiß, ob nicht alles daraus wegflattert, sogar die treulose Hoffnung? Also lieber zugelassen!

Ich gehöre zu den Badenden „im Geist und in der Wahrheit". Es existiren hier leichtsinnige Menschen, welche in die Badekarre steigen wie in eine Droschke und in das Meer wie in den Salon, ohne Andacht, ohne Glauben. Meine erste Lebensfrage: haben wir heute Wellenschlag? die zweite: um welche Stunde hohes Wasser? Und dann werfe ich mich in das malerische Costüm, gleich einem Hohenpriester in sein Gewand. Ein Bramine verrichtet die sieben Waschungen nicht mit größerer Sammlung, Ernsthaftigkeit und Inbrunst. Gott Lob, die schöne Hälfte der hiesigen Gesellschaft denkt und handelt gerade wie ich; bei den Frauen ist noch Berufssinn. „Wie viele Minuten haben Sie denn heute ausgehalten?" — „Zehn; morgen aber darf ich schon zwölfe bleiben, sagt der Doctor." — „Hatten Sie den Morgen ordentliche Wellen?" — „Ach nein, aber ich habe mich von der Badefrau tüchtig *fleepen* lassen, das ist eben so gut, sagt der Doctor." — „Nehmen Sie auch täglich zwei Bäder?" — „I beileibe nicht, meine Gute, wohin denken Sie! Zwei Bäder mit meinen Nerven! Und dann, das zweite neutralisirt das erste, sagt der Doctor." — Solche Gespräche hör' ich mit wahrem Vergnügen. Gestern stellten zwei Damen, welche in der Karre neben mir sich wieder ankleideten, gewissenhafte Selbstbeschauungen an, so laut, daß ich, wohl oder übel, jedes Wort verstehen mußte. „Ne, guck' mal, Mile," rief die Eine aus; „ich bin doch

von det mechante Wasser blitzeblau geworden über und über.“ Die Andere entgegnete: „O det will nichts sagen, Ricke; ich bin immer ritzeroth wie en gesottener Krebs.“ Mir schauderte vor diesen zwei Wilden. Blau und roth, welche Gestalten!

Eine Badekarre ist der gemüthlichste Tempel von der Welt. Auf zwei Rädern ruhend, mit einem Treppchen versehen, das von der Thüre in's Wasser leitet, oft nicht ohne gefährliche Schwankung im Wogendrange, wird dieselbe durch ein flämisches Roß, das an Rubens Pferde erinnert, in die heranbrausende Fluth gezogen. Der Mechanismus ist zweckdienlicher Weise so eingerichtet, daß eine ungeheure Erschütterung des Gefahrenen bewerkstelligt wird, insonderheit durch die Wendung im Wasser, wodurch das Nervensystem auf das Wohlthätigste sich aufregt und anreizt. Um einen ganz vorzüglichen Effekt hervorzubringen, sind die Fuhrleute, die in ihren rothen Jacken auf dem Pferde hocken wie Affen auf dem Kameel, streng angewiesen, mit dem Peitschenstiel unvermuthet an die dünne Bretterwand zu schlagen, damit der drinnen nicht erschrecke, wenn die Maschine in Gang kommt, oder gar niederfalle. Ich glaube bemerkt zu haben, daß dieser Peitschenschlag unendlich „tonischer“ ist, als jeder Wellenschlag. Der Karren sind ferner zweierlei Arten, runde und eckig längliche; ich ziehe die runden vor, weil die Drehung derselben einen sehr hübschen künstlichen Schwindel in schwachen Personen hervorbringt. Jede Karre ist numerirt; die Nummern steigen bis in die Hunderte. Man würde sich täuschen, wollte man diese Zahl für ungenügend halten im Verhältniß zu den Bedürfenden. Gerade daß Letztere genöthigt

werden, möglichst früh auszurücken, einander den Rang abzulaufen, oft nüchtern eine Stunde lang zu warten und mit dem Bademeister oder mit langsamen Gästen, die des Anziehens kein Ende finden können, sich umherzustreiten, gerade diese Umstände zwingen nicht bloß zum zeitigen Aufstehen, sondern bringen auch eine große Blut- und Hautwärme in reizbaren Constitutionen hervor, auf welche die frische Luft und das kühle Wasser heilsam absticht.

Das Badecostüm theilt sich philosophisch ab wie folgt: Erstlich nach dem Geschlechte in männliches und weibliches. Das männliche besteht in einer Jacke und einem Unterbeinkleid, welche langen Menschen zu kurz und dicken Menschen zu eng sind, oder umgekehrt. Die Badefrau versicherte mir, sie weiteten sich im Wasser, und da meine Erfahrung mir das Gegentheil bewies, rechtfertigte sie sich mit dem allgemeinen Naturgesetz, daß das Wasser zusammenziehe. Das weibliche Costüm ist ein langer, weiter Mantel. Personen, welche ästhetischen Sinn haben, knüpfen ein Handtuch um die Taille, was von sehr malerischem Erfolg scheint. Leute, welche auf dem Festlande eine falsche Haartour tragen, setzen gewöhnlich statt derselben im Wasser eine Mütze aus Blasenhaut auf, der Illusion zu Gefallen. Innerhalb dieser polizeilich vorgeschriebenen Feigenblätter haben Phantasie und Erfindungsgabe noch einen ungeheuren Spielraum. Ihr kennt Euch in einfach weiße oder hellgelbe Hüllen wickeln, gleich den drei Schwestern, welche ich „die Nixen“ nenne; Ihr könnt tricolor gestreifte Modesten tragen, wie der Dicke, der darin wie ein Armadill oder Gürtelthier aussieht; Männer dürfen, als schalkhafte Spielart in das andere Geschlecht,

einen Mantel tragen, und Frauen, namentlich solche, die auch zu Hause die Hosen anhaben, mögen sie im Meere beibehalten. Es gibt förmlich Wassermoden in Ostende, kokette Gewänder, sittsame, dunkle, lichte, wollene, leinene. Ich höre, daß im nächsten Jahre auch imperméables von Paris und macintoshes von London werden eingebracht werden zu Nutz und Frommen Solcher, die nur des guten Tones willen seebaden oder gern in's Wasser gehen möchten, jedoch ohne sich naß zu machen.

Die zweite Eintheilung des Costüms fußt auf dessen Bestimmung. Hier haben wir universelle und individuelle Jacken, beziehungsweise Beinkleider und Mäntel scharf zu unterscheiden. Das Universelle ist Eigenthum der Gesellschaft, welche die Badeanstalt sammt Karren übernommen hat; es wandert von Person zu Person, von Generation zu Generation. Besondere Kennzeichen: äußerste Einfachheit im Stoff, Schnitt und Farbe, häufige Verbesserungen, stellenweise Mängel. Das Individuelle haftet, wie schon im Namen liegt, am Individuum, am engsten natürlich, wenn letzteres aus dem Wasser steigt. Reinliche Menschen kaufen es aus eigenen Mitteln an, in jenen Läden, an denen die englischen Damen nie ohne Schauder vorübergehen. Nach dem Bade wird es zum Trocknen an die Dienstleute gegeben, welche, um das Gesellschaftsvermögen zu schonen oder im Drange der Geschäfte, dasselbe ohne Ansehen der Person den nach dem Eigenthümer Kommenden verabfolgen. Somit geht jene Besonderheit wieder in dieser Allgemeinheit auf und in einander. Die individuellen Jacken et caetera beruhen nur auf dem Bewußtsein des Individuums, das sich als solches in solchen setzt, respective stellt oder

legt. Die universellen Beinkleider et caetera streifen sich und ihren Karakter ab, sobald das Individuum aus dem Bewußtsein des Individuums in das allgemeine Gesammtbewußtsein tritt, oder umgekehrt. Senza grazia . . . in infinitum. . .

3.

Ein ganz verdrießliches Abenteuer. Mein Gedächtniß für Zahlen ist unverantwortlich schlecht und läßt mich am ehesten im Stich, wenn und wo ich recht peinlich und angstvoll auf dasselbe rechne. So geschieht es, daß ich regelmäßig die Nummer meines Wagens vergesse und mich von einem Baigneur zurückführen lassen muß. Nach Reventlow's mnemonischer Anleitung brauche ich allerlei Hausmittelchen; zum Exempel: ich knüpfe das Gedächtniß, statt an die verwünschte Ziffer, an irgend ein äußeres Merkmal, an eine Begebenheit aus Bredows allgemeiner Weltgeschichte oder aus Kohlrauschs Tabellen. Zum ersten Mal merkte ich mir über der Zahl einen großen, weißen, flämischen Löwen, den ein Jünger von Rubens sehr keck und fest auf die grüne Thür geworfen hat. Nun lustig in's Meer hinein. Ich kehre um, hui! da haben wenigstens dreißig Karren das nämliche Wahrzeichen als Wappen der Gesellschaft, und ich tappe, unter Gequiek und Geschrei ängstlicher Stimmen, von einer zur andern, während mir die Zähne im Munde klappern und das Salzwasser in Strömen von mir abläuft. Ein anderes Mal schlinge ich ein weißes Handtuch um die Treppe der Karre; ich komme wieder, da hat der Wind oder die

Welle das Handtuch entführt und ich habe nun das doppelte Plaisir, naß in meine Kleider zu schlüpfen und einen kleinen, alten, groben Hanfleinenlappen wie die feinste Damastserviette zu bezahlen. Das dritte Mal ging ich sehr sicher; ich fuhr in Nummer 31. Flugs in der Chronologie nachgeschlagen. Vgl. Kohlrausch a. a. O. „31 v. Chr. Geb. Seeschlacht bei Actium. Augustus, römischer Alleinherrscher.“ Herr Gott, wie hab' ich mich abgequält, den Augustus nicht zu vergessen; schlimmer wie der gewissenhafteste Abiturient am furchtbaren Maturitäts-Examen-Vorabend. Ich murmelte in den Bart: „31 ante Christum, Seeschlacht bei Actium;“ eine ungeheure Welle überstürzt mich, und da sie vorüber, tauche ich sprudelnd auf und stöhne athemlos: „Augustus, römischer Alleinherrscher.“ Dabei soll ein Mensch Vergnügen und Erholung sich schaffen!

Heut' früh ging mir's am allerärgsten. Natürlich: ich bekam Nummer 13. Hätt' ich nicht schon eine volle Stunde gewartet, ich würde, abergläubisch wie ich bin, nicht in die ominöse Zahl gekrochen sein; aber was war zu machen? Mit dem verzweifelten Rufe „Dreizehn“ werfe ich mich in's Wasser. Das Meer war vortrefflich; Sturzwellen, daß Einem Hören und Sehen verging. Länger, als der Doctor erlaubt, ließ ich mich treiben und peitschen, zumal eine Wette einen Bekannten und mich sehr belustigte. Unweit von uns tauchte nämlich alle Minuten eine weiße, kahle, kegelförmig abgestumpfte Fläche hervor, etwa wie eine Kürbisschale anzusehen. „Was ist das?“ schrie mir der Bekannte zu. — „Ein Knie.“ — „Fehlgeschossen; ich sage ein Kopf.“ — Husch, da war's

wieder. — „Nein, Knie.“ — „Nein, Kopf.“ — „Pariez.“ — „Eine Flasche Bordeaux.“ — „Bon.“ — Wir steuern hin: es war ein Knie, aber was für eins! Ich hatte gewonnen. Lachend hüpfte ich aus dem Wasser, dieses Mal meines Rückzugs ganz sicher; die Unglückszahl konnte ich nicht vergessen. Die Luft war empfindlich frisch, der Wind hoch. Das Seewasser aus den Augen wischend, spähe ich nach Nummer dreizehn. Nirgends zu finden. Die Fluth hatte während meiner Badezeit rasche Fortschritte gemacht und die Stellung der ganzen Wagenburg verändert. Karren waren vor- und zurückgeschoben, gedreht und gerichtet, durcheinander gewürfelt nach allen Seiten. Mit einem gotteslästerlichen Fluche rufe ich den Baigneur. Wir gehen, wir suchen, er lachend, ich ausgelacht, und — wir finden. Da steht der Karren, dicht am Strande — — Himmel, und wie!

Auf meiner Wäsche liegt ein kalbsgroßer Hund, englischer Race, triefend vom Behang, von den Pfoten; die ganze Karre sah aus wie ein Rinnstein. Ich will wüthend hinein, er fährt noch wüthender heraus, mir um ein Haar in die Waden. Der Baigneur reißt aus; ich stehe allein an der Treppe, vor Frost und Verdruß an allen Gliedern schlotternd, und die Bestie schüttelt sich behaglich ab und streckt sich, zufrieden, meinen Angriff siegreich zurückgewiesen zu haben, zähnefletschend auf meinem Rock aus. Denke sich eine gefühlvolle Seele meine Situation. Ich erschöpfte alle möglichen Mittel: ich drohe, ich schmeichle, ich locke, ich rufe alle erdenklichen Hunde- und Menschennamen; er rührt sich nicht. Sowie ich den Fuß wieder auf die Schwelle setze, richtet er sich auf, mit einer so unzwei-

deutigen Miene, daß ich mich gern zurückziehe. Ich klopfe hinterlistig rückwärts an die Karre, ihn herauszuschrecken, er antwortet mit einem ausdrucksvollen Gebell. In den benachbarten Karren wird es lebendig, die Scene erhält Zuschauer, kichernde, flüsternde, lachende. „Mais, Monsieur, chassez-le donc!“ — „Vous avez beau dire, Monsieur; comment faire?“ — „Da haben Sie meinen Stock,“ ruft mir ein mitleidiger Landsmann zu. Ich brauche ihn, aus Leibeskräften; mein Feind springt an mir auf, und ich muß Gott danken, daß ich noch unzerrissen die Thüre zwischen ihm und mir zuwerfen kann, ihn drinnen einsperrend, ihn statt meiner.

Eine Viertelstunde lang spielte diese schauerliche Episode; ich wollte schon einen verzweifelten Entschluß fassen, und schwankte nur noch, ob in das Meer zurückeilen, um wenigstens den Fieberfrost loszuwerden, ob wie Archimedes durch die entsetzte Stadt Ostende rennen, ob endlich Gastfreundschaft suchen in einer der nächsten Karren, wo möglich in Nummer zwanzig, durch deren verhangenes Fensterlein zwei schöne Augen, halb theilnehmend, halb spottlustig meinen tragischen Monolog belauschten. Endlich kam mein Baigneur zurück; er hatte den Herrn des Hundes im Wasser aufgetrieben, unter hundert Badenden wenigstens. Es war ein Engländer; diese Nation hat sich wider mich verschworen. Er floß über von Entschuldigungen und Seewasser, während ich tobte und schäumte. Das hoffnungsvolle Thier ist, erzählte er, in der Dressur; er nimmt es alle Tage mit in's Wasser und jagt es aus hohem Meere, wohin es schwimmt, zurück, damit es sich gewöhne, den rechten Karren und seines Gebieters Eigenthum wieder

zu finden. Von allen Seiten erschollen Protestationen gegen diese gräßliche Erziehungsmethode, deren Opfer ich geworden. Der Karren wurde aufgemacht und entsetzt. Während ich hineinkroch, zu retten, was noch zu retten war, gerieth der Engländer, der erst seinen Hund ex postero abprügelte, gleichsam um mich zu versöhnen, in wahren Enthusiasmus beim Anblick meiner übel zugerichteten Beinkleider. „A capital dog, Sir," schrie er, ihn — wie gänzlich unkynagogisch! — zärtlich liebkosend. „He knows the colour of my trowsers. Yours are exactly the same. That is the reason, you know —" Ich schickte ihn mit sammt dem Hunde zum Teufel und den Baigneur in's Hotel Fontaine, mir andere Wäsche und Kleidung zu holen.

Nun sitz' ich daheim und ärgere mich. Wenn ich die schottisch karrirten Inexpressibles betrachte, welche ein so fatales Quiproquo veranlaßten, gerathe ich in einen förmlichen Ingrimm. Vor allen Leuten, und in diesem Zustande eine Kynomachie liefern, gar als Besiegter von dannen gehen und nur durch Intervention einer dritten Macht zu einem höchst schimpflichen Frieden gelangen — nein! es ist zu arg! Ostende wird mit Fingern auf mich weisen!

4.

Gestern Abend sollte Meerleuchten sein. Die Baigneurs streuen alle drei, vier Tage diese große Kunde aus, um Gäste in das Freie und Centimen in ihren Sack zu locken. Der ganze Dyk lebte und webte noch um neun Uhr von allerlei Menschheit. Die Nacht war prachtvoll, warm

und weich. Der Mond hing so mild über der Erde und goß zitternde, lange Strahlen in das weite Meer hinaus. In breiten Wellen kam dieses angerollt, und zwischen dem schwarzen Pfahlwerke des Hafens spritzte und sprühete wirklich ein goldig funkelnder Schaum auf. Ein Fischer stach in See; die Furche seines Bootes war ganz licht, und wenn er das Netz warf oder zog, zeichnete sich dessen ganzer Contour, jedes Fädlein, jede Masche, in deutlichen, blaugrünen Lichtern, erst schwach, dann stark, zuletzt wieder sanft zerronnen. Es war eine wunderbar schöne Scene, auch belebt und lustig. Viele Mädchen gingen am Strande auf und ab, faßten mit den schönen Händen spielend in den feuchten Sand und freuten sich, wenn durch die verwunderten Finger lauter kleine helle, stiebende Pünktlein glitten. Ich war erst heiter mit den Heitern und sah und hörte und lachte mit und warf glatte Steine in das Wasser, die eine hüpfende electrische Leiter in's Meer schlugen. Dann fing ich an langweilig zu werden, oder empfindsam, wie man will; ich dachte, daß es eigentlich schmerzlich sei, so allein da umherzulaufen in der schönen Nacht, während alles Andere sich freundlich paarte und schaarte; an vergangene liebe Zeiten dachte ich und an entfernte, liebe Menschen. Nicht lange, so schlich ich aus dem munteren Gewimmel fort, in die stillere Stadt hinein.

Am inneren Walle, nahe dem Thore nach dem Dyk hinaus, steht eine Windmühle, von wo man eine artige Aussicht hat auf den ganzen Strand. Ich verirrte mich an den Hügel. Oben saßen auch noch späte Fremdlinge, Herren und Damen, welche das Meer und die Nacht be-

wunderten. Der Assessor, der aus dem Paderbornischen, war auch dabei; er machte den Redner der kleinen Gruppe und zeigte sich sehr geistvoll und glücklich in Wendungen, Einfällen und Gedanken. Ich streckte mich grüßend neben ihn in das Gras, hoffend, ich werde mich unter anderen Menschen eher vergessen, als mit mir allein. Die Damen waren entzückt über das Meer und über den Assessor; beide leuchteten um die Wette. Wieder kam eine so recht langgestreckte, mondbeglänzte Woge am Strande hergewandelt, und wieder jauchzte der niederrheinische Dialect ihr entgegen. Sie rollte sich ab, ohne zu erlöschen. Sie ging ordentlich hin und her auf dem Sande. „Ne, dat ist doch sonderbar," sagten die Frauen, und der Assessor: „Sehen Sie, diese Welle ist sehr jalant, meine Damen; sie möchte gerne zu Ihren Füßen sterben, kann 'er aber man nicht zukommen." Zu bemerken, daß der Strand, der Dyk, der Stadtgraben und der Wall zwischen der Galanterie und den Füßen lagen.

Je mehr meine Gesellschaft in Entzücken gerieth über die Welle, die gar kein Ende nehmen wollte, und je schärfer ich hinsah, desto verdächtiger kam mir diese Pseudoleuchtung vor. Endlich wußte ich, was es war, und mitten in einen Schwall begeisterter Ausrufungen fiel ich, ich plumper, prosaischer Mensch, mit dem Donnerworte: „Entschuldigen Sie, Verehrteste, aber was da drunten am Strande auf- und ableuchtet, ist nichts weniger als eine Welle." — „Na, wat is et denn?" — „Sie werden mich auslachen, oder gar böse werden." — „I bewahre, klären Sie uns auf, Aufgeklärtester," lachte der Assessor. — „Bitte schön. Diese Welle ist eigentlich,

von ihrer Natur her, eine weiße Sommerhose.“ — „Warum nicht jar!“ — „Bemerken Sie gefälligst, daß sie jetzunder, wo der Mond hinter eine kleine Wolke getreten ist, verschwindet.“ — „Wirklich, ich sehe nichts mehr!“ — „Ich och nicht.“ — „Einen Augenblick Geduld.“ — Der Mond trat wieder hervor. Sein bleiches, malerisches Licht fiel matt auf den weißen Piqué — oder war es englisches Leder? — und da leuchtete die Welle wieder längs dem Strande hin. Es entstand ein unauslöschliches Gelächter, in das nur der Assessor nicht ganz aufrichtig einstimmte. Er hatte die leuchtende Woge schön mit einem Gedichte des Oceans verglichen, und wiederum mit dem Liebesblicke, den der Meergott seiner schlafenden Geliebten, der Erde, zusende; nun mußte Gedicht und Liebesblick sich als Sommermodeste eines späten Wandlers am Strande auflösen. Die Welle kam zuletzt, uns den letzten Scrupel zu nehmen, wie ein Mensch den Dyk herauf, uns gerade entgegen, als wolle sie wirklich zu den Füßen der Damen sterben. Nun sahen wir äußerst deutlich, daß sie auch einen grauen Rock anhatte und einen grauen Hut auf. Wir gingen lachend auseinander.

Aber es ist sonderbar: der Assessor mag mich nicht wohl mehr leiden seit dieser Stunde. Er grüßt mit einer gezwungenen Freundlichkeit. Man soll den Menschen doch niemals eine Illusion rauben.

5.

Der Oberkellner hat mir eben meine Wochenrechnung gebracht; ein äußerst feierlicher Moment, geeignet zu

ernster Sammlung und zu sinnigen Betrachtungen, wie keiner mehr. Es ist alles sehr in der Ordnung, ach nur zu sehr! Da kann ich nicht ein Centchen abhandeln. Zehn Franken per Tag für Wohnung und Kost eines ausgewachsenen Menschen, das scheint gar nicht übertrieben zu sein. Im Gegentheil; ich dachte Wunder, was ich für Oekonomien machen würde, da ich den Accord schloß; zehn Franken dünkte mich, der ich von London kam, kaum eine Summe. Nun addirt es sich doch recht erklecklich zusammen. Für Bedienung ein halber Frank täglich; das nimmt natürlich der Herr. Die Bedienung wird sich selbst auch schon melden, am jüngsten Tage, dem Tage der fürchterlichsten Ausgleichung. Drei Flaschen Bordeaux: ich finde es mäßig, nur den Preis unmäßig, drei Franks jede. Wenn mir der Doctor nicht Stärkung zur Pflicht gemacht hätte, ich würde mir den Wein abgewöhnen. Bier vertrag' ich nur, leider Gottes, nicht, am wenigsten das Ostender, das ein verkappter Essig ist. Cigarren, — viel, sehr viel! Das Rauchen ist eine ekelhafte, widerwärtige Gewohnheit, die dem deutschen Volke keineswegs zur Ehre gereicht; ein Bedürfniß mehr, eine Freiheit weniger. Sobald ich wieder in Thätigkeit sein werde, schaffe ich die Cigarrendose ab. Hier muß ich rauchen, um doch etwas zu thun. Wäsche — nun, das ist in der Ordnung. Den 12. eine halbe Flasche Champagner extra; es galt der Repräsentation. Alle Leute tranken, der König war angekommen, und ich würde aufgefallen, vielleicht gar verdächtig geworden sein.

Halt, da ist ein Posten: „Déboursé pour une lettre 1 Franc 50 centimes.“ Diese Schuld wälze ich

von mir; ich bin rein von diesem Verbrechen. Kein Sterblicher wußte, daß ich in Ostende sei; ich hatte alle Correspondenz abgeschworen. Vier Wochen lang keinen Brief erhalten, keinen Brief absenden — o süßer Traum! Und dieses Ungeheuer! Wissen Sie, von wem der Brief ist? was er enthält? — Herr, eine Aufforderung zu Beiträgen in ein poetisches Album. Dieses Album verfolgt mich von Paris nach London, von London nach Ostende. Woher weiß der übernatürliche Redacteur, daß ich in Ostende bade? Wenn ich von Paris aus schweige und von London aus nicht antworte, glaubt er, ich werde im Seebade andern Sinnes sein? O diese Albums, oder Alba, oder Albümmer! — Anderthalb Franken! Sobald ich über die Grenze komme, zeige ich den Mann auf allen Postämtern an; er soll unschädlich gemacht werden, oder — ich will doch sehen, ob in Deutschland Recht und Schutz zu finden ist.

6.

Es geht nichts über einen Sonntag in Ostende. Da brechen alle Dämme durch und das ganze Königreich Belgien überschwemmt durch die Canäle des dankenswerthen Eisenbahninstituts unseren stillen Strand. Die gesammte Judenschaft kommt schon am Freitag Abend, um sich gründlich auszuwässern und auszulüften. In den Gasthöfen entsteht ein unaufhörliches Drängen, Toben, Schreien; im Meere kein Platz, auf dem Lande auch nicht, Morgens keine Karre im Bade zu haben, Mittags keine Schüssel am Tische, kaum Abends das eigene Bett im

Zimmer. Stellen Sie sich vor, daß mir neulich so ein Orientale eine Gastfreundschaft im Style seiner Heimath alles Ernstes ansann: ich sollte ihn auf meinem Sopha schlafen lassen! Par exemple!

Das Bad wird Einem gründlich verdorben. Gewöhnliche Berechnung würde voraussetzen, daß die Abonnenten vor den einbrechenden Barbarenhorden ihre Berücksichtigung fänden, die Stammgäste vor den Sonntagsgästen; weit gefehlt. Jene mit ihren genommenen Karten sind den Unternehmern ja sicher genug; Diese bringen baares Geld, und das muß vor allen Dingen eingesteckt werden. Am Strande die Scene ist zum Malen schön, sehr schön vielleicht, aber zum Mitspielen äußerst unangenehm, zumal wenn hohe Fluth den Kampfplatz verengt und beschränkt. Die Bademeister verlieren zuerst den Kopf, dann die Geduld, zuletzt alles, sogar die Wäsche, nur ihre Bezahlung nicht. Baigneurs und Baigneusen der verschiedenen Gesellschaften raufen sich unter einander der Fremden wegen, und Diese zanken, ein Dutzend oder zwei, um jede Karre, die aus dem Wasser rollt. Von Rücksicht auf das zarte Geschlecht ist gar keine Rede mehr. Man schlägt ungeduldig an die Thüre: „Mais, Madame, dépêchez-vous donc un peu.“ Eine grobe Baßstimme entgegnet: „Laissez-moi tranquille.“ — „Der Wagen gehört mein.“ — „Nummer elfe für mich.“ — „Nein, vor mir.“ — „Herr, ich bin länger hier wie Sie“ ...

Heute ist Sonntag. Heute früh habe ich fünf Viertelstunden gewartet; dann riß meine Langmuth. Ich zog meine Stiefel aus, krämpelte das Beinkleid in die Höhe und stürzte entschlossen in das Meer. Die

erste Karre, welche herauslenkte, ich fiel sie wie ein Seeräuber an, enterte an der Treppe hinten und fuhr, die Strümpfe triumphirend hochgeschwungen, an den staunend zu mir emporblickenden Strand. „Das jilt nicht," schrieen mir die Laute meiner Muttersprache entgegen; „wir warten hier schon eine gute Stunde." — „Thun Sie wie ich, meine Herren." — „Aber wenn es nun Jeder so machte," schalt eine kleine Französin, „was sollte denn aus uns werden?" — Ich hatte eine Antwort für sie, leider nur eine französische, die sich nicht übersetzen läßt. Auf der Treppe niederkauernd, half ich wie ein echter Lazaroni den Damen drinnen aus der Kutsche und ergriff sofort Besitz.

Das Meer wimmelte von schwarzen, weißen, blonden, rothen und kahlen Köpfen; ein wahrer Ameisenhaufen. Ein Parfümeriehändler aus Brüssel, der als seine eigene Reclame in Ostende umherwandelte, verpestete die frische Seeatmosphäre mit schlechter Pommade; er tauchte nicht unter, besorgend, die Welle möchte die Rosendüfte von seinem Haupte verwischen, dagegen salbte er dasselbe mit Eau de Cologne. Eine alttestamentarische Familie, welche an Hydrophobie leiden muß, stand bis an die Knöchel im Wasser; der Patriarch faßte die Eltermutter an der Hand, die Eltermutter die Mutter, die Mutter den ältesten Sohn, und so fort. Es waren ihrer einundzwanzig, bald in langer Reihe, bald in großem Kreise; gleich den Israeliten im rothen Meere gingen sie trockenen Fußes durch die Wasser und führten alles mit sich, Kinder, Knechte und Mägde, nur kein Viehwerk, und so oft eine Welle geschossen kam, schrie der Patriarch und Alle

ihm nach, und zweiundvierzig Beine sprangen hoch in die Luft, die Welle durchzulassen. „Röschen duck' Dich!“ rief die Mutter. „Memme, ich hab' Forcht!“ schrie der Jüngstgeborene, ein gar lieber Benjamin, den die Baigneuse sleepen lassen wollte, das heißt durch das Wasser ziehen. Neben diesem historischen Familiengemälde lag das Armadill in dem Sande, sonnte seine bunten Gürtelfarben und lachte, daß ihm das Bäuchlein schwabbelte. Die Nixen führten ferne einen anmuthigen Reigen auf, zu dem sich dann und wann ein Nix gesellte; alles zutraulich durcheinander, ein Paradies im Wasser.

Hat man es überstanden, so gewährt das Ganze, vom Pavillon aus gesehen, ein allerliebstes, unerschöpflich reiches Bild, sofern sich auf den grünen Bänken noch ein Platz oder ein Stuhl auf dem Dyk erobern läßt. Rundum geputzte Menschen, frühstückend, lustwandelnd, plaudernd. Am Strande zunächst die Waschbuden und Trockenseile mit weitflatternden Gewändern; dann Karren, Pferde, Reiter, ein lautes Chaos. Im Meere schwarze Pünktlein, welche in jeder Welle verschwinden und aus jeder Welle wieder emportauchen; ein kühner Schwimmer weit, weit hinaus, bis an die Grenzpfähle des Hafens von besorgten Augen verfolgt, ein banger Neuling unter den sehnigen Armen eines Baigneurs zappelnd. Im Hintergrunde das blaue, grüne, weiße, sonnige Meer mit hundert Segeln; links, gen England hinüber, die langgezogene Rauchfahne eines Dampfers; rechts, nach Blankenberge hinan, die grünen Häupter der Dünen, Fort Napoleon darauf und der Leuchtthurm. Kleine Segelboote mit Lustfahrenden schwanken hinaus; am Strande spielen Kinder und Er-

wachsene, Jene mit hölzernen Spätchen Wälle im Sande bauend und Graben stechend, Diese Muscheln sammelnd, Seespinnen, Ungethüme aller Art. Eine artige Equipage, mit zwei Ponys bespannt, rollt lautlos über die weiße Fläche des Strandes. In den Hafen hinein steuert eine große Brigg, dicht an den Trümmern, den noch sichtbaren, des hier gescheiterten Dampfbootes vorüber, und der Schiffsjunge oben im Tauwerk nickt dem Müllermädchen freundlich zu, das, mit dem Sonntagsputze angethan, aus der Luke der Windmühle guckt. Krabbenfischer kehren die Netze an langen Stangen auf den Schultern tragend, von ihrem Morgenzuge heim; mit den nackten Beinen und den schmutzigen Kitteln stoßen sie sich durch die Menschenmenge durch, die ihnen neugierig in das leere Garn lugt. Auf einmal fangen die Sonntagsglocken in der Stadt zu läuten an, und fern aus dem klaren, flachen Lande antworten die frommen Dorfthürmlein. Im Pavillon wird Klavier gespielt; ein wunderhübsches Kind von Metz — ihretwegen allein würde mir der Vertrag von Verdun schon leid genug sein — spielt deutsche Weisen mit deutscher Innigkeit. Oben unter dem Zeltdache sitzt die Interessante aus Norddeutschland; das „Laienbrevier" ist ihr in den Schooß gefallen, und sie denkt im Augenblicke gewiß mehr an Einen aus dem sie umschwärmenden Kreise aller Nationen, als an Leopold Schefer. Ein Mann mit einem Waschkorbe voll Crevetten bietet Frühstück aus, ein Weib seltene Muscheln, die nicht in Ostende gefunden worden, aber als Andenken von Ostende gelten, und ein Bettelbube läuft mit dem Ersten auf dem Dyk hin und mit dem Zweiten her, wie

ein Pendel schwingend, ohne etwas zu erhaschen außer einem flämischen Rippenstoß hie und da.

Meine Sabbathsidylle ist fertig. Ich sitze mitten drin und freue mich meines Daseins. Der blinde Orgelmann im Estaminet neben an spielt auf: „Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär'!"

7.

Eben bin ich dem Könige begegnet, König Leopold von Belgien mein' ich. Ich erschrak beinahe, als ich die bekannte, hohe Gestalt, die ich Tags über so oft über den Dyk schreiten sehe oder am Strande auf und nieder, plötzlich dicht neben mir erblickte, in später Stunde, auf der ganz und gar verwaisten Jetée des Hafens. Es war zehn Uhr vorüber; eine dunkle, wolken- und winderfüllte Nacht. Das Meer pochte mit brausender Gewalt an die schwankenden Bretter der langen, schmalen Brücke. Ich lag auf der Bank, ganz draußen, am äußersten Rande des Hafens, wo die schwarzen, stumpfen Baken dem irrenden Schiffer eine Richtung geben sollen. Schaum und Gischt der Wellen wurde hoch über das Geländer und über meinen Mantel geworfen, und die Treppe, welche zu der Fluth hinabführt, ächzte wie ein armer Mensch unter Peitschenhieben. Was ich dort suchte, der nacht- und meerfrohe Poet, ich weiß es wohl; aber was der König? Er hatte nur einen einzigen Begleiter, mit dem er schweigend und langsam die Brücke herunterkam. Der Mond schien, mit seiner schmalen, feinen Sichel eine

Wolkenflucht durchschneidend, gerade auf das ernste, sinnende Gesicht des Fürsten. Ich erhob mich, sobald ich merkte, daß er die kleine Treppe herauf, dem Baken zuschritt. Wir streiften uns beinahe im Vorübergehen, so eng ist diese Passage. König Leopold sollte nicht gestört werden von mir, nicht einmal durch ein Zeichen der Erkennung und des Respects. Ich glitt rasch an ihm vorüber nach Hause. Es geht mir ein Gedicht von unserem Uhland durch die Gedanken: „Der König auf dem Thurme.“ Hätt' ich's da, überhaupt nur ein deutsches Buch, einen deutschen Dichter!

Mitternacht mag vorbei sein. Der Gasthof ist wie ausgestorben. Im Hofe plätschert der Brunnen, und drüben, die Gartenmauer hinüber, rüttelt der Wind die müden, unwilligen Bäume zornig auf. Ach, laß schlafen, wer da schlafen kann! — Ich mag nicht. Ich reiße das Fenster auf. Die Kerze auf dem Nachttisch und dies Blättchen zittern und schwanken im Luftzuge. Ich wollte, ich könnte sie hinausschwimmen und hinauswehen lassen, einen Nachtgruß, einen Nachtwunsch, ein Nachtlied an Alle, die noch wachen oder wandeln, an die von der Last des glänzenden Tages einsam und wehmüthig ausruhende Macht, an die sorgenvolle und bekümmerte Armuth, an weinende und küssende Liebe ... Gute Nacht, o gute, beste Nacht!

8.

Das Tagebuch ist von mir zu dick angelegt, ich werde es nicht voll kriegen. Die vielen leeren Blätter hinten

sehen mich an wie die vielen leeren Tage hier, einer gleich dem andern, und jeder einzelne eben so schwerfällig und langsam über mir fortgewälzt, als alle zusammen rasch und spurlos verschwunden. Wenn meine Wittwe — noch bin ich freilich unverheirathet — aber wenn meine Wittwe einst auf den Einfall käme, diese Tage und diese Blätter der Oeffentlichkeit zu überantworten! — Wer weiß? Schriftstellerwittwen und Waisen müssen alles zu Geld machen, was nämlich Gatte und Vater nicht schon selbst dazu machte. Nun da käm' ich gut weg, da müßt' ich mich vor Scham ja noch im Grabe umdrehen.

Ich weiß etwas. Wenn die Feuilletons oder die Volkskalender weder ein Gedicht „an Sie“ noch eine Correspondenz „von Ihm“ in den Schubfächern des Redactionsbureaus finden, um eine halbe Spalte auszufüllen, dann machen sie „Gedankenspäne“. Stopft man mit Hobelspänen ein Todtenkissen aus, warum nicht ein Journal mit Gedankenspänen? Zumal in einem Tagebuche nehmen sich geistreiche Aphorismen äußerst vortheilhaft aus. Ottiliens, Bettina's, Rahels, Theresens Tagebücher haben alle ihre Aphorismen. Ich werde mich auch an die Hobelbank setzen. Also: „Gedankenspäne.“

— Gestern ist der Fürst von Liechtenstein nebst hoher Gemahlin, Gefolge und Dienerschaft dahier eingetroffen und im Hotel d'Allemagne abgestiegen. Die Frau Fürstin ist eine sehr schöne Dame. Schönheit ziert den Thron wie die Hütte. Erster Gedankenspan.

— Das Meer gleicht der menschlichen Leidenschaft. Diese hat, wie jenes, Ebbe und Fluth, aber nicht

immer einen Leuchtthurm und einen Hafen. Zweiter Gedankenspan.

Mir kommt es vor — in parenthesi gesagt — als wäre ich ein miserabler Tischlermeister. Diese Gedankenspäne meine ich unter einer fremden Hobelbank schon einmal gefunden zu haben. Nun, es schadet nichts.

— Genießt die Jugend doch, ihr Thoren,
Man ist nur einmal jung;
Der Augenblick, den man verloren,
Rächt die Erinnerung.

Nein, wahrhaftig, das ist zu arg. Auch dieser gereimte Span stammt von einem andern Baume, Namens Langbein. Ich will den Hobel wegwerfen und den Apfelbrecher zur Hand nehmen. „Lesefrüchte" nehmen sich auch sehr gut aus, wie ich mich besinne und sind nebenbei viel leichter zu liefern, als Gedankenspäne. —

Also: „Lesefrüchte."

— In einer der gediegensten politischen Zeitungen Deutschlands steht wörtlich die folgende Correspondenz: „Stuttgart, 3. Juni. Bei der Berathung über die Hundesteuer wurde die persönliche Freiheit der Bürger lebhaft vertheidigt."

— An den Zimmerthüren des Gasthofs Bellevue zu Koblenz am Rheine: „Die verehrlichen Reisenden werden ersucht, bei ihrer Abreise nicht, wie wohl öfters aus Versehen geschehen, Schlüssel, Kommoden oder Thüren einzustecken." Als ehemaliger Philolog hab' ich diese schwierige und äußerst dunkle Stelle dadurch geheilt, daß ich scharfsinnig die Conjectur wage: Zwischen dem vocabulo

Schlüssel und der vox Kommoden ist die praepositio „von" böslicherweise wegradirt und (scribae cuiusdam ignorantia) ein Komma oder eine virgula interpolirt worden. Was sagt Hermann zu dieser interpretatio? Hermanus noster sollte sich den Codex doch im Original zur Einsicht senden lassen.

Meine Lesefrüchte sind schon alle vergriffen. Ich habe auch damit kein Glück. Begreiflicherweise, ich lese gar nicht. Ich will aufhören. Meine Wittwe mag drucken lassen, was sie kann. Ich bin müde.

9.

Die ersten Austern gegessen, fünfundzwanzig Stück. Ein merkwürdiger Tag, den ich roth im Kalender anstreiche. Mit einem zufällig und glücklich wiedergefundenen Landsmanne ging ich, den Hafen entlang, zur Huitrière, so heißt das Austernschiff, welches die kleinen, geliebten Thiere von England herüberführt. Sie sitzen unten fest auf dem zu größerer Kühlhaltung steingepflasterten Kiele. Da lagen sie, eine neben der andern, die Schalen behaglich geöffnet und sogen das Seewasser und das Tageslicht ein. Der Austernmann stach mit seinem in Eisen gefaßten Netze hinein, und wir konnten deutlich wahrnehmen, wie das geängstete, bedrohte Leben sich krampfhaft zusammenklemmte. Half aber nichts. Das erste Dutzend vertilgten wir in der nahegelegenen Schenke, die ein wahres Kleinbild flämischer Schule ist. Schreibe darunter: „Das Innere einer niederländischen Bauernwirthschaft," und Du hast ein Genrestück, wie es die Kunstausstellungen

und Galerien und Cabinette seit dreihundert Jahren auch haben; nur daß sie immer schlechter malen, Natur immer sich gleich bleibt. Frischer Sand auf dem Estrich aus rothem Ziegelstein, das Kamin spiegelblank, ein prachtvoller Rococoschrank mit Porcellanpüppchen, an der Wand Kaiser Napoleon und Marie Louise. Die Wirthin unterrichtete eben einen grauen Papagei. „Papje," rief sie, „die Preußen sind da;" da schüttelte der Vogel sein Gefieder, trommelte täuschend ähnlich und quäkte mit dem unleidlichen Organ seines Geschlechts: „Portez armes."

Papje machte einen so fürchterlichen Lärm, daß wir das zweite, dritte und vierte Dutzend lieber auf dem Hofe zu uns nahmen, als in der artigen Stube. Hierbei erhalte ich Gelegenheit, eine äußerst merkwürdige Beobachtung im Fache der Naturgeschichte anzustellen. Unser Frühstück sammelte den ganzen Hühnerhof der Frau Wirthin um sich, und ich sah, wie eine gewöhnliche Haushenne die weggeworfenen Austernschalen mit wahrer Gourmandise auspickte. Biete man einmal einem rechtschaffenen deutschen Hahn eine Auster an; er stirbt von dem bloßen Anblick. — Der Mensch und der Hahn sind doch rechte Gewohnheitsthiere. Unwillkürlicher, sehr tiefer und neuer Gedankenspan. — Uebrigens waren die Austern noch herzlich schlecht. O Rocher de Cancal! O Georg! „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder," sagt Schiller.

10.

Concert, Ball, Casino und Theater; über Mangel an Unterhaltung kann man nicht klagen. Im Concert

wird ein Stückchen Stabat aufgeführt; ich hab' es aber nicht gehört. Auf dem Ball werden Walzer und Quadrillen getanzt; ich tanze aber nicht mit. Das Casino besteht aus Lectüre, Conversation, Restauration und freiwilligem Vergnügen; ich besuche es aber nicht. Im Theater gibt die Familie Picolo französische Vaudevilles; ich gehe aber nicht hinein. Die geselligen Zustände in Ostende — vortreffliche Phrase — laboriren an dem Mangel eines Mittelpunktes. Gott erhalte ihnen diesen Mangel noch recht lange Zeit. Es werden vier Sprachen hier gesprochen: belgisch, was gern französisch klingen möchte, flämisch, was gern niederdeutsch, niederdeutsch, was gern hochdeutsch, und englisch, was gern gar nicht. Ich liebe die Redeträgheit der Engländer sehr. Nichts Alberneres als ein Wirthshausgespräch, eine Unterhaltung im Bade, ein großer Redeversuch auf dem Dyk. In Ostende soll der Mensch nur mit der See plaudern, tanzen und lieben. Das gefällt mir bei weitem am meisten, daß mein schwarzer Frack noch unentfaltet im tiefsten Abgrund meines Koffers schläft. In der ganzen Zeit zwei Paar Handschuhe!

11.

In Slyken gewesen; ein hübsches flämisches Dorf, eine halbe Stunde entfernt, gen Brügge zu. Ein deutscher Maler war mit, ein lieber, sinniger Mensch, von dem ich viel lerne. Die klaren, trockenen Töne einer niederländischen Ebene, das wunderliche Farbenspiel des Meeres, Licht- und Lufteffecte, Wolkenbildungen, von denen sich das Land nichts träumen läßt, ich sehe sie durch das

geübte Auge des Künstlers an, viel besser als durch das eigene. Slyken liegt an dem großen Brügger Kanal hinauf. Schleusenbauten, Segelstangen, Tauwerk, Windmühlenflügel hängen überall, wohin man blickt, wie Spinnwebe über der Landschaft. Ostende im grünen Rahmen seiner Wälle nimmt sich gut aus. Auch Wald hebt hie und da an, überragt von den Thürmen Brügge's. Das Meer ahnt man nur hinter den Dünen. Jedermänniglich sei vor dem Naturaliencabinet und dem Wirthshaus in Slyken christlich gewarnt; beide ergänzen sich auf das Furchtbarste. Das Naturaliencabinet liefert dem Wirthshause Geflügel und Fische in die Küche — o ihr ewigen Götter, welches Geflügel und welche Fische! — und das Wirthshaus macht dem gratis ausgebotenen Naturaliencabinet den Preiscourant in seinem eigenen mit. Die wilde Ente sah uns oben ausgestopft so unschuldig und harmlos an, und hernach sollten wir unten das arme Thier gebraten vernichten... O nein!

12.

Morgen reise ich ab. Mein Tagebuch reißt aber heute schon ab. Ein wahres Glück; denn sonst gäbe es eine Nummer dreizehn.

Holländische Schildereyen.

1.

Da lag sie, nacht- und wasserdunkel, die British Queen, ein Prachtgebäude. Oben an dem stumpfen, breiten Schlot hing eine einzige, matte Laterne; sonst alles still, schroff, schwarz, starr: die Riesenräder, die Masten, die Taue, die Balken, die Bretter alle. Die Schelde selbst schien eingeschlafen zu sein, und nur zuweilen blinkte der Widerschein eines Sternes oder ein später Fischsprung aus der breiten, glatten, grauen Wasserfläche empor. Wir standen, ein paar junge Rubensse aus Antwerpen, mein Reisegefährte und ich, auf dem Deck des Lorenz Coster, der um zwei Uhr in der Frühe gen Rotterdam aufbrechen sollte. Das war ein Unterschied: die stolze britische Monarchin und der kleine holländische Unterthan, der Spießbürger par excellence! An Bord der British Queen hatten wir wenige Stunden zuvor Thee getrunken mit dem gastlichen Schiffslieutenant. Das sind Räume, das sind Kräfte! Ein Salon, so weit, so glänzend, so reich, daß ein deutsches Honoratioren-Casino darin seine Festbälle abhalten könnte; überall funkelndes Mahagoniholz, goldene Leisten, schimmernde Krystalle und Porcellane,

schwerseidene Decken und Gardinen, moosweiche Prachtteppiche, orientalische Divans, Lotterstühle und Phantasiemeubles, wie sie das Boudoir einer Prima-Donna kaum aufzuweisen hat. Wahrlich, wenn man dort umherschritt, von einem Luxus in den anderen, aus der Maschinenkammer in den Speisesaal, von der Küche zur Bibliothek, durch eine ganze Reihe behaglicher Kojen und verschwiegener Doppelgemächer, sogar an einem Marmorbade vorüber: — es überschlich einen Jeden die Lust, nach Amerika zu reisen, nur der Reise wegen, und ein unüberwindliches Vertrauen, trotz Seekrankheit und Sturmesgefahr. Die Matrosen luden das letzte Cargo eben ein; hunderte von Ballen versanken in die dunkle Tiefe des Kieles, ohne daß nur eine Füllung dieser gähnenden Höhle zu bemerken gewesen; die Taue rauschten, die Winden und Krahne knarrten, die Seeleute sangen dazu jene langgezogenen Arbeits-Taktweisen, und vom Hafen herüber zum Schiffe, vom Schiffe hinüber zum Hafen ewiger Ruderschlag, Boote, die kamen, Boote, die gingen, Waaren und Menschen: eine herrliche Scene. Der Lieutenant lächelte freundlich in unser Erstaunen, in unsere Lust hinein. „She will do well," sagte er mit kopfnickendem Stolze und führte seinen Grog wohlgefällig zum Munde. „I dare say, she will," bekräftigte der erste Steuermann und spritzte eine gelbe Tabaksfluth über den blank gescheuerten Fußboden.

Wahrhaftig, ich schwankte eine Minute lang. Den elften ging sie, den fünfundzwanzigsten konnte sie landen zu New-York, sie mußte es spätestens den letzten. Was war's denn weiter? Einige Tage Erbrechens, sie

ließen sich in diesen allerliebsten Cabinen so gemüthlich leicht hinträumen und verduseln. Und hernach, wer weiß, welche anziehende Gesellschaft sich um den runden Tisch des Salons abendlich sammelte, welche trauliche Verbindungen sich anknüpfen konnten in dem engen, unausweichlichen, zwanglosen Beieinander der Seefahrt, wie schöne Augen mit uns über die Wasserwüste streiften, in den späten, fremden Sternenhimmel hinein? Für alle Fälle, die Bibliothek hatte Paul de Kock, und Capitän Marryat, und Dickens, und eine ganze Folge von Reviews und Magazines.. Und dann — Amerika! Urwälder, Niagaras, Mississippis!

Genug, denn ich war im Lorenz Coster. Statt nach New-York wies mein Compaß nur gen Rotterdam, und statt auf den Niagara auf eine Treckschuyte. Auch gut; nur der Lorenz Coster nicht. Der war, Spaß beiseite, miserabel, auch ohne die herausfordernde Nähe der Queen recht herzlich miserabel. Unten in der schmalen, gedrängt vollen Kajüte, die den Namen der „großen“ führte, hatte gerade mein Regenschirm noch Platz gefunden; ich rettete mich rasch wieder die Treppe herauf, wickelte mich in den Mantel und warf mich mißmuthig auf die feuchte Bank. Die Rubensse aus Antwerpen kritisirten über Wappers, de Keyser und Gallait, die Schüler über die Meister, alles gerade wie bei uns zu Lande. Mein Gefährte, auch ein Maler, Gottlob Einer ohne Löwenmähne und Kapuzinerbart, lachte sie aus und mich, er rauchte philosophisch seine Cigarre und machte Lichtstudien, indem er die Effecte der Lampe im untern Schiffsraume beobachtete. Antwerpen lag am Strande, verlassen und vergessen; nur der schöne

Thurm der Kathedrale grüßte dann und wann mit seinem widerlichen Glockenspiel herüber. Noch zwei Stunden bis zur Abfahrt; eben Mitternacht. Auf ein Schiff warten ist eine wahre Annehmlichkeit gegen das auf einem Schiffe warten. Ich sehnte mich nach einem deutschen Postwagen. Home, sweet home!

Als nun — endlich, endlich! — die Maschine anfing zu sprühen, das Rad zu rauschen, das Ruder zu seufzen, wagte ich mich, von Frost geschüttelt, zum zweiten Male hinab in den Hades. So sah's aus, nicht anders. Bleiche Schatten lagen auf der schmalen Bank, über die Schwelle sogar und unter dem Tische. Der Stewart sprang seelenvergnügt zwischen diesen Leichnamen umher, die Serviette einladend unter dem Arme Er freute sich über die ungewöhnliche Anzahl von Passagieren. Auch Charon ein Egoist! „Kein Platz mehr im Pavillon?" frage ich ihn. — „Nicht eine Ecke, mein Herr; den hat eine ungarische Familie ganz eingenommen." — „Aber, zum —, es muß doch hier im Schiffe Platz geben, wenn Ihr ihn drüben im Bureau verkauft!" — „Ja, es ist schändlich," riefen einige zwanzig Stimmen im Chor von der Treppe herunter, aus der Unterwelt herauf. — „Ich werde Platz schaffen," tröstete der Stewart. Auf der einen Bank hatte sich ein Engländer ausgestreckt, und wie lang! Die Leser wissen, wie lang ein Engländer sein kann. Der Stewart rüttelte ihn sanft und flehend: „Pray, Sir, get up, there are some Ladies." — „D-n the Ladies!", — Umgewälzt, fortgeschnarcht. Gegenüber lag eine schmale Französin, die sich nach Kräften breit machte; sie schlief nicht, sie that nur so, um liegen zu dürfen, wo wir nicht

einmal stehen konnten. „Madame, s'il vous plaît!“ — „Mais, il me semble, que“ ... Sie war wach, sehr wach. Sie sprach, und wie sprach sie! Die Leser wissen, wie eine Französin sprechen kann.

Die Meuterei, welche nun unter dem Schiffsvolke entstand, gewährte mir, dem unschuldigen Anstifter, ein stilles Vergnügen. Es wurde in allen europäischen Zungen geflucht, geschimpft, gedroht, gebeten, gelispelt. Hunde heulten mit kleinen Kindern um die Wette. Aus der halb geöffneten Thüre des Pavillons blickten, terrassenartig gruppirt, einige Dutzend Köpfe, Männerköpfe, Frauenköpfe, sogar Pfeifenköpfe. Ich roch ungarischen Knaster. O Ironie des Lebens! an der Thüre stand in sechs Sprachen zu lesen: „Hier darf nicht geraucht werden.“ Der Stewart rief den Capitän, der Capitän den Stewart, die Garçons rannten mit Licht umher, die Matrosen mit Koffern. Der Conducteur verlangte höflich die Billets, die Passagiere desto gröber ihren Platz. Als nun alles hübsch im Gange war, als die Liegenden zum Stehen und die Stehenden zum Sitzen gebracht, als das europäische Gleichgewicht sich allmählich wieder herstellte, ergriff ich stoisch meinen Regenschirm und ging von dannen, begleitet von den Segenswünschen einiger scheuen Seelen, deren Recht ich vertreten hatte, und von der Pariserin sprühenden Zornesblicken. Ich sah voraus, wie entsetzlich langweilig es drunten werden würde. An Schlaf und Lager kein Gedanke; fünfzig Menschen auf zwanzig Plätzen steif neben einander gesessen, verdrießlich, übermacht, mißlaunig, und zu den fünfzig Menschen einhundert Mäntel, Stöcke, Schirme, Taschen, Säcke, Kasten,

Kisten, Körbe, und zu den einhundert und fünfzig Zusammenaddirten eine einzige Lampe und kein Fenster offen, weil es den Damen zog, — nein, ich entfloh. Furchtbar wurden, das ahnte ich in tiefster Seele, die Folgen dieser Preßfreiheit. Ich habe mir immer gewünscht, declamirte ich, — frei nach „von Schiller" in „die Räuber!" — „ich habe mir immer gewünscht, ein Sklavenschiff zu sehen, jetzt wünsche ich es nicht mehr." Ein holländischer Vergnügungsreisender, der Nächste an der Thüre, klammerte sich verzweifelnd an meine Knie; er wollte mit mir entfliehen; aber, das Unglück macht hartherzig, ich stieß ihn heulend zurück in seinen Feldstuhl, warf die Thüre in's Schloß und enteilte.

Himmlische Luft droben, Luft und Freiheit! Sogar etwas mehr noch, Regen nämlich und Nebel und Kälte. Der Maler schlief; Maler haben in der Regel ein gutes Gewissen. Einen Augenblick versuchte mich teuflische Lust, ihn zu wecken. Aber mein edleres Selbst siegte, und ich trat zähneklappernd an den Schlot des Schiffes, wie Petrus an das Kohlenfeuer. Leider fehlten des Richters Mägde, mit ihnen zu plaudern. Statt ihrer unterhielt ich mich mit dem kleinen Schiffsjungen, der zusammengekauert in einem Haufen Taue lag.

Der Lorenz Coster ging entsetzlich langsam. Lieber Gott, ist es denn anders von einem Holländer zu erwarten, selbst wenn er eine Dampfmaschine vorspannt? Die Nacht war schauerlich kalt. Als es über die flachen, öden Ufer grau herandämmerte aus dem blinzelnd matten Auge eines holländischen Herbsttages, fuhr ein so scharfer Frosthauch über Wasser und Schiff, daß mein Taukorb,

mein Mantel und mein Schiffsjunge mich nicht mehr wärmten. Ich schlich verzweifelnd auf Entdeckungen aus; nur ein trockener Winkel, ein windgesicherter! Die Treppe zum dritten Platze hinab winkte mir einladend; ich folgte. Drunten ein noch engerer Raum, eine niedrigere Decke, mehr Schmutz und Dunst, aber weniger Menschen. Eine Bank bot noch einige Fuß Länge und eines halben Fußes Breite: εὕρηκα. Ich streckte mich in todesmuthiger Entsagung hin. Mein Nachbar war ein Handwerksbursch, ein reisender obendrein, also eine Art College. Gegenüber schnarchten sechs holländische Füseliere den gesunden Schlummer der Vaterlandsvertheidigung. Ein paar Dienstmägde, eine Amme mit zwei Kindern, eine dicke Marketenderin bildeten die schöne Hälfte der Einwohnerschaft. Während ich mich unter diesem neuen Volke bescheiden und zufrieden ansiedelte, drängten sich mir unwillkürliche Vergleichungen entgegen zwischen der guten Gesellschaft im Pavillon, der lieben Mittelklasse in der Kajüte und dem „süßen Pöbel" auf dem dritten Platze. Nummer Eins hatte privilegirt die Thüren hinter sich abgeschlossen, unbekümmert um unsere Noth und Verlegenheit; Nummer Eins rauchte, wo das Rauchen verboten war; Nummer Eins schlief, derweilen wir nicht einmal sitzen durften: beati possidentes. Sie hatten das Recht, denn sie hatten die Macht, denn sie hatten — das Geld. Nummer Zwei sah sich durcheinander mit scheelen Augen an; trat ein neuer Ankömmling herein, spreizten sich die alten gewiß um so breiter aus; Keinem ward gegönnt, was er hatte, und Keiner hatte, was ihm zu gönnen war. Genereller Unfriede daher, dumpfes Ge=

murmel, Stöhnen und Gähnen. Beata mediocritas, heißt das auf schlecht Lateinisch. Nummer Drei nun; wahrhaftig, man thut recht, den letzten Platz das Paradies zu benamsen. Hier herrschte vollständiger status innocentiae, Einigkeit und Traulichkeit. Das Lamm weidete neben dem Tiger, die Dienstmagd schlief neben dem Füselier. Mein Handwerksbursch — vielleicht doch weckte ich ihn ungelegen aus süßen Herbergsträumen! — machte mir bereitwillig und freundlich mehr Platz, als ich bedurfte, und suchte sogar eine ganze französische Phrase zusammen, mich zu bewillkommnen. Da ich aber gar auf Deutsch dankte, gerieth er in eine kindliche Freude hinein; er schob mir sein Kopfkissen, das schwere Felleisen, dienstfertig unter, und zwar — Gott segne die ehrliche Seele, sie war aus Zwickau! — das weichste Ende, wo die drei schmutzigen Hemden und die sonntägliche Blouse verpackt waren; er selber legte sich auf die Schuhseite. Und die Amme, sie hätte eine Spartanerin geboren werden sollen, so viel Gemeingeist entwickelte sie, so viel aufopfernden Staatssinn. Es durfte sich nur eins ihrer Würmlein regen, den allgemeinen Schlaf gefährdend mit einem hellen Schrei, gleich brachte sie es durch etwelche mütterliche Püffe und Knüffe zur Ruhe. Große, demokratische Sympathien rieselten über meine gerührte Seele; ich entschlummerte, Stirn an Stirn mit dem Zwickauer, Fuß an Fuß mit der Marketenderin, entschlummerte als ein vollständiger Communist oder Republikaner. Es ist wahr, meine Nase protestirte äußerst energisch noch gegen gewisse Einzelnheiten des Systems. Zum Exempel: unter der Bank, die mein Bett, befand sich ein Fäßlein Crevetten und gegen-

über ein Fäßlein Thran, welche beide der Lorenz Coster von Antwerpen nach Rotterdam führen sollte. Das stank so brüderlich zusammen, Crevetten, Thran, Füseliere, Säuglinge. Ich hätte einen holländischen Gulden gegeben für einen echt und recht aristokratischen Stockschnupfen, für eine Prise aus der goldenen Brillantdose eines Diplomaten, für einen Athemzug aus dem Krystallflacon einer Erzgräfin. Meine Nase ist in der einen Stunde um ein Jahrhundert gealtert.

Mittags elf Uhr erwachte ich, so wirr im Kopfe, so wüst. Wir waren schon in Holland; die Feste Wilhelmsburg hatte ich glücklich verschlafen. Ich stieg hinauf; die Gesellschaft war auf dem Deck versöhnlich etablirt; was die Nacht trennte, vereinigte der Tag. Ringsum nichts wie Himmel und Holland, und es wußte kein Mensch recht zu sagen, waren wir in einem Kanal oder in einem Flusse oder in einem Meeresarme, noch in der Schelde, bereits in der Maas. Dies Wassergewebe, in welches die Küste sich ausfasert, ist ein Labyrinth, das keine Karte und kein Auge überschaut. Alle Minuten änderten wir den Cours, die Straße verengte sich und breitete sich aus, spitze Landzungen liefen uns entgegen, flache Weidenufer gingen weit vor uns auseinander. Wir fuhren durch einen Wald von Windmühlen, herrlich gemalte, prachtvoll ausgestattete. Don Quixote hätte ein Eldorado in Holland finden müssen. Dann und wann begegnete uns ein Boot, eine Fregatte, ein Dampfer. Gegen Mittag, gerade als ich bei einem unvergeßlich schlechten Kaffee saß, gebraut aus holländischem Wasser, schossen wir an Dortrecht vorüber. Um zwei Uhr, nach zwölfstündigem

Leid, landeten wir bei Rotterdam. Ein artiges Stadtbild; der Quai prangte mit stattlichen Gebäuden, eingefaßt von einer malerisch-grünen Baumreihe. Im Hafen, viel bewegter und reicher als Antwerpen, flaggte eine Unzahl Schiffe. Das Hôtel des Pays Bas nahm uns gastlich auf, nachdem ein dicker, gemüthlicher Zöllner sich daran belustigt hatte, die Curiosa unserer Koffer in größter Seelenruhe Musterung passiren zu lassen. Ob wir Contrebande führten, Tabak, Seidenzeuge, Rohstoffe, das interessirte ihn weit weniger, als des Malers Skizzenbuch und ein paar Pariser Karikaturen, Diablerien und Chargen, die zwischen meinen Papieren lagen. Es war ein prächtiger, kleiner Mensch, mit dem ich über meinen geöffneten Nachtsack hinüber die lustigste Freundschaft schloß. Uebrigens kann ich nicht umhin, im Interesse der Staatswirthschaft hier vorübergehend eine Erfahrung einzuschalten, die sich seit vieljährigen Reisen mir bewährt hat. Niemand neigt mehr zur Fettbildung, als stationäre Zollbeamte und lebenslänglich engagirte erste Tenore. Die Sache ist ernsthafter, als sie aussieht, und verdient die genaueste physiologische Prüfung, schon um deswillen, als durch diese Thatsache ein altes Princip siegreich widerlegt wird, das da behauptet, häufige Gemüthsbewegungen und leidenschaftliche Aufreizungen besäßen eine abmagernde Kraft. Ich selbst bin, von der entgegengesetzten Seite, ein zweites Argument gegen diesen Irrsatz. Ich bin der ruhigste Mensch von der Welt, und desungeachtet so rettungslos und erbarmungswerth mager, daß ich zehnmal eher durch ein Nadelöhr gehe, als ein Freiligrath'sches Gedicht in's Himmelreich.

Rotterdam wurde in zwei Stunden flüchtig durchrannt. Allerliebste Blicke in Straßen, Kanäle, Brücken, Quais, Plätze, Bassins; holländische Häuschen, Büdchen, Zeltchen. An dem einen stand: Kaas in't Gros, und an dem zweiten Kaas in't Kleen; sehr hübsch. Erasmus Roterodamus, dem ich seit lieben, langen Jahren nicht begegnet war, befand sich hier äußerst schlecht; sie hatten ihn in einem sehr garstigen Schlafrocke, einen Codex in der Hand, auf irgend einem Heu- oder Butter-Markt ausgestellt. Im Grunde geschah's ihm schon recht und ich gönnte es ihm meinetwegen von Herzen; seine editiones, conjecturae, lectiones et emendationes haben mich oft genug geplagt. Ich wollte auf die Börse, zu sehen, ob ich bei der letzten Courswechselung vielleicht in Papieren eine kleine Million gewonnen; aber man forderte mir am Thore Eintrittsgeld ab, da stand ich zurück. Ich wollte in die große Kirche; aber man erklärte, sie sei verschlossen und der Küster nicht zu finden, da stand ich wieder zurück. Ich wollte noch etwas Anderes; aber man zeigte mir wohlwollend und warnend die kindliche Inschrift, ganz im antiksten Style, lapidarisch-kurz, ein Infinitiv statt eines Imperativ, die Inschrift: Hier nit watere; da stand ich zum dritten Male zurück.

2.

Das ist ein sonderbares Land. Von Rotterdam in den Haag führt ein niedriger Weg immer zwischen zwei hohen Wassern oder Blachfeldern hin. Die Straße liegt tiefer als die Kanäle, welche nach allen Richtungen sich

kreuzen und begegnen. Zu beiden Seiten fliegen bunt und abwechselnd, wie in einer Laterna Magica für Kinder, kleine, saubere Bildchen vorbei: jetzt eine lange, schmale, volle Treckschuyte, von einem einzigen Klepper gezogen, und im nächsten Augenblicke eine Heerde fetter Kühe, munterer Gäule, riesiger Schafe. Mastspitzen und Kirchthurmshähne stehen verträglich dicht nebeneinander. Hier kommt ein Dorf, wie eine kleine Stadt anzusehen, dort eine Stadt, wie ein großes Dorf. Man möchte die rothen Häuser mit grünen Thüren und Fensterladen, die artig geschnitzten Bäume davor, die grellbemalten Windmühlen mit sammt den kleinen, runden Männlein und Weiblein nur gleich in eine Schachtel packen, um sie morgen früh wieder auszukramen und anders aufzustellen. Die ganze Landschaft, wenn es eine ist, hat jenen gewissen trockenen, nüchtern klaren Ton, der uns aus den Werken alter Meister dieses Volkes so wunderbar anspricht; ohne die mindesten Licht- und Lufteffecte, ohne Wärme, ohne Schatten, geht das Bild flach und weit hinten hinaus, und der blasse Himmel liegt davon ab, wie vom fernen Meeresrande, nicht versöhnlich mit einem duftweichen Gebirge zusammengeschmolzen. Die Paul Potter, die Wouvermann, die Eckhout, die Ruysdael hängen hier auf der Landstraße aus, so daß man sich kaum noch wundert, wenn man sie in den Galerien und Museen wiederfindet. Das ist wahre Kunst, das ist wahre Natur; aber ich mag sie dennoch alle beide nicht. Mich verlangt bei so vielen Milchkühen nach venetianischen Weibern, und statt der Schleusen und Windmühlen nach einer gothischen Kirche. Holland ist ein gemalter Holzschnitt, und alle Holländer

sehen aus, als wären sie aus dem Bestelmeyer'schen Magazin in Nürnberg entsprungen. Die Holländerinnen lasse ich eher gelten; es begegnen Einem hier herrliche, volle Gestalten, den Uebergang bildend von der strengen englischen Musterschönheit zu der milden deutschen Lieblichkeit; tadellose Büsten, denen nur zu oft vermittelst ganz kurzer Leiber sehr große Hände, sehr große Füße angehängt sind, frische, hübsch geschnittene, hübsch gefärbte Gesichter mit reichem Haar und prächtigen Augen, aber um den Mund, die Wangen und das Kinn herum zu sehr aufgeschwemmt oder ausgewässert, hier und da sogar mit müden, herabhängenden Mundwinkeln, mit überflüssigen Hängebacken, mit gewaltigen Doppelkinnen.

So sitzen sie Abends um den runden Theetisch, die Tasse, obendrein — es ist entsetzlich zu sagen, entsetzlicher zu sehen — die Untertasse, das Schälchen in der Hand, wie bei uns die Waschfrauen. In Delfft, das wir in der Dämmerstunde passirten, habe ich eine ganze Reihe solcher Idyllen durch eine Fensterspalte indiscret belauscht. Es liegt ein eigener Frieden darin, für den sie hier auch das besondere Wort gefunden: Ons Begnoegen. Die niedrige Thür ist fest verrammelt, die weiße Gardine herabgelassen, der grüne Laden geschlossen. Kaum stiehlt sich ein Lichtstrahl heraus auf die dunkle, stille Gasse. Und da drinnen schaart sich die „begnoegte" Familie patriarchalisch um ihr Haupt, ein Haupt, das unter einer baumwollenen Nachtmütze, aus blauen Tabakswolken ernst und wandellos heraussieht. Der rothe Estrich ist mit Sand verschwenderisch bestreut, das Kamin gescheuert und aufgeputzt, der Tisch mit makellosem Weißzeug bedeckt.

Darauf stehen eine Menge kleiner Geschirre, Spühlnäpfchen, Kohlennäpfchen, Miniaturkannen und Miniaturtassen, auf weißem Grunde blau gemalt, eine Butterdose, ein Käseteller, ein Salzfaß, vor allem aber in der Mitte das unsterbliche, unvergleichliche Meuble, der heilige Hausgott, die geheimnißreiche Urne, das Quispeldoortje. Quispeldoortje und Thonpfeife! Schönstes Gegenstück, würdigste Einheit und Doppelheit, sammt der weißen Jacke oder der weißen Mütze größte Trias des holländischen Geistes! So lange ihr euch nicht vertreiben lasset durch den verruchten Geist der Neuerung, der schon in vielen Häusern euer Regiment gebrochen hat, so lange bleibt es: Oranje boven, Oranje boven!

Haag ist modernisirt. Eine französische Hand hat die rothen Häuser angestrichen, die Bäume gefällt, die Kanäle zugedeckt. Der holländische Genius flüchtet sich in einige entlegene Stadttheile, in historische Erinnerungen, wie das alte Palais des Prinzen von Oranien. Neumodisches Militär, halb französisch, halb preußisch, marschirt in den Straßen auf und spielt Sonntag Nachmittags schlechte Walzer im „Busche", will sagen im Park. Die Garde und die Lanciers wetteifern, Jene für das vornehme Volk, die in geschlossener Gesellschaft, in der „Societeit" sich erheitern, Diese für das große Publikum, das kleine Bürgerthum, welche im „Pavilloen" zwanzig Schälchen Kaffee schlürfen und zwanzig Pipjes schmauchen. Der Park hat schöne Bäume, schöne Gänge und schöne Frauen drin; aber ein Park ist er nicht. Diesen Zwang konnte sich die holländische Gartenkunst nicht anthun, und mußte sie ihre gezirkelten Beete, ihre

geschnirkelten Wege, ihren Taxus und ihren Buxus, ihre Tulipanen und ihre Hortensien weglassen, so vermochte sie es doch nicht über ihr Gewissen, blind und toll in die britische Regellosigkeit hineinzustürzen. Da warf sie denn ein paar gewagte Baumgruppen, Grasflecken, Wasserbecken ängstlich, hastig, verdrießlich durcheinander, und die liebe Natur that das Uebrige, das heißt wie immer das Beste, sie ließ lustig wachsen und gedeihen. Tief versteckt im Parke, vom Glanze der „Societeit", vom Qualm des Pavillons, vom Lärm der Stadt entfernt, liegt ein Sommerhaus des Königs der Niederlande, einfach, wie sein Name, „Huys tem Busche", einfach, wie alle Wohnungen der Herrscher unter diesem bürgerlichen Volke sind.

Die größte Merkwürdigkeit des Haags ist weder die Galerie, noch das japanisch-chinesische Museum, welche beide für den Kenner ausgezeichnete Schätze enthalten, sondern, so für den Liebhaber mein' ich, für fahrende Studenten, Sänger und ähnliches Gelichter, das Seebad Scheveningen, kaum eine Stunde Weges vom Haag entfernt. Und welch' ein reizender Weg! Wie wohl thut dieser frische, grüne, kühle, hohe Wald nach Weidengestrüpp und Wiesengras dem Auge, der Stirne, den Lungen! Alle Minuten rollen Gesellschaftswagen, Miethskutschen, Staatskarossen über den weichen Sand hinweg. In weniger als einer halben Stunde ist Scheveningen, das unscheinbare, arme Fischerdorf, erreicht. Noch ahnen wir nichts von den Herrlichkeiten, die unser warten. Wenige Häuser nur sind hier für die fremden Gäste eingerichtet, deren Mehrzahl in der Residenz oder im Bade

selbst sich unterzubringen pflegt. Aber schon winkt hinter dem Dorfe her die lange Hügelreihe der Dünen, weiß versandet, im Sonnenlicht wie Silberstaub auffunkelnd, bewachsen von hohem, starrem Ried. Fast dünken sie uns Berge, diese weichen Kuppen, uns, die wir Mondenlang kein Alpenhorn, keinen Harzfelsen, keine Rheinburg erblickten. Wir eilen hinan, durch fußtiefen Sand fortgeschleppt, hier und da schon an wandelnden Meerfrauen mit aufgelöstem Haar vorüber; wir stehen oben, auf der Spitze der Düne, auf dem Balcon des großen, stattlichen Badehauses; nun erst öffnen wir die Augen — — — Thalatta! Thalatta!

Ja, da ist sie wieder, die See, die blaue, die ewige See! — Und wie schön sie ist, wie stark, wie stolz, wie groß! — Es zerreißt ihr unsterbliches Antlitz, Gottes besten Spiegel, keine menschliche Kunstfurche, keine dunkle Linie von Hafenbauten, von Dammwerken, kein bewegtes Gewimmel von Kähnen, Schiffen, Segeln, Masten. Es war ein Sonntag, eine frühe, klare Morgenstunde. Hinter uns, im Dorfe, in der Stadt, weit im flachen, grauen Lande dahinten, läuteten die Glocken zur Andacht in die Kirchen von Holz und Stein. Aber uns im Gesicht brauste näher und lauter schon die Wind- und Wellenorgel, das Meer stürmte jauchzend in das aufhorchende, zitternde Land herein, über den glatten, glänzenden Strand spritzte sein Schaum, an die warme, kahle Düne wehete sein kühler Lebensathem. Ein Geschwader Schiffe ankerte, wie nach dem Lineal geordnet, parademäßig, regungslos, schmuck und still, in der weiten, sicheren Bucht. Sonst nicht ein Kiel, nicht ein Ruder, so fern das Auge trug.

Das war eine Stunde zum Seebade. Niemals im Leben bin ich so rasch, so froh, so sehnsüchtig in die liebe, traute Fluth hineingestürzt.

Das Badehaus und noch einige andere Gebäude, darunter ein königlicher Sommerpalast, stehen einsam auf der Höhe der Dünen. Unten am Strande sind die Wagen aufgefahren und einzelne Fischerkähne. Dieser Strand ist so vortrefflich, so geeignet für ein Seebad, wie ich keinen anderen kenne. Ohne auf hohes Wasser warten und nach dessen Wechsel alle Tages- und Lebensordnung immer ändern, zerreißen und verschieben zu müssen, bei jedem Wind und jedem Wetter kann der Gast hier der Mutter Thetis sein frommes Opfer darbringen, wann immer er will. Auch die Einrichtung und das äußere Bequemniß ist besser, als anderwärts, freilich auch um ein Bedeutendes theurer. In Scheveningen kostet ein Seebad einen holländischen Gulden, in Ostende einen Frank; Beides außer Abonnement. Die Wagen in Scheveningen sind Paläste gegen die Hütten auf Helgoland. Der Badende hat einen hübschen Raum für sich zum Auskleiden; dann steigt er die Stufen hinab, in eine Art von Zelt, das in das Meer schon hinausreicht, von flatternden Wänden geschützt. Hier trifft ihn, in einem engen Bezirk aufgefangen, durch ein paar Latten und Leisten noch verstärkt, der Wellenschlag mit einer Heftigkeit, mit einer conzentrirten Kraft, von der man sich kaum eine Vorstellung macht. Der Körper fühlt sich von ganzen Ruthenbündeln gepeitscht, von tausend und abertausend sprühenden Funken getroffen, von wohlthätigen, wollüstigen Schauern übergossen, überschwemmt, überstürzt. Von

der Decke herab hängt ein Seil. Daran klammere Dich fest, und nun lasse die heranstürmende Wind- und Wellenbraut herein in Dein enges Haus, lasse Dich von ihr fassen, küssen, umfangen, umhalsen, erdrücken. Einige Schritte weiter, und Du bist in offener, stiller See; schwimme hinaus, so weit Dich die Arme tragen, Niemand stört Dich, Niemand drängt Dich. Hier ist Raum genug und, wie es zweckmäßig und schicklich, die Männer sind von den Frauen geschieden, beide Theile dadurch um so freier, beide der lästigen und die Wirkung des Bades mindernden Zwangsjacke, der grauen Züchtlingshose, überhoben.

Kaum konnte ich mich losreißen aus der lieben, frischen Fluth. Es war, als müßte ich noch diese heranhüpfende Woge, noch jene wie einen bald scheidenden Freund empfangen und an das Herz drücken. Für eine lange Frist mein letztes Seebad! So bald soll ich dich nicht wieder sehen, vielleicht ja niemals wieder, heiliges Meer, nach dem des Kindes Sehnsucht schon schweifte, das den Jüngling wiegte und zum Manne wachsen ließ. Ade denn!

3.

Im Thiergarten des Regents-Park zu London habe ich einmal mit angesehen, wie ein Junge die große Schildkröte aus ihrem Teiche aufjagte und über das Gras verfolgte, daß sie Galopp laufen mußte. Eine Schildkröte und Galopp! Sie blieb alle Secunden lang stehen, wie um sich über sich selbst zu verwundern oder zu verschnaufen;

dann wieder vorwärts, und die dicken, kurzen Füße geregt, mit dem breiten Kopfe gewackelt, ohne doch von der Stelle zu kommen — es war ein seltsamer, halb lächerlich, halb kläglicher Anblick. Ganz das Nämliche ist eine holländische Eisenbahn, hier Spoorweg geheißen. Ein Holländer und Eisenbahn! Eine Schildkröte und Galopp! Contradictio in adjecto, sagte mein alter Logiker. So wenig dieses Land in seinem weichen, schwammigen Boden Eisen erzeugt, so wenig eignet sich dessen Oberfläche für die wunderartigen Straßen der neuen Zeit. Da müssen Dämme aufgeworfen werden, Gräben ausgefüllt, Brücken geschlagen, ehe die Schiene einmal Platz findet. Das Terrain bietet dieselben Schwierigkeiten, als wäre es das bergreichste, vielleicht sogar größere. Es hat viel bequemere Communicationsmittel in seinen allgegenwärtigen Kanälen, und obendrein, die Entfernungen sind so unbedeutend, der Verkehr nach außen und im Inneren dergestalt beschaffen, daß es auf eine große Beschleunigung kaum ankommen kann. Allein was verschlägt das alles? Mynheer will nun einmal seinen Spoorweg, Mynheer ist eigensinnig. Alle Welt legt Schienen, vornehmlich der neue Nachbar, der immer mit eifersüchtigen Augen scheel angesehene Vetter in Belgien. Nun muß Mynheer auch seine Eisenbahn haben, hübsch im Kleinen, mehr als kurioses Spielzeug, denn als Bedürfniß. Ich erlebe, daß er sich künstlich in die Erde hineinwühlt, um nur Gelegenheit zu haben, ein Tunnelchen anzubringen, eine geneigte Fläche wie bei Lüttich, ein Stück unterirdische Fahrt. Das muß sein. Holland erfindet nichts, aber es muß jede fremde Erfindung benützen. Holland treibt nichts in's Große, außer der Käsefabrik —

Kaas in't Gros! — aber es muß alles en miniature besitzen. Glückliches Holland!

In Leyden ging das Leiden an. „Lugduni Batavorum“ steht auf den kleinen, schweinsledernen Klassikern, die in den gelehrten Schulen so verpönt sind, des engen Druckes wegen. Ich seh's heute noch. Pfui, so ein klassischer Ort, und gibt sich mit Eisenbahnen ab! Bis Leyden fuhren wir vortrefflich in einer großen Localpost, van Gend & Loos. Der Weg vom Haag ab hat sogar einige Romantik und Pittoreskik, Gott verzeih' das Wort! Die Dünen laufen tröstlich eine Strecke weit mit in's Land, und der Sandboden trägt doch wenigstens Bäume, stattliches Nadelholz insonderheit. Leyden ist außerordentlich hübsch mit seinen hochgeschwungenen Brücken, seinem keck schwebenden Schleusenwerk. Die Studenten strichen in der Stadt umher, weil's Sonntag war, hinter den Dirnen drein, statt hinter den Professoren. Ich hätte bleiben mögen; allein die Eisenbahn lockte, Wunderdinge wurden von ihr erzählt. Wir nahmen unsere Plätze bis Amsterdam. Himmel, welches Gewühl um den Bahnhof, in den Bureaus, an den Kassen! Die Beamten wußten nicht ein, nicht aus. Das Gepäck ward so in Bausch und Bogen gewogen und fortgeschleppt, kein Zettel drauf, keine Adresse, keine Anweisung. Mit fürchterlicher Hast sperrte man uns in den Wagen. Es schlug sieben, die Stunde der Abfahrt. Der Dampf und der Conducteur pfiffen um die Wette, es rührte sich kein Rad. Wir warteten fünf Minuten, zehn Minuten, fünfzehn Minuten, zwanzig Minuten. Der Wagen war angefüllt zum Brechen. Zweite Klasse stand darauf. Eine Menge Damen zit-

terten drin. Aber die Herren rauchten, als müßten sie durch ihre Pipjes den Zug flott machen. Endlich — ein Ruck, ein Schrei. Wir setzten uns in Bewegung. Ganz Leyden gab uns das Geleit, sehr mit Bequemlichkeit. Die Holländer hatten Mühe, so langsamen Schritt zu halten wie die Locomotive. O Gott, die Schildkröte!

Der gottlose Mensch, der Maler, lachte, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. Zornesblicke funkelten uns aus den dunklen Wagenpolstern entgegen. Ich wollte die Sache versöhnlich wieder gut machen und wende mich an einen Herrn neben mir, schmeichelhafter Weise auf Holländisch. Mit dem merkwürdigen Sprachtalent, das ein berühmter Phrenologe einst meinem Schädel angelogen hat, und alle plattdeutschen Jugenderinnerungen von meiner Weser zusammenraffend, frage ich in möglichstem Gurgel- und Zischtone: „Nit war, myn Heer, de Spoorweg is noch en nieuwes Institutje?“ Gott weiß, ob's Holländisch ist; ich that, auf Seele, mein Allerbestes und stolzirte nicht wenig damit. Der Herr drehte sich grunzend von mir weg, und im ganzen Wagen erscholl ein unsterbliches Spott- und Hohngelächter. Ungastliche Nation, Barbarenvolk, das du bist! Ich wage mich nicht wieder in den Morast deiner Sprache hinein, wenn der erste, geniale Versuch eine so schlechte Anerkennung findet. Der Maler stieß mich gemüthlich in die Seite. Wir lachten zusammen und dachten an die Taunus-Eisenbahn daheim, an belgische und englische Spoorwege. Nichts gegen die Amsterdamer Bahn, aber auch kein Vergleich, keine Idee. Eine Treckschuyte ist ein Flügelpferd diesem Zug gegenüber. Ach, und eine Diligence! Van Gend &

Loos! Messageries Laffitte! Stage-Coaches! Turn und Taxis! Nagler! Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes, mit welcher Inbrunst habe ich Euch in jenen dunklen Stunden angerufen und alles Unrecht in bitteren Reuethränen abgebeten, was ich beging, wenn ich mit einem groben Schirrmeister haderte oder dem Schicksal fluchte, das mich einem von der Leipziger Messe heimkehrenden polnischen Juden in zärtlichem Tête-à-Tête gegenüberbrachte! Die Regierungen sollen alle ungeduldigen, unzufriedenen, ungenügsamen Fortschrittsmänner auf die Holländische Eisenbahn senden, probatum est!

Buchstäblich Schritt sind wir gefahren, so recht, was man Schritt nennt. Zuweilen gab es einen ironischen Hundetrab, und einmal sogar, unmittelbar vor einer der unzähligen Stationen, einen hartstoßenden, desperaten Eselsgalopp. Dann schrie das gesammte Publikum unisono auf. Die Frauen drückten die Augen zu, obwohl es stichdunkel war. Die Conducteure sprangen von ihren Sitzen herab und leuchteten mit der Laterne auf die Schienen, ob nicht ein Unglück passirt wäre. Alle möglichen Schauergeschichten, von der Great-Western und von Versailles, rive-gauche, wurden in unserer Diligence aufgetischt. Holland schwitzte Angstschweiß, Holland in Noth. Zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther hielt der Zug alle zehn Minuten ruhig still, sammelte sich, zählte seine Lieben. Und siehe, es fehlte kein theueres Haupt. Im Gegentheil, der theueren Häupter wurden mit jedem Augenblicke mehr. Wahrhaftig, ich glaube, die Conducteure rafften harmlose Nachtwandler unterwegs auf, wie die Omnibusführer in London. In Harlem ent-

stand eine allgemeine Völkerwanderung, ein Barbaren-einfall. Ganz Amsterdam hatte seinen Sonntag da zugebracht, ganz Amsterdam wollte mit dem letzten Train heimkehren. Welches Gewirre, welches Gedränge, welches Gebrülle! Aufenthalts-Zeit: eine halbe Stunde! Dann wieder vorwärts! O Gott, o Gott! Die Schildkröte!!

In stockfinsterer Nacht standen wir an dem Bahnhofe vor Amsterdam. Alles dunkel. Eine Laterne brannte, eine einzige, vor dem Gepäck-Bureau. Die lange Wagenreihe entlastete sich ihrer Bürden, Omnibusse rollten heran und rollten hinweg, es ward immer dunkler, immer stiller. Wir riefen nach unseren Effecten; keine Antwort. Wir brachen in das Bureau, ahnungsgrauend, todesmuthig. Da lagen die unglücklichen Koffer, Schachteln und Säcke durcheinander, bewacht von einem einzigen Bahnwärter, der eingeschlafen war. Eine Menge Reisender kauerte auf dem Boden, zerrte aus dem Chaos des Allgemeingutes sein bischen Besitz hinweg, und schleppte es, wohl oder übel, lachend, fluchend, schreiend, von dannen. Ich verzweifelte. Nirgends meine schöne, gelbe, englische Malle, am Strande erst vor wenig Wochen um theures Geld erstanden, vor wenig Tagen zu ihrem großen Berufe gesalbt, indem ein Tölpel von Gent eine volle Lampe darüber zerbrach. Die Hutschachtel war da, ich kämpfte um sie mit einigen Herren, die ungerechte Ansprüche darauf machten. Kein Mensch kannte das Seine, weil in dem Gemach ein feierlich mystisches Dunkel herrschte. Keine Hand fand es, weil alle umhersuchten, umherwarfen, umhertasteten. Von Nummern und Adressen, wie gesagt, keine Spur; Niemand legitimirte sich, Jedermann recla-

mirte. Der Maler hatte sein Theil; er half mir kurzsichtigem Erdensohne nun spähen. Ihm dank' ich den Koffer; sein Künstlerblick entdeckte ihn draußen vor der Thüre, unter dem Gute, welches die Träger bereits ergriffen. Nun noch der Nachtsack. Das arme Ding! Da lag es, unter einem enormen Waarenballen, und starrte wehmüthig seinen Herrn an und flehte, mit halb offenem Munde, um Erlösung. Sie ward ihm. Gottlob, nun fort aus dieser Höhle; hinaus; in die Stadt; zur Ruhe!

Ein Cabriolet? — Keine hier. — Ein Omnibus? — Alle fort. — Und bis nach Amsterdam war noch eine tüchtige Strecke. Man sah die Lichter ziemlich fern flimmern und schimmern. Träger drängten sich heran, sie wollten mit Schiebkarren unsere Effecten hineinfahren, aber wir selbst müßten gehen. Ich konnte nicht, ich wollte nicht. Ich war müde wie ein Hund und desperat wie ein Poet. Ich streckte mich entschlossen auf den Koffer; hier bleiben, bivouaquiren meinetwegen vor dem Bahnhofe, in einem Eisenbahnwagen, unter freiem Himmel; kein Schritt von dannen. Der Maler stand über mir und declamirte. Ganz hinten ging der Mond auf. Ein herrliches Nachtstück!

Da endlich kommt noch ein Wagen, ein Omnibus. — „Halt da!“ — Mein Freund fällt den Conducteur wüthend an. — „Wohin?“ — „In das Hôtel des Pays Bas!“ — „Dahin fahr' ich nicht.“ — „Wohin denn, bei allen — ?!“ — Ein unbekannter Straßen- oder Platzname tönt zur Antwort. — „Gleichviel; Ihr müßt uns mitnehmen.“ — „Noch ein Sitz im Wagen.“ — „Alles gleichviel.“ — Der Maler rafft mich auf, der Conducteur meinen Koffer.

Dieser wird auf den Wagen geschmissen, ich hinein. Aber ich hatte nun einmal meine böse Stunde. Mir war es zu voll drin, zu heiß. Der Reisegefährte wirft sich statt meiner hinein, ich hocke auf der Pritsche des Conducteurs. So geht's fort. O wäre es auf dem Spoorweg so gegangen! Wir fahren eine tüchtige halbe Stunde. Ich bestehe unterwegs eine kleine Lebensgefahr, indem mir ein betrunkener Lohnkutscher seine Pferde und seine Deichsel hart auf den Leib treibt. Mitten auf einem freien Platze wird endlich angehalten, alle Welt steigt aus, das Gepäck poltert auf das Pflaster herunter, und der Conducteur sagt, die Hand ausstreckend: „Wenn's beliebt, myn Heer!" Wir zahlen, der Omnibus rollt davon; gute Nacht.

In Amsterdam also. Glücklich und wohlbehalten, mit geretteten Gliedmaßen und Effecten, um mehrere Erfahrungen reicher, um mehrere Gulden ärmer. Der Maler und ich sahen uns hellauflachend an, wir waren die einzigen lebenden Wesen ringsum in der schaurigen Einsamkeit, und von menschlicher Hülfe so weit, sagt Schiller. Uns gegenüber ein großes Gebäude mit einem Thurme; die Uhr droben schlug eben halb, die unserige fügte hinzu: halb zwölf. Nicht übel. Unsere Heiterkeit erwachte wieder, wie denn die liebe Jugend ist. Wir steckten brüderlichst eine Cigarre an und besahen uns Amsterdam im Mondenlichte. Bald darauf vertheilten wir, auf die nächste Zukunft denkend, unsere Rollen. Einer sollte das Gepäck bewachen, Einer nach Menschen spähen. Ich als der Müdeste erhielt jenes Amt; er schüttelte mir die Hand, wie Robinson seinem Freitag, und dorthin ging

er, seine Schritte verhallend im Nachtwind. Sehr poetisch; wäre es nur nicht so verdammt wahr gewesen, so verdammt kalt obendrein, so verdammt spät. Und ich hungerig. Auch das noch. Du lieber Gott!

Fünf Minuten, er kommt schon zurück. — „Nun?“ — „Nichts.“ — „Den Teufel auch.“ — „Die Stadt ist wie ausgestorben.“ — „Kein Mensch mehr?“ — „Drei sind mir begegnet, ich habe sie alle Drei angesprochen, es hat mich aber Keiner verstanden.“ — „Unglückskind, wonach fragtet Ihr denn?“ — „Nun, nach einem Gasthaus.“ — „Herr Gott, so heißt ja in diesem Lande ein Lazareth.“ — „Habe ich Euere Kenntnisse im Holländischen? Geht selber!“ — Ich ging. Um die erste, beste Ecke. Ein Mann kommt die Straße herauf. „Erlauben Sie, myn Herr.“ — „Ich gebe nichts, laßt mich zufrieden.“ — „Aber erlauben Sie, —“ — „Das Betteln ist verboten.“ — Drei Schritte, fort war er. Im Grunde, verdenken konnt' ich's ihm nicht. Um diese Stunde, ein Mensch in einer schäbigen Reisemütze, in einer grauen Blouse. Bon. Wieder ein paar Häuser weiter, so begegnet mir eine Dame. „Madame, auriez-vous l'extrême obligeance“ — Die Madame schreit auf, ein Herr kommt ihr nach, er schilt auf mich ein, ich wehre mich, sie Beide eilen davon, und ich muß froh sein, ohne Prügel abzuziehen. Abermals eine Ecke, abermals eine Dame, abermals eine Frage. Dies Mal erhielt ich Antwort und eine so freundliche, daß ich meiner Seits nun Mühe hatte, mich loszumachen. Sie wollte mir wohl ein Haus weisen, jedoch nicht ein solches, wie ich es suchte. Ich dankte sehr, war indessen vorsichtig genug, mir von ihr wenigstens den Rückweg zu dem großen

Platze, den ich nach Kräften beschrieb, zeigen zu lassen; sonst hätte ich, bei meinem brillanten Ortsgedächtniß, nicht einmal meinen Maler und meinen Koffer wiedergefunden. Wir kommen bei beiden an. Der Maler lacht, ich lache, die Dame lacht. Sie führt uns an der Ecke in einen kleinen Wein- und Bierschank. Auf ihr Klingeln wird geöffnet. Ein Hausknecht oder Kellner erscheint mit Licht, verschwindet aber alsbald wieder und schlägt uns die Thüre vor der Nase zu, sowie er das Weibsbild erblickt und zwei Mannsbilder, jedes einen Reisesack im Arme, und auf der Schwelle zwei große Koffer. Nun entspann sich eine parlamentarische Friedensunterhaltung durch das Schlüsselloch. Die Dame übersetzte unser Schicksal und unsere Wünsche, halb aus dem Hochdeutschen, halb aus dem Französischen, ganz in das Holländische. Binnen kurzer Zeit öffnet sich die Pforte wieder. Wir treten ein, und unsere erste Sorge ist, uns und unsere gefällige Führerin mit einem mäßigen Nachtmahl und Nachttrunk zu erquicken. Mittlerweile geht der Hausknecht einen Miethswagen suchen. Er kommt zurück, er hat gefunden — —

Leser, lieber, langmüthiger Leser! Der dies schreibt, kennt und kannte so ziemlich alle Gattungen Fahrzeuge in der civilisirten und uncivilisirten Welt, schwimmende und rollende, gleitende und schleichende, Karren, Schiff und Schlitten. Ich bin als Junge auf manchem Heuwagen gefahren, von Ochsen gezogen, später mit Stellwagen, Zeiselwagen, Gesellschaftswagen, Frachtwagen, Postwagen, sogar einmal, als Student, auf einem Leichenwagen, von Haina nach Marburg. Ich habe Pferde geritten — ach, und welche Pferde! — Maulthiere, Esel, letzteres zu nicht

geringer Ergötzlichkeit der theueren Schuljugend von Ems, die mir einst bis Dausenau nachgespottet hat: Ho, ho, da reitet Einer und geht doch zu Fuß. Und dennoch, lieber, sehr langmüthiger Leser, fiel ich vor unauslöschlichem, unbezwinglichem Satanslachen schier auf die blanke, fremde Erde, als ich das unser harrende, holländische Gefährte gewahr wurde. War's ein Gig, eine Fly, eine Droschke, ein Cab, ein Handsome? Nichts von dem allen. Ein Ungeheuer war es, ein Zwitterwesen, halb Wagen, halb Schlitten, oben eine dickbäuchige, ausgeschweifte, alte, zerbrechliche Superintendenten-Kutsche, unten zwei plumpe, breite, steife, schwere, lappländische Kufen. Ich traute meinen Augen kaum. Wirklichkeit, baare Wirklichkeit! Bisher, ich gestehe es, hatte es mir immer eine Mythe gedäucht, die Erzählung eines Reisenden, ein Genrebild, wenn von diesen Fuhrwerken in Holland die Rede war. Und da stand nun eins in Lebensgröße vor mir, und der Kutscher schnitt ein grimmiges Gesicht zu unserer Heiterkeit, während er unsere Effecten in die Noahs-Arche einlud. Zehn Personen hatten bequem Platz. Dahin rutschten wir nun über das hallende Pflaster des nordischen Venedig. Die Hufe der braven Thiere klapperten ordentlich geisterhaft durch die Stille. So und nicht anders durften wir würdiger Maßen unseren Einzug in das Hôtel des Pays Bas halten. Ich versöhnte den klassischen Wagenlenker, indem ich ihm beim Scheiden mit gerührtem Herzen das Zeugniß ertheilte: „Bursche, Du fährst, als ob es auf einem Spoorweg ginge." Die treue Seele nahm es für ein Lob. Guter Gott, es ist mir mit mancher Recension ähnlich ergangen!

4.

Ich schäme mich; Wochenlang streife ich in Holland umher, von einem Hafen in den anderen, durch Handels- und Stapelplätze voll welthistorischer Erinnerungen, voll schwebender und strittiger Tagesinteressen, und für alle diese großen Dinge finde ich kein Wort, oft in mir selbst nicht einmal Sinn und Verständniß. Wochenlang raste und reise ich in Belgien, an unzähligen Kirchen, Rathhäusern, Glockenthürmen, Marktplätzen vorüber, durch ein versteinertes Mittelalter und durch eine gemalte Neuzeit, durch Galerien und Museen, und nirgends ein Kunsturtheil, ein geschicktes Excerpt aus Schnaase, eine freie Bearbeitung meines Guide du Voyageur. Ich verstehe das Handwerk noch nicht recht. Mich hält eine naive Scheu ab, über Gegenstände zu schreiben, die ich nicht in mir selbst wiederfinde und wiederfühle. Ueberall höre ich über merkwürdige Handelsverhältnisse zwischen Holland und Deutschland reden, über sich vorbereitende Katastrophen, Verträge und Isolirungen. Alle Feuilletons wimmeln von Kritiken des Brüsseler Salons, der Antwerpener Malerschule, der Amsterdamer Kunstausstellung. Lebe und webe ich denn so ganz in dem abstracten Sensorium der Literaten ex professo, daß ich über alles das schweigend hinweggehen kann? Hat mich das Seebad träge gemacht, anstatt frisch und regsam? Oder zieht es mich schon an allen Fäden und an allen Haaren in die nahe Heimath?

Lasset mich wenigstens mit der Schwester Malerei ein Wort sprechen in stiller, beschaulicher Dämmerstunde. Ich weiß es, die ihr den Pinsel führet, wie wir die Feder, besser meinetwegen, die ihr auf neuen Lumpen arbeitet, wie wir auf alten, zerstampften und geglätteten, ihr wollt nicht viel von uns wissen, nicht viel hören. Taub gegen unser Urtheil und doch gierig darauf, macht ihr uns das Recht streitig, über die Schöpfungen eurer Kunst zu richten, weil wir nicht Perspective studirt, Anatomie, Farbenlehre. In Paris die großen Herren stellen nicht mehr aus, um die Kritik in den kleinen Feuilletons stolz überspringen zu dürfen. Und daheim unsere großen Herren, denen, beinahe wie in den alten guten Zeiten, Fürsten den entfallenen Pinsel aufheben, Grafen die Farben reiben; ja, was haben sie denn mit uns zu schaffen, mit einem unter Druck und Kampf heranwachsenden Geschlecht, mit aufstrebenden Kräften, mit Anfängen und Versuchen? Ihre Namen laufen uns täglich durch die Finger, und mit rührender Dienstfertigkeit rennen wir jeder neugemalten Wand nach, jedem trauernden Juden, jeder thörichten Jungfrau, jeder Cleopatra, jedem Nero. Wir aber bleiben ihnen, den anerkannten Meistern ihrer Kunst, fern und fremd, wir, nur Schüler in der unsern; an unsern kleinen Leiden und Freuden betheiligt sich ihre göttliche Ruhe nicht, ihre infallible Exclusivität, ihre großartige Einseitigkeit verkehrt mit den Klassikern und mit der Bibel, und es steht ihnen thatsächlich fest, daß Deutschland keine Poesie und keine Literatur mehr hat. Sie brauchen uns, wozu wir eben gut genug sind, zum Heroldsamt in der Journalistik; wir haben die Erlaub=

niß, ihnen voranzuschreien: date viam, und zum Danke winken sie uns gnädig mit der Hand, zur Entlassung, wann die Straße offen geworden ist.

Große, stolze, schöne Schwester, der die öffentliche Meinung überall Thor und Thüren aufschließt, der sie in zahllosen Salons und Vereinen Gelegenheit gibt, sich zu produciren, die Könige an ihren Thron rufen und mit ihren Orden schmücken, bist du denn wirklich um so vieles größer, stolzer, schöner, als die Stiefschwester, oder nur um so viel glücklicher, wenn das Glück heißen darf —?

Ich habe den Salon in Brüssel besucht, die Ateliers in Antwerpen, die kleine Ausstellung „Arti et amicitiae" in Amsterdam, gleichzeitig mit den alten Galerien im Haag, in Amsterdam, in Brüssel, in Antwerpen, in Gent, in Brügge. Wenn das, was ich gesehen habe, einen Fortschritt in der edlen Malerkunst beurkundet, so will ich Gott danken, daß meine Kunst, die Poesie — anch' io! — nicht also fortgeschritten ist. Vor meinen Augen stehen sie noch, gewaltig und gebietend, die ernsten, alten, großen van Eyck, Hemling, Rubens, Potter, Rembrandt, Dow, Ruysdael, und wie sie alle heißen mögen; sie werden stehen, wann das bunte Farbengemisch und Gestaltengewirr der Neuen längst verschwommen ist und zerronnen. Ei, was habt ihr denn gethan und erreicht seit zwei oder drei Jahrhunderten, daß ihr uns von einer flämischen Wiedergeburt reden wollt, von einer neuen Kunstära, einer anders noch goldenen, als in euerem Ehrensolde? Zeigt mir doch erst einmal solche Menschengesichter, wie sie die Schützengilde, die Anatomie, die Nachtwache aufweisen, eine so warme, behagliche, durch und durch er-

füllte Stimmung, wie sie aus jenen kleinen Landschaften strahlt und klingt, nur ein so tüchtiges Vieh, wie Paulus Potter oder Franz Snyders gemacht haben, ich weiß nicht vor wie langen Jahren!

Arti et amicitiae! Ja, die Amicitia seh' ich wohl, allein wo denn die Ars? Es ist wahr, das ist nur ein kleiner Privatsalon, für Schüler vielleicht, für Anfänger. Da hängen Porträts, die einen Abscheu vor der menschlichen Physiognomie erwecken, Erdenklöße, denen eine Kleinigkeit fehlt, um Menschen zu sein, der göttliche Hauch, der sie anbläst, daß sie leben. Mich friert vor diesen ewigen Winterlandschaften, neben schlittschuhlaufenden Holländern, vor holzfahrenden Bauern im verschneiten Forst. Ach ja, ihr malt das durchschillernde Eis wunderschön, aber ihr malt das nun jahraus, jahrein, immer dieselben nackten Baumstämme, dieselben rauchenden Kamine, dieselben Pelzhandschuhe, und ich habe sie schon oft gesehen, wo ein Kunstmarkt eben aufgeschlagen stand, in Düsseldorf, in Frankfurt, in München, in Wien. Mich reizt dieser gewaltsame, erlogene Humor nicht mehr zum Lachen, und euer groteskes Genre däucht mich eine schale Goliaths-Bouffonnerie, wenn ich es an zwei winzige Davide des alten Bundes halte, an David Teniers und an David Ryckaert. Nein, ihr müßt uns nicht von Fortschritt reden, wenn ihr euch immer im Kreise herumdreht; wißt ihr aus „Faust —," „wie junge Katzen" . . und so weiter!

In Brüssel und in Antwerpen, in Belgien überhaupt findet sich schon ein ernsterer Wille, eine tüchtige, ausgesprochene Richtung. Diese Provinzen, die nun Jahrhun-

derte lang wie ein Spielball aus einer Hand in die andere geflogen sind, ringen nach Selbstständigkeit und Nationalität in jeder Offenbarung ihres verjüngten Lebens. Sie wollen weder rechts noch links anknüpfen, weder an Hochdeutsches noch an Wälschfranzösisches, sie greifen in ihr eigenes Mittelalter zurück, in das große, reiche Städteleben Belgiens, in die Herrlichkeiten von Gent, Brügge, Mecheln, Antwerpen. Wie die junge flämische Poesie immer und ewig ein Paradepferd reitet, die Egmontsgeschichte, in hundert neuen Bearbeitungen, so kehrt die junge flämische Malerei immer und ewig auf ihren gestorbenen Messias heim, auf Peter Paul Rubens. Dieser Mann, ich beuge mich in Demuth vor seinem Namen, wie ich in Demuth an seinem Grabe in der Jakobskirche zu Antwerpen gekniet habe. Ja, er muß ein Universalgenie gewesen sein: sieben Sprachen reden und sieben Künste treiben, heute Profangeschichte malen und morgen Mythologie und übermorgen Heilige, heute ein wildes Thier und morgen einen zahmen Rathsherrn, heute eine See im Sturm und morgen ein Blumenstück mit Käferlein, den Michel-Angelo und den Rafael in seine Zeichnung hereinziehen, das magische Helldunkel Correggio's und den Farbenreichthum Paolo's von Verona sich aneignen, Diplomat sein und Künstler, Schriftsteller und Weltmann: — welcher Geist und welches Leben! Schreiet Zeter über mich, wenn ich desungeachtet die schroffe, strenge Einfalt meines deutschen Eyck und die göttliche Grazie dessen von Urbino viel inbrünstiger liebe und anbete. Verketzert mich, wenn ich an dies zinnoberrothe Fleisch nicht glaube, diese verrenkten und durchein-

ander geworfenen Figuren nicht schön finde, wenn ich Uebertreibung erkenne, wo ihr Kühnheit, Unmaß, wo ihr Fülle, Unwahrheit, wo ihr Genie. Ich bin ein schwacher, ein beschränkter Kopf, und wenn ich nur das Eine von ihm wüßte, daß er zweitausend Werke zurückgelassen, seine Schriften ungerechnet, es würde mir genug sein, an seiner Göttlichkeit zu zweifeln. Ueppigkeit ist keine Fruchtbarkeit, Verschwendung noch nicht Reichthum. Alsdann: Peter Paul Rubens ist nun zweihundert Jahre todt. Ihr sollt uns diesen Leichnam eines großen Menschen nicht galvanisiren, um seine Zuckungen für euer Leben auszugeben. Malt mir noch so viele Rubens'sche Pferde, noch so reiches, rothes, rüstiges Rubens'sches Fleisch, noch so wirre, wüste, wilde Rubens'sche Gruppen, und ihr habt doch nicht eine neue flämische Kunst gestiftet, doch nicht geschaffen, sondern nur copirt, doch nicht neugeboren, sondern nur wiederholt. Die großen Schlacht- und Aufruhrgemälde von Wappers und von de Keyser, welche das Ständehaus in Brüssel schmücken, sind vortrefflich gemalt, wirksam, kühn, breit und heiß; aber ich suche vergebens nach neuen Ideen, nach einer Tiefe der Conception und Composition, nach Inspiration. Die Kunstmittel handhaben wie ein Meister ist nicht Meister in der Kunst sein, und so gewiß die Nachwelt Meyerbeer und Beethoven wird zu unterscheiden wissen, Talent und Genie, oder Mendelssohn und Haydn, Doctrin und Glauben, so gewiß geht sie an diesen großen Bildern, dann verblichen und nachgedunkelt, gleichgültiger vorüber als wir, und schreitet zu dem wahrhaft Ewigen und wahrhaft Einzigen, zu der Kunst auf ihrer absoluten Höhe.

Ich bin ein leichter Mensch, ein fahrender Poet, ein Spazier- und Weltgänger, wie ihr es spöttisch aufnehmt und uns zum Tadel nachsprecht. Ich weiß, daß meine Sendung und die von meines Gleichen nicht ausläuft auf mächtige, unsterbliche Resultate, auf große Eroberungen und Errungenschaften. Keiner von uns besitzt die Kraft dazu, und ihr leihet uns nicht die Zeit dafür. Unsere Aufgabe ist eine schwierige, die Tradition in uns erhalten, das Bestehende fortsetzen, dem Kommenden vorarbeiten. Darin hilft uns Niemand als die eigene Rechte; wir gehen Jeder allein seinen dunklen Weg, und die einzige Freude ist uns, wenn uns hie und da Jemand darauf begegnet, der uns freundlich und innig die Hand schüttelt. Jedwede andere Kunst verhält sich besser und glücklicher zur Gegenwart, als die Dichtkunst, und doch lebt in keiner, nein in keiner — und das eben war und ist und wird sein ihr Vorzug, ihre Höhe, ihre Einzigkeit! — in keiner lebt so tief und so klar das Bewußtsein ihrer Sendung, halb ein schmerzliches und gebeugtes für die Gegenwart, halb eine unerschütterliche Hoffnung, ein trotziger Lebensmuth, eine göttliche Zukunftsgewißheit. Hier scheiden sich unsere Wege: das ist unser Theil, das habt ihr nicht, ihr Maler, das habt ihr nicht, ihr Musiker, das habt ihr nicht, ihr Steinmetzen. Ihr flüchtet in Vergangenes, in unwiderruflich Verklungenes, in Verlorenes. Ihr knüpft an einen Glauben an, den ihr selber nicht besitzt, der nur in einzelnen, extravaganten, verzweifelten Sympathien sich zu erhalten trachtet. Ihr klammert euch fest an einander in Richtungen und Schulen, in Akademien und Vereinen. Ihr bildet in mühseligem

Studium eine vollendete Technik aus, ohne zu bedenken, daß die Form zerbrechen muß, wo der Geist verschwindet. Ihr werft euch dem Publikum mit zudringlicher Hast in die offenen Arme, täglich mit einer neuen Schöpfung ihm opfernd, Gemälde, Oper, Messe, Oratorium, Bildsäule, Denkmal, alles auf Bestellung oder im Auftrage, — ach! und ihr ahnt nicht, daß eben dieses Publikum, das euch und eures Geistes Kinder heißhungerig und nimmersatt verschlingt, die Arme um euch zusammenschließen wird, wie ein Moloch, euch zu erdrücken, wann es euch nicht mehr mag. Ihr stürzt euch in den Abgrund vergangener Zeiten hinab, und indessen schreitet sie, deren Söhne auch ihr seid, die Gegenwart, rastlos, unhörbar, zauberschnell vorüber, und wenn ihr erwacht aus klassischen Träumen, aus mystischen Schwärmereien, dann wird sie lange, lange dahin sein, an euch vorbei, und ihr werdet nur den zerrissenen, den gefallenen Schleier, die todte Hülse der aufgebrochenen Frucht, die graue Puppe des emporgeflogenen Tagfalters in den Händen halten.

Ob wir besser thun? Wir, die wir vor dem Tage uns aufmachen, uns hineinstürzen in die kalten, kämpfenden Nebel der Skepsis, uns hinauswagen auf die schwanke, trügerische Brücke der Negation, unter welcher das Nichts uns hohnlachend entgegenstarrt? Ob wir — Aber nein, nichts von uns. Für wen denn, und warum?!

5.

Die holländische Sprache sitzt neben der hochmüthigen, hochdeutschen Schwester wie Aschenbrödel im Staube, am

Herde, in der Werkstätte. Diese ist im Laufe der Zeiten groß und vornehm geworden, hat fremde Moden und Manieren angenommen, geht zu Ball und zu Hof; jene bleibt fein daheim und nährt sich redlich. Aber es fehlt Aschenbrödel weder an geheimem Reiz, noch an stillem Selbstbewußtsein, sie ist sogar eigensinnig in ihrer Kindlichkeit und läßt sich nichts Fremdes aufdringen, ohne es auf ihre naive, bestimmte, dreiste Weise sich zu eigen zu machen. So nennt der Holländer sein Theater Schouwburg. Schauburg! Ist das nicht allerliebst übersetzt? Hätte der selige Campe das jemals zu Stande gebracht, dieser Kahlkopfsverlegenheitsabhelfer seiner lieben Muttersprache, und wenn er sich auf den Kopf gestellt, wie diese so oft? Mir klingt es bald hochkomisch, bald idyllisch und rührend, wenn ich die Leute hier im Gespräche belausche. Das paßt alles zusammen, Stadt und Mensch, Rock und Sitte, Zunge und Vortrag. Das Volk ist aus einem Gusse geformt und ruht so fest, so sicher, so zähe in seinem behaglichen Gleichgewichte, daß es eine wahre Freude ist, anzusehen.

Die Schouwburg habe ich besucht und auch noch ein kleines Volkstheater in der Neesstraat, Salon des Variétés geheißen. Das muß ich doch weitläufig erzählen. In der Schouwburg war ich auf einen Maandag, der in Holland wie in Deutschland „blau“ gemacht wird und ein Festtag ist für den lieben Titi, wie sie in Paris sagen. Das Haus versprach von außen nicht viel; eine hölzerne Bude, provisorisch erbaut, aber von dem genügsamen oder geizigen Völklein so belassen, bis das Provisorium ihnen definitiv über den Köpfen zusammenbricht. Die innere

Decorirung war hingegen recht hübsch, insonderheit das Proscenium. Links stellte sich die Muse der Tragödie dar, unter einem Medaillon von Aeschylus; sie hatte nicht nur den herkömmlichen Dolch in der Hand, sondern auch, damit ihrer erhabenen Abkunft kein Zweifel übrig bleibe, einen mächtigen Scepter, und an dem Scepter baumelte zu allem Ueberfluß noch ein Krönlein. Gegenüber Schwester Melpomene, unter des Aristophanes schützenden Auspicien. Aeschylus und Aristophanes! ihr sahet mich so gar fremd an im Theater zu Amsterdam! Die Wolken in das Holländische übersetzt! Ein Prometheus in Fesseln, der holländisch grollt! Nun, es mag gut gemeint sein!

Man gab: De Aardbeving op het Eiland Martinique, Tooneelspeel in vier Bedrijven, voorafgegaan door een Voorspeel, gevolgd naar het Fransch, versierd met geheel nieuwe, daartoe vervaardigde Decoratiën. Wenn das nicht zog, so wußt' ich's nicht. Ich meinerseits hätte freilich lieber eine nationale Tragödie gesehen und holländische Alexandriner gehört, statt dieses französischen Spektakelstückes. Die Holländer schienen desselben Geschmackes zu sein; denn obwohl erst eine zweite Vorstellung, war das Haus in der ersten Logenreihe fast vollständig leer, das Parterre, hier Bak, sehr mäßig besetzt, und nur die eerste en tweede Gaanderij dröhnte gewaltig von der ungeduldigen Schaulust eines lieben, unverdorbenen, natürlichen Publikums. Da saßen die Gesellen, welche Feierabend nach einem Feiertage machten, Schiffsleute mit rothen Wollenmützen, Soldaten, Gassenjungen, alle ohne Röcke, mit weißen, bunten und — trotz des

Maandags — schmutzigen Hemdärmeln, trommelnd mit den gewichtigen Fäusten, welche die erste Liebhaberin so sehr zu schätzen weiß, trampelnd mit den gewichtigen Füßen, ausbrechend bald in ein wieherndes Gelächter, bald in ein murrendes Gebrüll. Wer draußen stand, konnte meinen, das Aardbeving hätte bereits seinen furchtbaren Anfang genommen.

Das Stück wird auch in Deutschland bekannt sein, ist es doch naar het Fransch. Eine gewöhnliche Compilation von unterschlagenen Papieren, geraubten Erbschaften und geretteten Ehren; ein Bösewicht, eine zärtliche Mutter, eine Tochter detto, ein Liebhaber detto; detto ein ehrlicher Bedienter und ein ehrlicher Greis. Hier bestand die Originalität darin, daß der Bediente schwarz angestrichen war, een jonge neger, een slaaf, und der Hauptreiz lag in dem Erdbeben, welches der dritte Actus in ganzer Schrecklichkeit darstellen sollte. Die zärtliche Mutter, Mywrouw Engelmann, war eine echte, tüchtige Holländerin, mit vollen Schultern und vollen Armen, die keineswegs nach jahrelangem Kerker, Hunger und Schmerz ausschauten; sie wand sich auf dem Boden umher und fiel so fertig aus einer Ohnmacht in die andere, als wäre sie in der Porte St. Martin groß geworden, nicht in Amsterdam. Das Mädchen, Mw. Naretkoning — ein sehr artiger Name, nicht wahr? — war auch eine sehr artige Schauspielerin, natürlich im Dialog, ohne gemachte und prätentiöse Kunstmittelchen, sehr anmuthig und, wie die deutschen Theaterreferenten sagen, wo sie nichts zu sagen wissen, ganz an ihrem Platze. Das männliche Personal vertrat weit wirksamer einen holländischen Kunst-

typus. Erstlich ein holländischer Seydelmann, Planter Robert, ein furchtbarer Bösewicht, ein Intriguant, vor dem die ganze Welt eine Gänsehaut bekam. Er hieß, sehr unschuldig, Mynheer van Ollefen. Dieser Bösewicht trieb die Abscheulichkeit so weit, daß er immer in weißen Beinkleidern erschien, um die Menschen zu täuschen über seinen schwarzen Karakter. Zwei Gesten waren ihm eigenthümlich und damit wechselte er regelmäßig alle fünf Minuten ab: entweder er schlug die Arme unter, dann applaudirte die erste Gaanderij, oder er ballte die Fäuste kreuzweise in den Rocktaschen, dann jauchzte die zweite Gaanderij. Jenes war List, dieses war Wuth. Sein Mienenspiel war dem der Automaten täuschend nachgebildet, er rollte die Augen, er runzelte die Stirn, er kniff die Lippen zusammen; jede Linie ein Intriguant, jeder Zug ein Bösewicht. Einmal in jedem Auftritt zog er aus der weißen Hose einen Dolch hervor, ach nicht etwa so ein winziges Ding von einem Theaterstilet, womit sie bei uns sich unter den Achseln durch todtstechen, nicht ein Jagd- oder Brotmesser der bürgerlichen Tragödie, nein, ein Schlächter-, ein Metzgerschwert, mindestens zwölf Zoll lang, oben sechs Zoll breit, spitz zulaufend und mit einem „elfenbeinernen" Griff. Ich weiß bis auf die heutige Stunde nicht, wo dieses Instrument in den Modesten des Bösewichtes Platz gefunden hat; aber husch, war's heraus, husch, war's hinein. Unbegreiflich und doch wahr. Ermordet hat er Niemanden damit, nicht einmal geritzt oder gekitzelt. Ich finde das sehr hübsch von so einem Dolche; es erschrickt keine Seele vor ihm, weder unter den „Mitwirkenden", noch unter

den Zuschauern, diese freuen sich nur, wenn die Klinge im Lampenlichte so recht funkeln thut. O Stahl der Melpomene, du bist stumpf geworden, wie ein jüdisches Rasirmesser!

Daniel, jonge neger, — Mynheer Peters, — war der Liebling des gebildeten Publikums, der feinen, delicaten Kunstrichter im Parterre. Er trug, in umgekehrter Symbolik zu Mynheer van Ollesen, unter einer schwarzen Haut das weißeste Herz von der Welt. Dieser Slaaf rettete alles im Stücke, — nur das Stück selbst nicht. Er kletterte zu einem Fenster hinaus und zum anderen wieder herein, er brachte die zartesten Nuancen in seinem Spiele an, er flüsterte, knirschte, lispelte, weinte, heulte, brüllte, tobte, er that sogar ein bischen wahnsinnig, und es half ihm alles nichts. Er kam gegen die weißen Hosen, gegen das Schlachtmesser nicht auf. Das Parterre kämpfte mit Enthusiasmus für ihn, aber was vermögen fünfzig Comptoiristen gegen einhundert Matrosen? Mynheer Peters, Ihr Bewußtsein wird Ihr bester Richter sein; so pflegt Einer Ihrer Kunstgenossen in Deutschland von sich zu sagen, ein berühmter Mime, der moderne Laberius, nur noch nicht Ritter, und ich denke, ihr hinter den Coulissen seht euch alle ähnlich, ob ihr nun Hélas oder Ach oder Ohe vor denselben gestöhnt habt!

Der dritte Histrione war een oude dorpsgeestelijke, ein alter Dorfgeistlicher und zugleich, sonderbar genug, die komische Person des Abends. Dieser Künstler hatte den Zwiespalt zwischen seinem Berufe und seiner Rolle tief empfunden; er spielte in einem rothen Rocke, damit die Heiterkeit angedeutet sei, und in schwarzen Escarpins,

seiner geistlichen Würde zu Liebe. Seine Komik bediente sich noch jener allezeit ursprünglichen, unfehlbaren Mittel, gegen die wir schlechtes Volk in Deutschland leider ganz abgehärtet und gehörnt sind; er stolperte zum Exempel auf ebener Erde, er spannte seinen Regenschirm verkehrt auf, er lief gegen jeden Eintretenden heftig an und warf jeden Abgehenden lustig zur Thüre hinaus; er fiel sogar mehrere Male hin und kehrte die alten, dorfgeistlichen, schwarzen Gliedmaßen krähend gen Himmel. O Mynheer van der Linden, was sind Sie für ein glückliches Menschenkind! Wissen Sie wohl, daß Sie für alle die herrlichen Späße und Sprünge, die man in Amsterdam belachte und beklatschte, in Erfurt wären ausgelacht worden, in Rudolstadt ausgezischt, in Naumburg an der Saale mit Weintraubenbeeren, statt mit Holzäpfeln, gesteinigt? Geht doch nichts über ein frisches, unblasirtes, naives Publikum! Ei, wie haben sich die Hemdärmel geschüttelt und gerührt, wie donnerten diese mannhaften Fäuste an die Brüstung der Galerien, daß eine Staubwolke hoch emporwirbelte, wie schlugen jene ausgepichten und ausgetheerten Grog-Bässe im Jubelchor an den schwankenden Kronleuchter, wenn die gefährdete Unschuld oder ein Staatspapier von einer lumpigen Million Gulden gerettet ward, wenn der Bösewicht durch den Gouverneur von Martinique höchst eigenhändig sich mußte fahen lassen, wenn der rothe Dorfgeistliche und der schwarze, echt schwarze Neger sich lachend in die Arme fielen, dos-à-dos mit dem ersten Liebhaber und der ersten Liebhaberin! Was wirkt das alles auf uns, die wir im Sperrsitz richten, statt auf der Galerie zu genießen? Wir

gähnen, wo sie weinen, und wo sie lachen, höhnen wir, wo sie ergriffen sind, ergreifen wir die Reflexion, den Theatergucker oder den Theaterzettel, und wenn sie satt nach Hause gehen, durch Schnee und Regen, und doch mit warmer, voller Seele, werfen wir uns frostig und nüchtern in den Wagen — — „Mach' fort, es ist schon zehn Uhr vorüber!" —

Aber so, ich bin ja in Holland.

Der Glanzpunkt war natürlich das Erdbeben, der dritte Akt. Eine lange, erwartungsvolle Pause ging ihm voran, während deren das Publikum, äußerst traulich und häuslich, in der Restauration und in den Gängen sich mit Rauchen und Plaudern unterhielt. Gefällige Schönheiten wurden durch ihre Anbeter mit sechs „Schälchen" Thee oder Kaffee gewonnen; die Anbeter selbst consumirten eine gleiche Anzahl und die gehörigen Thonpfeifen obendrein. Das ganze Theater war in Wolken gehüllt gleich dem alten Olympos. Kein Zeichen von Ungeduld. Denn auf dem Zettel war zu lesen: — Berigt. Het geërde Publick wordt verwittigd, dat door de omslagtige zamenstelling der Decoratiën van het Derde Bedrijf, alsdan de Gordijn eenigzins langer dan gewoonlijk zal gevallen blijven. Eine Aufmerksamkeit, welche mir gefiel. Endlich ging die Gordijn auf. Het Eiland Martinique war in Perspective zu sehen, Meer und Berge; im Vorgrund des Pflanzers Haus, mit offenem Balcon. In den ersten Scenen ging alles ganz friedfertig von Statten. Als aber der Bösewicht durch nichts zur Raison zu bringen war, nicht einmal durch den Gouverneur in voller Uniform und

durch ein Regiment Soldaten, legten sich der liebe Gott und der Maschinenmeister in's Mittel. De Aardbeving nahm seinen Anfang, und in Folge dessen ging zuerst der Berg im Hintergrunde ab und dann der Herr Gouverneur. Ein Slaaf stürzte herein, nicht todtenbleich, aber kesselschwarz, und meldete für etwaige ungläubige und hartnäckige Zweifler, es sei ein wirkliches Erdbeben im Gange. Neger und Negerinnen rannten in hellen Haufen rechts über die Bühne, hinten herum, und links da capo. Kleine Negerrangen, echt, in der Wolle gefärbt, fielen wie die Säcke auf das Proscenium, ihnen nach der Balcon, das Dach des Hauses, seine Säulen und Treppen. Viele Versatzstücke wollten nicht recht wanken und wackeln, da warf eine unsichtbare Hand eine ganze Coulisse dagegen, und die half. Nur ein nichtswürdiges Capital von der ersten Säule blieb in der Luft baumeln an einem Bindfaden, der es freundlich vom Untergange rettete. Die Verwirrung zu mehren, mußten die Statisten und Maschinisten aus den Soffiten herab allerlei Lappen und Brocken stürzen, womit sich die schwarze Jugend lustig zudeckte oder begrub. Ganz hinten tobte das Meer, in langen Streifen hin- und hergezerrt. Es war ein polizeiwidriger Skandal auf Martinique, den die holländische Musik desperat begleitete. Das dauerte zehn Minuten, eine viel zu kurze Frist für das hohe Publikum. Dann sank die Gordijn wieder majestätisch herab, und Mynheer de Vries, Lid der koninklijke Akademie van Beeldende kunsten en Decorateur aan dezen Schouwburg, schritt triumphirend über die Trümmerwelt. Er wurde gerufen. Tout comme chez nous. Die Klingel geht, der Vorhang

rauscht auf. Da steht er, Marius auf den Ruinen von Carthago, Jeremias im Schutt von Jerusalem, nur ohne Klage. Die Negerjungen raffen sich auf und rennen davon, und aus den Coulissen reißt man mit langen Stangen Meer, Fels, Säule und Dach geschickt wieder in die Maschinenkammer. Alle Herrlichkeit dieser Welt muß vergehen.

Sonderbar! Dreimal sonderbar! Siehe in Paris, in London, in Wien eine große Oper, ein Staatsballet, ein Ausstattungsstück, alles Unmögliche, was ein Dutzend Hanfstricke, Leinwandfetzen, Fallthüren, Räderwerke, Schraubstöcke, Flaschenzüge, Fallschirme, Lampendeckel und so ferner, und so weiter, zur Möglichkeit, zur Wirklichkeit machen; siehe gaukelnde Elfenschwärme in der Luft, begrabene Nonnen unter der Erde, ziehende Schiffe im Meer, springende Gnomen im Feuer, siehe es, und du wirst zurückverlangen nach der klassischen Einfalt und Kindlichkeit der Kunst, nach einem griechischen Theater, nach der Bühne Shakespeare's, meinetwegen nach der Marionettenbude, wo die Drähte des Schicksals armsdick aus den Soffiten schlampen und die hölzernen Menschen klappernd auf den Fersen einherschreiten, statt auf voller Sohle. Nicht wahr, alle Täuschung ist ja zuletzt nur eine relative, alle Geschicklichkeit eine endliche? Der Vulkan speit erst seit jener Zeit so äußerst natürlich auf unserer Bühne, als diese Bühne selbst ein ausgebrannter Krater ist. Laßt mich in Frieden mit euren Wundern, die nach Kolophonium stinken. Ich mag sie nicht.

Am Dienstag besuchte ich den Salon des Variétés, das kleine Volkstheater, gelegen in der Neesstraat, nahe

den berüchtigten Nachthäusern, wo das Laster seine Orgien feiert. „Hie gut Holland allewege," hätte ich ausrufen mögen, wie ich eintrat. Ein kleiner, freundlicher Saal, eine kleine, freundliche Bühne; kleine, freundliche Galerien, vor den Plätzen kleine, freundliche Schenktische, und auf den Plätzen, hinter den Schenktischen kleine, freundliche Menschen. Das ganze Plaisir kostete 75 Centimes, und die wurden obendrein noch als Zeche angenommen, aan verterings staat, sagte der Zettel. Ich erstand mir ein mächtiges Glas Weißbier und eine Pfeife mit „Tobak". Hätte ich nur auch eine Mütze erstehen können, gleich derjenigen meines Nachbarn, so reinlich, so weich, so baumwollen-idyllisch. Jeder Zoll fühlte sich holländisch in mir, wie ich im Parterre saß, die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, in selbsterzeugten Dunst und Dampf majestätisch eingewickelt, den Komödianten droben mit ganzer Seele hingegeben. Es ist wahr, daß sie mit Ausnahme des Einen, Mynheer Jüdels, mehr als mittelmäßig heißen durften, oder, wenn das zweideutig klingt, weniger als mittelmäßig. Allein, wie sagt denn mein alter William, der die Sache verstand, gleich Keinem vor ihm und Keinem nach ihm? The best of this kind, sagt er, are but shadows, and tho worst are no worse, if imagination amends them.

Die ganze Scene erinnerte mich an das ehemalige Hamburger Tivoli-Theater, nur daß ihr der blaue Himmel als Plafond fehlte und die Rutschbahn als Donner daran. Es wurde aufgeführt: „De Diplomaat," das bekannte Stück von Scribe, das ich im Gymnase

und auf deutschen Bühnen gesehen habe. Mynheer Jüdels war weder so gut wie Tisserant in Paris, noch wie der selige Fichtner in Wien, die Beide in der Titelrolle vortrefflich waren. Mynheer Jüdels zog den Diplomaten ebenso herab, wie Mynheer Y den alten Herzog oder Mynheer Z den sächsischen Gesandten, den Döring so ergötzlich westphalisirt hat. Die Toilette allein würde in Paris ausgepfiffen worden sein und in Deutschland als eine geheime Ironie bestraft. Aber was lag daran? Ich habe Thränen gelacht über den braunen Frack des jungen Diplomaten und über den Jagdrock des alten Fürsten, von ihrem Dialog nicht einmal zu reden. Ich habe eine Pfeife geraucht, und, auf außerordentliche Kosten, noch eine, und mit meinem gastfreien Nachbar eine dritte. Ich sprach holländisch trotz meinem Gelübde und zwar so fließend, als wäre ich in Leyden auf der hohen Schule gewesen. Der Abend verflog mir wie ein Traum, wie zu Hause, wie in meiner glücklichsten Zeit, da das Hoftheater zu Kassel noch mein Kunstideal war. Was will der Mensch mehr? Nein, daß ich es recht und ganz gebe: was kann der Mensch mehr?

6.

Einen Tag in Amsterdam, den letzten, haben wir gleich gewissenhaften Reisenden benützt, mein Maler und ich. Am frühen Morgen bestiegen wir den Rathhausthurm, von dem man eine hübsche Uebersicht der Stadt gewinnt, und besichtigten das Innere des Gebäudes. Der

Führer, — ich muß das der holländischen Regierung denunciren, — ein kleiner, untersetzter Bursche, trägt unter seiner Oranje-Uniform keineswegs ein Oranje-Herz. Im Gegentheil, er steckt heimlich voll republikanischer Sympathien und freistädtischer Erinnerungen. Als er uns durch die Reihe mäßiger und einfacher Zimmer geleitete, welche ehedem einen Bürgermeister, heuer einen König beherbergen, versäumte er nicht, uns alle Allegorien auf die entschwundene Herrlichkeit bemerkbar zu machen, jedes Deckengemälde zu expliciren, den Balcon zu zeigen, wo der „Burgemeester" sich dem Volke vorstellte, den Saal, wo der „Burgemeester" zu Gerichte saß, das Zimmer, wo der „Burgemeester" die Ehebündnisse schloß — immer sein drittes Wort der „Burgemeester". Durch den großen, glänzenden Salon, wo die Fürsten von Oranien Bälle und Feste geben, lief er mit kurzen, zornigen Schritten. „Es ist was, und es ist nichts," murmelte er in seinen Bart. Das ganze Rathhaus oder Schloß ist auch was und ist nichts. Wenn man solche Dinge nicht gesehen haben müßte, der lieben Verwandten wegen, die einen hernach quästioniren, na, mich brächten keine zehn Pferde mehr in eine Residenz, einen Palast, ein Sommerhaus. Sehen eins aus wie das andere; ein bischen reicher, ein bischen ärmer, was verschlägt das? Aller äußere Apparat des Lebens hat doch nur seinen relativen Werth. Ein junger Autor richtet sich auf Kosten seines Verlegers ein, kauft Teppiche, Divans, Gardinen, Steindrücke in Goldrahmen und einen Mahagony-Kleiderschrank für zwei Röcke; nun, meint er, hat er's dem Janin gleich gethan, dem Balzac, und kann Leute bei sich empfangen, — wenn

deren kommen. Der junge Autor besucht eine alte Courtisane und findet, daß diese doch noch schöner eingerichtet ist; sie hat Rippen und Rococos, die ihm fehlen. Hin alle Freude an seinem Besitz. Und so aufwärts, abwärts. Es gibt keine absolute Eleganz, keinen absoluten Reichthum. Was auf dem Jagdschlosse zu Schieder — es gehört dem Fürsten von Lippe-Detmold — sehr prächtig ist, gilt im Winterpalais zu St. Petersburg für sehr schmächtig. Warum nun so viele Umstände machen zum Leben, so viel Zuthat um oft so geringe Hauptsache?

Wir fuhren über einen Arm des Y hinüber, um nach Broek und Zaardam, den beiden berühmtesten Curiosis von Amsterdam, auszufliegen. Stadt, Hafen und Werft lagen in schönster Morgenbeleuchtung da, alles durchsichtig klar, in grelle, trockene Farben gesetzt, grüne Kirchthürme, rothe Schieferdächer, braune Schiffswände. Tauwerk und Windmühlenflügel hingen wie feines Spinnweb überall vor der Landschaft, in die wir lustig hineinrollten. Eine Stunde, und wir stiegen in Broek aus. Wer hätte nicht gehört, gelesen von diesem reinlichsten, peinlichsten, kleinlichsten aller Dörfer? Wer wüßte nicht, daß alle Bauern hier Capitalisten sind und alle Capitalisten Bauern? Wer kennte das Haus nicht, an dessen Schwelle Fritze, der alte Fritze seine Schuhe ausziehen mußte, oder war's Napoleon, oder welcher andere Anekdoten-Herrscher? O ja, es verhält sich alles so. Die Straßen sind spiegelblank, die Zimmer schwimmen in einer ewigen Sündfluth, die Gärten knirschen unter stündlichen Harken, Spaten und Rechen. Dort liegt der Weiher, worin ein Schwan von Holz und ein Meer-

weibchen von Messingblech, beide starr und unbeweglich, die holländische Jugend in Entzückungen versetzen. Betretet jenes Automaten-Cabinet, es schnurrt und knurrt darin, sobald der Führer die Räder anließ, ein Weib spinnt, ein Mann haspelt, auf dem Tische kleines Theegeschirr, auf dem Kamine kleines Porcellan, alles natürlich wie in der Natur, vielleicht noch natürlicher. In der Grotte kniet ein Eremit mit langem Flachsbart; erschreckt nicht, er ist von Holz, ein echter Holländer. Ich weiß nicht: ich bin auch kein unreinlicher Mensch, aber hier, mitten in dieser pedantischen Ordnung, in dieser schmutzigen Sauberkeit, kamen mir die unreinlichsten, unordentlichsten Gelüste. Diesen Menschen, die keine andere Lebensaufgabe kennen, als bürsten, fegen, kehren, kratzen, schruppen und scheuern, diesen Menschen hätte ich einen Schabernack anthun mögen, oder vielmehr eine Freude. Mußte es denn ihnen nicht ein wahrer Liebesdienst dünken, wenn sie eine neue Beschäftigung erhielten? Ich ging ganz theilnahmlos an allem vorüber, und es hat mich in Broek nichts angezogen, als die lebendige Idylle einer echten Käsefabrik. Egoismus steckt nicht dahinter; ich esse keinen.

Zaardam ist ein holländisches Dorf oder eine holländische Stadt; man kann das nicht recht unterscheiden. Sie zeichnet sich durch nichts aus, als durch eine Menge, Menge Windmühlen, und das gilt hier zu Lande nicht für Auszeichnung. Die von Czar Peter gezimmerte Hütte, mit einem festen Schirmdache überwölbt, auf daß dieses Kunstwerk kaiserlich russischer Hände sich ewig erhalten möge, ich begrüßte sie sonder vieler Pietät. Der Peter sei so groß er immer

wolle, er ist und bleibt ein Russe. Ich liebe den Peter nicht. Ich freue mich, daß ihn Herr Lortzing so recht con amore verbalhornt hat. Welche Idee sich die Componisten und Musikanten doch eigentlich von der Welthistorie machen? „Sonst spielt' ich mit Kronen, mit Scepter und Stern; das Volk meiner Russen beglückt' ich so gern!" Wie sie gurgeln und näseln, die deutschen Meister-Baritons, wenn sie dieses Liedlein, das allbekannte und allbeliebte, ableiern! Der süße Saft der Sentimentalität fleußt ihnen um den falschen Zwickelbart, sie kitzeln sich mit künstlichen Trillern an ihrem eigenen Kehlkopf und verdrehen die Augen nach den schönen Weibern in der Loge des Prosceniums. Und das soll der Peter sein, der Czar, der Russe? Der Mann, der seinen Sohn im Kerker erdrosseln läßt? Gott behüt' Euch! Ich sehe Delaroche's Bild an; das ist er.

Heimgekehrt nach Amsterdam, — beiläufig: die Fahrt von kaum sechs Stunden Zeit kostete uns zehn Gulden Holländisch, ohne Trinkgeld für uns und für den Kutscher —, besuchten wir gegen Abend den Thiergarten, eine noch junge Anstalt, begründet von einer „Privatsocieteit". Nach klassischer Sitte führt diese einen klassischen Namen „Natura artis magistra," — abgekürzt und schlechtweg Natura. Jeder Lohnkutscher versteht es, wenn er geheißen wird, nach Natura zu fahren. Es ist eine geschlossene Gesellschaft; die Löwen, Tiger, Bären und andere Ungethüme zählen wahrscheinlich als Ehrenmitglieder. Das Ganze würde den comparative traveller nur herausgefordert haben, mit dem Jardin des Plantes oder den Zoological Gardens in Surrey und Regentspark zu ver-

gleichen und in Folge dessen unbefriedigt davonzugehen. Mich hingegen vergnügte die Stunde in Natura ganz ungemein, mich, den begeisterten Liebhaber wilder Thiere. Wochenlang unter Holländern, da muß Einem so eine reißende Bestie förmlich wohlthun. Viel ist nicht da, und unter dem Wenigen nur einzelne gute Exemplare. Es sind die Trümmer der Aken'schen Menagerie, welche Natura angekauft hat. Mynheer van Aken setzt sich zur Ruhe, behält sich indessen gegen ein recht anständiges Gehalt die Oberaufsicht und Hauptpflege seiner alten Reisegefährten vor. Sie sind schlecht untergebracht in engen, dunklen Käfigen. Am meisten dauerte mich der Orang-Utang, ein Prachtthier, voll Witz und Humor, schier seinem Vetter im Regent-Park zu vergleichen; dem haben sie einen räudigen Pudel zur Gesellschaft gegeben, und sein holländischer Wärter behandelt ihn durchaus nicht mit jener, begabten Naturen so nöthigen Sorgfalt und Schonung. Er war schon zu Bett gegangen, als wir uns bei ihm melden ließen; aber man zerrte ihn unbarmherzig hervor, er mußte „Patschje" geben, Sprünge machen, Kapriolen schneiden, und ich dachte bei diesem wehmuthsreichen Anblick an so manchen berühmten Wald-, Feld- oder Stadtmenschen, dem es nicht besser ergeht, wenn „Fremde" anklopfen. Das Hauptstück der Thiersammlung ist der Salamander, wie versichert wurde, das einzige, lebendig erhaltene Exemplar. Ich hielt ihn für ein verwahrlostes Krokodill. Diese träge, plumpe, fette Eidechse, welche sich aus den wollenen Decken so gar langsam herausschälte, entsprach weder dem Bilde in meiner Idee, noch jenem in Raff's oder Funk's fürtrefflicher Naturge-

schichte. Wenn ein Salamander dergestalt aussieht, that König Franz von Frankreich, der Unverbrennliche, sehr Unrecht, ihn zu seinem Wappenthier zu erkiesen.

Außer wilden Thieren aller Gattung habe ich denn auch eine Menge schöner Damen in Natura gesehen. Gegen Abend versammelte sich die gesellige, menschliche Hälfte der Societeit in dem großen, angenehmen Garten-locale. Dies war für uns, die wir kein eigentliches Recht der Existenz hier hatten und auch mehr der Bestien wegen gekommen waren, das Signal zum Rückzuge. Wir kehrten in den Gasthof heim und packten. Packen! ein Geschäft, in welchem ich nun nachgerade eine gewisse, unverkennbare Fertigkeit und mögliche Vollkommenheit erreiche, ein Geschäft, das gar nicht leicht ist, einen sicheren, feldherrn-artigen Ueberblick und eine sanfte, dabei doch rasche, gewandte Hand erfordert, und niemals durch die plumpe Routine des Hausknechtes oder die pedantische Praxis eines Bedienten so ausgeführt wird, wie durch den Herrn selbst. Ich werde, wenn ich meinen Koffer zum letzten Male auf dieser Erde auspacke — o Gott, wann und wo geschieht denn das? — eine „gründliche, faßliche und praktische Anleitung zum Packen" herausgeben, hauptsächlich zum Selbstunterrichte, ein unentbehrliches Hülfsbuch für Schriftsteller, Weinreisende, Schirrmeister, Postillone, Lohnlakaien und Hausknechte, auch für Contrebandisten und Schmuggler, desgleichen zu benützen als Anhang zu allen Reisehandbüchern des Erdkreises. Weimar, bei Bernhard Friedrich Voigt. 25 Bogen groß Oktav. Mit zwölf Steindrücken, einen Rock im Durchschnitt,

einen leeren Koffer, einen vollen Koffer, einen halbleeren Koffer darstellend u. s. w. u. s. w.

Wenn der geneigte Leser gereist ist — und wer reiste denn jetzunder nicht? — so wird er wissen, daß es kein angenehmeres Gefühl gibt, als in einer fremden Stadt seine Habseligkeiten verpackt und vorausgesandt, Rechnung und Post gezahlt und seine letzten Bedürfnisse befriedigt zu haben und darauf noch eine Stunde lang, wo möglich Abends, ziellos, zwecklos, geldlos, umherzudämmern, den Totaleindruck aus mühselig gesammelten Einzelnheiten stark und voll zusammenlesend. In dieser unvergleichlichen Stimmung und Behaglichkeit strichen wir, der Maler und ich, Arm in Arm durch die dunkle Stadt Amsterdam, die wir in kürzester Frist verlassen sollten. Es war acht Uhr; Schlag zehn ging die Diligence van Gend & Loos nach Düsseldorf ab. Unsere Plätze waren genommen.

Da lag sie, die nordische Lagunenstadt. Ueber das Labyrinth von Brücken, Kanälen und Straßen fiel die schwarze Nacht schwer und schweigend hernieder, sich wiederholend unten in dem braunen, stillen Gewässer. Zwischen dem schon herbstgefärbten Laub der Bäume strahlten Laternen hervor, die rothen Häuser mit hohen Giebeln, die Grachten mit ruhenden Schiffen, die Plätze mit wandelnden Menschen in grellen Streifen beleuchtend. Wie durch ein Mährchen schritten wir hin. Aus den Waffelbuden am Wege brodelte lockender Duft; die weißen Spitzenhäubchen der schönen Bäckerinnen winkten einladend heran. Vor den Schenken und Kaffeehäusern saßen, abgehärtet gegen die Kühle der Nacht, späte Zecher. Ihr

Licht flackerte im Zugwinde, und über ihren Köpfen kräuselte sich der Weihrauch der Pfeifen. Wir durchwanderten zum Abschiede noch einmal alle die schönsten, reichsten, bewegtesten Theile der uns jetzt erst lieb und interessant vorkommenden Stadt, die Kalverstraat hinunter, an hundert funkelnden Laden vorbei, über das Quartier des Reichthums, die Herren-, Kaiser- und Prinzen-Gracht entlang, durch das wimmelnde Judenviertel, hinaus an die Buyten-Kant, einen letzten Blick zu werfen auf die Masten und Segel alle, auf die entschlafene Wasser- und Wunderwelt. Und das Einzige, was uns in unserer Lust störte, ich muß es leider sagen, ich war es selbst, oder vielmehr mein hellgrauer Rock, der dem holländischen Geschmack nicht zuzusagen schien. Ich kann versichern, daß es ein durchaus anständiges Kleidungsstück ist, sogar ein Modestück, ein Paletot Sac, den ich im Palais-Royal eigenzüngig erhandelt um 25 Francs. „Ça vous va très-bien," hat mir die hübsche Comptoirdame gesagt, und der Commis setzte hinzu: „C'est tout ce qu'il y a de plus comme il faut." Ich bin über die Pariser Boulevards und durch die Londoner Regentstreet gegangen in diesem grauen Rock, unangefochten, unbekrittelt, unbemerkt. Aber neulich schon, in der Schouwburg, hat er stechende Blicke und verstohlene Zeigefinger auf mich gezogen, dort, wo man weiße Hemdärmel ganz in der Ordnung fand. Der Maler behauptet, es sei der Schnitt, das Weite, Bauschige, Wallende, was dem knappen Kamisolgenie Hollands auffällt; ich meine, es ist die helle Farbe. Wahrhaftig, wie die Nebelsäule in der Wüste bin ich vor einer ganzen Schaar von

Kindern Israels und vor den Gamins der Kalverstraat einhergegangen, herzlich froh, als ich in dem Posthofe am neuen Börsenplatze eine dunkle Zufluchtsstätte fand.

Es schlug zehn Uhr Abends, und wir stiegen in den langen, unbequemen, gebrechlichen Gesellschaftswagen. Es schlug sieben Uhr Morgens, da rauschte und blinkte uns der Rhein entgegen, der erste, der beste, der liebste Landsmann, und zum letzten Male frühstückten wir süßes Schwarzbrot und holländische Butter in Arnheim. Es schlug zwölf Uhr Mittags, und wieder rauschte und blinkte uns ein Landsmann entgegen, der königlich preußische Polizeisergeant in Emmerich: „Meine Herren, wenn's jefällig wäre, Ihre Päſſe!" Es schlug — endlich, endlich! — noch einmal zehn Uhr Abends, und wir fuhren in die festlich beleuchtete Stadt Düsseldorf hinein; von Grimlinghausen herüber donnerte des Lagers Lärm- und Nachtkanone.

Fontainebleau.

— — — „aber, da sie weg ist, was kann ich anders thun, als in die Welt laufen oder aus der Welt?" — „Meinetwegen. Wohin Du willst, laufe, nur ihr nicht nach." — „Gerade das thäte ich am liebsten, am leichtesten." — „Und gerade darum thue es nicht." — Ich fühlte, daß er Unrecht hatte, darum schwieg ich still. Es gibt Eindrücke, denen ein Herz immer nachgeben sollte. Wenn Dich ein rechter Schmerz besuchen will — Abends im Mondlichte eines fremden Waldes, oder Morgens auf der einsamen Kammer einer Herberge an der Heerstraße — verriegele Deine Thür nicht, sperre weit auf, denke, er käme aus der Heimath und brächte Dir einen Gruß von Deiner Mutter, von Deinen Kinderjahren. Schmerzen sind treu. Er wird die Fremde mit Dir durchwandern, die Nacht mit Dir durchwachen, den Tag mit Dir durchweinen. Jage ihn nicht fort, lieber einen Menschen statt seiner. Danke Gott, wenn Du niemals und nirgends in den Fall kommst, ihn um einen rechten Schmerz zu bitten, auf daß Du inne werdest, ob Du noch ein Herz hast oder schon einen Stein an seiner Stelle, einen Stern, einen Luftballon, eine Ziffer, gleichviel was.

Das sagte ich auch noch, oder Aehnliches dem, welcher mit mir war. Er sah mich scharf an, und ich konnte seinem Blicke nicht begegnen. Nicht daß ich mich meiner Erweichung schämte; warum soll der Mann dem Manne eine Thräne verbergen, wenn er sie nicht, wie oft ein Weib, unter Perlen und Brillanten als seltnere Zierath trägt? Ich fühlte, daß in mir keine echte Perle, kein wahrer Brillant war, kein Schmerz, den man liebgewinnt, hegt und trägt, der Einen läutert und erhebt, nur eine fürchterliche Abspannung, eine Bitterkeit, eine Trübe, die Niemand soll in sich aufkommen lassen, am wenigsten Andern gegenüber. Der Schmerz allein suchte mich nicht mehr heim, mein alter Freund, und auch die Wehmuth nicht, die Jugendgeliebte, die sonst Stunden lang mit aufgelöstem Haar und mit schwimmenden Augen mir an der Brust lag; nein, es kamen nur die Alltagsgäste mit den ellenlangen Visitengesichtern und den steifgeschnittenen Röcken, die Ermüdung und der Aerger, Arm in Arm, der unduldsame Haß gegen Andere und der Ueberdruß an mir selbst, die ganze Familie der übeln Launen hinter sich. Darum wollte ich in die Welt. „Du willst," sagte der Andere, „was Du hast, Du bist mitten in der Welt." Dabei wies er auf die Affen, welche in ihrem luftigen Sommerpalaste Sprünge und Künste machten, auf der Giraffe langen Hals, über Geländer und Gebüsch ungeschickt emporgereckt, auf die Bären in der Grube, die Hirsche im Grase, die Enten auf dem Teiche. Wir gingen im Jardin des Plantes. „Wenn Paris keine Welt ist," fuhr er fort — und wir stritten noch über Welt und Nichtwelt, als wir schon auf der Eisenbahn nach Corbeil rollten.

Eisenbahnen sind gegen die Empfindsamkeit ein vortreffliches Mittel, die Pferdekur, oder die Wasserkur, weil das neumodiger ist. Kann irgend ein Auge dem auf der Eisenbahn davonfliegenden mit Rührung und mit Liebe folgen, eine weiße Hand und ein weißes Tuch nachwinken, wenn im Nu der ganze Zug von Wagen in Rauch und in nichts verschwunden ist? Kann der Scheidende, wie der Ritter vom Roß und der Gymnasiast aus der Eilpost sich herausbiegen aus den Waggons und zurückblicken und zurückgrüßen, wenn er sich nicht den Schädel vom nächsten Tunnel will zerschmettern lassen? Kann eine Ruine, ein Vergißmeinnichtsbach, ein Dorfidyll, eine Hüttenepopöe am Wege zu Thränen rühren, zu Stammbuchsversen begeistern, zu Gasthausfensterverewigungsinschriften hinreißen, wenn Ruine und Bach und Hütte und Dorf nicht einmal gesehen werden, geschweige denn beweint und besungen? Wer viel Gefühl hat, soll viel auf Eisenbahnen fahren. Ich bin überzeugt, die Heizer, die Conducteurs, die Maschinisten und alles Eisenbahnpersonal werden mit der Zeit an Herzensverhärtung typisch leiden, wie die Postillone an Hämorrhoiden. Nur die Actionäre und die Bahnwärter retten ihre Empfindsamkeit von der Eisenbahn.

Diesen pathologischen Excurs hielt mir mein Freund, welcher August heißt und, wie man sieht, nicht Doctor der Medicin ist. Er führt mich oft auf die Pariser Eisenbahnen, um mich von meinem organischen Uebel zu kuriren. Wenn er diese Blätter zu Gesichte kriegt, wird er ohngefähr dieselbe Freude haben, welche ein Arzt bei dem Ausbrechen der Rötheln für seinen Kranken empfindet. Nun ist die Gefahr vorüber, alles nur noch

eine Hautkrankheit. Du hast Recht, August; ich fühle so etwas.

Bis Corbeil begegnete uns nichts; natürlich, was kann Einem auf der Eisenbahn begegnen? Kein Handwerksbursch, kein Student, kein Milchmädchen, kein (protestantisches) Pfarrerkind; höchstens gerade so ein vorübersausender Zug, so eine dämonische Höllenfahrt, als die, worauf man selbst sich begeben, worin alle Menschengesichter unkenntlich sind und von vier Freiligrath'schen Roßschweifen gar keine Rede mehr sein kann. Und doch: eins fällt mir ein. In Athis-Mont, einer Zwischenstation, sprang ein junger Mensch aus dem Wagen und behauptete, dies sei Corbeil. Er sprach so schlecht Französisch, daß er kein Pole, kein Russe, kein Italiener sein konnte, sondern höchstens ein Engländer, und wenigstens ein Deutscher. Dabei zankte er aber mit dem Conducteur, der ihn eines andern belehrte und wieder in seinen Wagen wies. Ich muß es leider sagen, daß dieser junge Mensch aus Magdeburg, der Vaterstadt des (gleichfalls malcontenten) Sauerkrauts, war; ich habe es zur Genüge erfahren. Bekanntlich kommen die Preußen von jeher zu früh am Ziele an; sie selbst meinen, weil sie rascher gingen, viel, viel rascher als andere Leute, und diese behaupten heimlich, weil sie sich später auf den Weg machen; meinetwegen.

In Corbeil war es entsetzlich langweilig. Die Seine, hier noch um die Marne kleiner als zu Paris, schlich so langsam und so melancholisch hin, daß ich einen bedenklichen Rückfall hatte. August griff zu einer energischen Maßregel. „Wir gehen nach Fontainebleau,“ sprach er,

mit Ernst mich schüttelnd, sehr würdevoll und gemessen. — „Laß mich zufrieden.“ — „Dort, hier nicht.“ — „Was zu Fontainebleau?“ — „Was zu Paris?“ — Das war einleuchtend. Aber ich hatte noch mehr Einwände: „So ohne Sack und Pack?“ — „Als ob Du Deinen Kamm nicht immer bei Dir führtest!“ — „Ohne Guide du Voyageur?“ — „Pfui! wirst Du am Ende nicht gar nach Geld fragen?“ — Wir zählten und rechneten. Er hatte sechs Fünffrankenthaler und ein paar kleinere Münzen in der Westentasche, ich in einem sehr eleganten Geldbeutel gerade dreizehn Franken; auch darin eine unglückliche Zahl. „Sechs Franken hin, sechs zurück, vier die Eisenbahn, fünf im Schloß an die königliche Livree.“ — „Und wie viel für uns?“ — „Eine Nacht oder zwei?“ — „Rechnen wir auf zwei.“ — Das Budget kostete uns längere Zeit als den Deputirten. Endlich schütteten wir die ganze „Einnahme“ in meine Börse und ich ward Finanzminister. August machte zu meiner Bestallung eine tiefsinnige Bemerkung. „Menschen,“ sagte er, „die viel ausgeben, wenn sie viel haben, sind mit wenigem am ängstlichsten.“ Uebrigens hatten wir viel; es fand sich, daß mir für Cigarren noch eine Extrawohlthat von fünfzehn Sous für die ganze Finanzperiode zugestanden werden konnte, vorausgesetzt, das Dienstmädchen im Gasthofe war so garstig, daß wir ihr mit Anstand nur dreißig Sous Trinkgeld beim Abschiede zu reichen brauchten. August gelobte, sich des Rauchens zu enthalten, obgleich er nach jeder Cigarre unwohl zu werden pflegte. Dafür verlangte er zehn Sous Barbiergelder, wogegen ich, auf mein Beispiel gestützt, mit einer eines besseren Erfolges

würdigen Beredtsamkeit kämpfte. Der Barbier ging durch; ich seufzte.

Als wir zu Corbeil in den Omnibus stiegen, fiel der junge Mensch, welcher zu Athis-Mont der Eisenbahn und der Zeit vorangeeilt war, direkt auf uns. Ich fluchte darüber, jedoch aus Artigkeit deutsch. — Großer Gott! er antwortete mit einer Entschuldigung — und die Entschuldigung war auch deutsch. Nun hatte ich es gleich weg, daß er aus Magdeburg. Wir fragten ihn mit Zartheit und Schonung, ob er vielleicht, ehe die Fahrt noch eigentlich angegangen, herausgeworfen worden sei aus dem Wagen, für welchen Fall wir unsere Dienste anboten, ich nicht ohne Zweideutigkeit. Es stellte sich heraus, daß er seinen Platz im Intérieur aufgegeben und die Impériale wählen wollte. Während wir ihn in seinem Plane bestätigten, erklärte er voll Zuvorkommenheit, nach einer so lieben Begegnung im Innern bleiben zu wollen. Daraus entspann sich ein edler Wettstreit. Schon auf der nächsten Station stiegen wir zwei auf die Impériale, der Magdeburger nach einer neuen Debatte uns nach. Wären nach Fontainebleau mehr als zwei Relais, so hätte uns der Magdeburger total in die Flucht geschlagen, sicher aus dem Wagen heraus.

Vielleicht, daß dies einer Erklärung bedarf. Ich glaube, in der Wüste Kobi muß es außerordentlich erquickend sein, wenn auf einmal die Quelle einer Oase tartarisch und ein braunes Mädchen deutsch den deutschen Wandernden anspricht. In Paris hat die Muttersprache diese Gewalt und diesen Reiz noch nicht. Ich finde, daß

die Boulevards hübsch genug sind, um nicht den Dialekt irgend eines Bezirks aus Deutschland als Verschönerung zu bedürfen. Außerdem kommt man aus dem Bereiche des Mir und des Mich eigentlich gar nicht heraus, wenn man nicht aus den Barrièren flüchtet. In Paris wird entsetzlich viel Deutsch gesprochen. Ich kenne einen Landsmann, der in Paris eine recht ansehnliche Kenntniß und Fertigkeit im Französischen complet eingebüßt hat, weil er nur mit Kellnern und Hausknechten in fremder Zunge spricht. Alsdann: ich hätte dem Magdeburger bei Frascati mit tausend Freuden beide Hände gedrückt, womit sie alle gleich bei der Hand sind, aber zu Fontainebleau paßte mir seine Erscheinung eben so wenig, als in meine Stimmung. Von einem fremden Franzosen kann ich mich in Ruhe absondern, will ich allein sein; der Pariser läßt Andern und nimmt sich alle mögliche Freiheit. Aber der Deutsche in Frankreich hat den Anspruch, mir nicht mehr fremd zu sein vom Augenblick an, da wir uns guten Morgen statt bonjour gesagt haben; er geht zwanzig Schritte mit mir und hängt sich schon an meinen Arm, obwohl es drückend heiß ist, er fährt eine Stunde in derselben Diligence wie ich und fragt mich bestimmt darin so behutsam aus, daß er weiß, ob ich verheirathet bin, ob vielleicht gar im dreizehnten Arrondissement, wie viel ich monatlich an Geld brauche, warum ich in Paris lebe, statt in Oldenburg oder in Zwickau, und für welches deutsche Haus ich arbeite, in Wechselgeschäft oder in kleinen Artikeln. Wenn der Deutsche ein Preuße ist, so muß er es verflucht ungeschickt anfangen, soll er nicht auch die Adresse mit mir tauschen und die Gewißheit mit nach

Hause nehmen, meine Mutter sei eine geborne So und So und mein Vater „ein Angestellter“.

Der Magdeburger bohrte zuerst den August an. Wie der Schein trügt, so glaubte er hinter dem glatten, feinen Gesichte einen glatten, feinen Menschen zu entdecken, der sich aus allen Hülsen in jugendlicher Hast herausstürzte an das Magdeburger Herz. August knöpfte aber seinen Rock zu und legte sich in die Ecke, heftig über den Staub klagend. Darauf wurde bei mir gepocht. Bei Gott, ein fürchterlicher Zufall führte den Menschen an die Pforte, woraus eben eine große Liebe bei mir weinend war hinausgestoßen worden. Seine Hand — nun, sie wußte es ja nicht — fiel mitten auf eine frische Wunde. Als er den Namen nannte, fuhr ich zusammen, daß er meinte, er habe mir auf den Fuß getreten, und sich bedauernd entschuldigte. August, der nicht wußte, aber errieth, trat dazwischen. Und von dem Augenblick an, da er den Namen ausgesprochen, zog mich doch ein geheimes Etwas oder Nichts an den fremden Menschen. Er hatte gesehen, was ich nicht wieder sehen sollte, und der Zufall führte ihn eben dahin, woher er mich auf ewig fortriß. Wenn er doch nur wieder angefangen hätte, mir wieder weh gethan! Aber er bot mir nur eine Prise und schalt, daß in dem Omnibus, wo alles Gesindel stinken darf, ein honetter Mensch nicht einmal seine Cigarre rauchen solle. „Das nennen sie nun Freiheit,“ bemerkte er spöttisch, und August erwiderte mit Ruhe, die Rauchfreiheit sei ja auf der Impériale.

Von Corbeil bis Fontainebleau sind acht gute Lieues. Der Weg ist durch nichts Besonderes bezeichnet.

Eine hoch gewölbte Pflasterstraße, mit welcher rechts und links zwei Sandbahnen parallel laufen; alle französischen Chausseen sind so. An der Seite blühen Lilien, aber steinerne, verwitterte Ruinen eines Königthums; alle halbe Lieue steht ein solches Merkzeichen mit Zahl und Blume. Das Terrain wird von allerlei Hügelzügen durchschnitten, bleibt aber, sobald sich die Seine verliert, trocken und reizlos bis etwa eine Stunde vor Fontainebleau. Da fangen Felspartien an, Waldpoesien; die Vegetation wird üppiger, wie überall, wo die Natur baut, nicht der Mensch. Ein Kornfeld und ein Buchenhain, eine Scheune und eine Klippe, — ewige Contraste, die uns auslachen, uns demüthigen. Was unser Verstand am geschicktesten ausbeutet, ist es nicht immer das Unscheinbarste, das Geringste? Flachs und Rebe sind zwei vortreffliche Artikel der menschlichen Industrie, nur aus der Landschaft, dem Kunstwerke der Natur, sollen sie fortbleiben.

Zwischen Corbeil und Fontainebleau liegen noch eine gute Anzahl Dörfer und Weiler. Die große Heerstraße des Hofes hat die Bauern wohl an sich herangezogen. Nun ist jene verwaist, während die Hütten gewachsen sind. Wo sonst die Könige jagten, pflügen heute die Landleute. Bei Fontainebleau im Walde suchen die Dirnen Erdbeeren und Schwämme, vielleicht auf denselben Wegen, wo ehedem Mätressen und galante Damen im Reifrocke lustwandeln gingen. Was am solidesten aussieht, fällt am leichtesten, ein Thron immer eher als eine Schäferkarre. Jene Dörfer und Weiler stecken alle in der französischen Landuniform, Weiß mit Grau. Die Ziegeldächer einer deutschen Campagne mit ihrer groben, kör=

nigen, schamrothen Einfältigkeit, die malerische Zerstreuung und Unordnung einer westphälischen Siedelei, wo jedes Haus seinen Styl hat, seinen Eigensinn in Stellung und Richtung, alles das kennt das französische Land, vornehmlich bei Paris, durchaus nicht. Da sind alle Dörfer nur entlaufene Vorstädte, fortgesetzte Straßen, vorgeschobene Eingänge von Paris. Dieselben stockreichen Häuser, dieselben geraden, grauen, steifen Wände, darauf sogar dieselben Inschriften, oft nur in ländlicher Orthographie. Ich bin immer froh gewesen, wenn solch' ein Dorf vorüber war, wohin die Reclame ihre Affichen und die Hallen der Cité ihr verfaultes Obst, ihre verschimmelten Gemüse geschickt haben.

Mit dem Abendroth zog unser Omnibus in Fontainebleau ein. Die Stadt liegt mitten im Walde, mitten im Berge drin, Bäume und Felsen laufen keck bis an die Thore und sehen über die niedrigen Mauern weg. Von der Impériale beherrschten wir das ganze Bild mit einem Blicke; die rothen ragenden Schornsteine des Schlosses traten als einzige Höhenpunkte heraus, sonst alles grün und grau, Wald, so weit das Auge reichte, und darin ein paar Dächer, ein paar Felsen. Was am meisten überrascht, ist diese Hervorbringung aus dem Stegreif, worin Dichterin Natur sich hier gefällt. Der Wandernde ahnt gar keine Größe oder Erhebung. Das Terrain strengt sich nicht im mindesten an, steigt kaum merklich, spielt so munter und gleichmüthig unter den Füßen fort, und plötzlich, wie vom Himmel gefallen, liegen die rothgrauen Steinblöcke unter den lachenden Bäumen da, spalten sich kleine Abgründe, gipfeln ange-

nehme Höhen. Das ist improvisirt, und wie alle Improvisation, weder groß noch schön, aber glücklich, artig, für den Moment berechnet. Der Magdeburger wollte nichts gelten lassen von allem, was er sah. Es gibt eine gute Menge solcher Reisenden, die mein alter Sterne in der bekannten Classifikation als comparatif travellers hätte aufführen sollen, weil sie allenthalben einen langen Maßstab und ein kurzes Gesicht mitbringen, und nur sehen, um sagen zu können, sie haben das schon einmal, schon dreimal, viel besser natürlich, gesehen. Unleidliche Menschen, mein' ich, die Andern den Spaß verderben, indem sie sich einen machen. Und ich glaube bemerkt zu haben, daß gerade diejenigen am leichtesten zur Vergleichung neigen, die wenig kennen oder daheim gar nichts verlassen. Die Lüneburger Haide und die Magdeburger Börde gebären fürchterliche Kritiker. So vergesse ich nie, daß mir ein Frauenzimmer aus Paderborn in einer schwachen Stunde verrathen hat, wie sie sich doch unter dem Rhein was ganz Anderes vorgestellt, den Kupfern und Stahlstichen nach. Wasser und Berge! — gab ich ihr ungefähr zurück — Sie haben vollkommen Recht, mein Fräulein, nichts als Wasser und Berge! nur wollen Sie gefälligst bedenken, daß Sie keines von beiden, weder Wasser noch Berge, in Paderborn besitzen. Sie ärgerte sich und erzählte mir von der Pader, welche sogar unter dem Dom fortrieselt; das muß äußerst curios sein. Nichts Fürchterlicheres, als so eine junge Phantasie, ein naiver Naturdurst, der Wunder glaubt und nun auch Wunder mit Händen greifen möchte. Der Magdeburger war freilich schon weit umher gekommen, ohne jedoch die Gleichungen

zweiter Art verlernen zu können. Die sächsische Schweiz zog er gleich aus dem Sack heraus, als wir in den Wald fuhren, und auf die ersten Felsen stellte er triumphirend den Harz. Fontainebleau war verloren, das sah ich. August fragte ihn, ob er Tyrol oder die Schweiz kenne. Er verneinte. „Wenn Sie einmal," setzte darauf Jener unbarmherzig hinzu, „wenn Sie einmal die Alpen gesehen haben, werden Ihnen diese Dinger hier schon genügen."

Der „Adler" in Fontainebleau nahm uns Bestäubte und Ermüdete freundlich unter seine Fittige; ein sehr hübsches, bescheidenes Haus, nahe dem Schlosse, vielleicht nicht zufällig so getauft, da die Hausfrau eine dunkle, glühende Corsin ist und ihren Landsmann in allen Formen und Farben überall aufgehängt hat. Es war schon Dämmerung, als wir in den Park traten, an dem düstern Palast vorüber. Eine wunderbare Scene. Von der Terrasse aus sahen wir rechts und links die eckigen, spitzen Flügel des Schlosses mit hundert Winkeln, Thürmen und Zinnen in den blassen Abend hineingreifen, und vor uns lag das fahle, farblose Parterre des Gartens. Verfallene breite Treppen führten hinunter, und drunten spiegelten sich der braune Rasen und die gezirkelten Beete und die geradlinigen Wege und die geschnittenen Bäume in einem großen, stillen Bassin, und hinten, wo ein Föhrenwald die Aussicht schloß, flatterten schon die Schleier der Nacht geheimnißvoll hernieder. Niemals hat ein Park in Frankreich mich so begrüßt und so aufgenommen. Versailles ist unendlich größer, reicher, gebietender; sein berühmter grüner Teppich, seine Wasserwerke, seine Grotten, Tempel und Lauben sind eine Welt in sich. Saint-Cloud hat

einen poetischen Zauber; abgeschieden und in engem Raume bietet es eine Waldeinsamkeit, einen kühlen und stillen Frieden, wie ihn keines der andern Schlösser kennt. Bei Saint-Germain endlich ist der Blick in den heiteren Seinegrund und in den schönen Himmel Frankreichs das Reizende und Eigenthümliche. Nichts von dem in Fontainebleau. Sein Rasen ist nicht grün, sondern vielmehr von einem seltsamen Grauroth, das an den Herbst erinnert, obwohl es kein Herbst ist. Eine besondere Art von hohem, faserigem Gras, das bei der leisesten Luft zitternde Wellen schlägt, bringt diesen unendlich weichen, warmen Ton hervor.

Wie ich aus dem dunklen Grün des Laubganges hinter dem Schloß hinuntersah auf die Fläche von Wiese, Wald und Weiher, alle drei in einander verschwommen und verschwindend, überschlich mich ein Gefühl, das ich mit nichts zu vergleichen, nicht einmal zu bezeichnen wüßte, war es ein langsamer Schauer oder eine tiefe, schlummertrunkene Umfangung. Dazu stimmte nun alles so schön; die wenigen Schwäne, die weiß und beinahe gespenstig aus dem Schatten des Waldes in die Welle des Bassins tauchten, die Weidenhänge am Ufer, das Rauschen im Schilf, das Springen der Fische, im Schlosse ein blasses, aufgehendes Licht, und in der Stadt das verhallende Signal eines Abendhorns. Die wenigen Menschen, welche im Garten lustwandeln gingen, Arm in Arm, spielende Hunde im Grase, und Jungen, die im Graben angelten — es störte mich nichts, nicht einmal die zwei Männer neben mir, der Fremde links und der Freund rechts. Ich war allein, und bei Gott, ich kann es nicht

anders sagen, als daß mir zu Sinne wurde, wie wenn mein Herz so ganz und gar gebadet würde und untergetaucht in der kühlen, dunklen Fluth, und dann überhaucht von der kühlen, dunklen Nachtluft, und dann sanft gebettet unter dem kühlen, dunklen Walde. Es ging ein völligster und tiefster Frieden in mich hinein und aus mir heraus, ohne Erinnerung und ohne Sehnsucht, ein Frieden, der keinen Wunsch hatte und keine Thräne. Ich merkte, daß meine Knie sanft unter mir zitterten; da schlang ich den Arm um die Linde neben mir, legte den Kopf an die harte, ehrliche Baumrinde und wartete eine lange, lange Minute, bis der Engel von mir wich. Er floh gen Himmel, denn aus den Zweigen träufelte ein Blüthenregen und sprühender Thau herab, mich zu wecken, und da ich aufsah, war eine lichte Stelle im Gewölk, woraus sein Gesicht herunter nickte, das liebe Gesicht mit den blonden Haaren und den wasserklaren Augen.

Eine kleine Stadt um zehn Uhr Abends ist ein Genrebild, woran sich die beste Hand versuchen sollte. Wir genossen es vor dem Kaffeehause, auf einer Bank sitzend. Da war alles ringsum Provinz, reine Provinz, und in den Häusern alles Familie, alles Stillleben. Das thut Einem gut, der Jahre lang in großen Städten, in chambres garnies und an tables d'hôte hat einsiedeln müssen. Wie in meinem Geburtsort gingen die Leute mitten auf der Straße spazieren, darunter viele schlanke Mädchengestalten, im bloßen Kopf, allein ohne Scheu und ohne Zwang. Die Nachbarn plauderten mit einander vor den Thüren und die Dienstboten am Brunnen. Keine Laterne warf indiscrete Strahlen über vertrauliche

Gruppen, kein Rädergerassel übertönte das Geflüster und das Gekicher; die niedrigen Häuser, alle Thüren und alle Fenster offen, waren noch dunkel; aber fast zu gleicher Zeit erwachten die Lichter, von oben herab, und zuletzt schloß der Herr seine Pforte zu. Bald darauf schliefen die Menschen in den Häusern, die Häuser in den Straßen. Sogar die Kirche uns gegenüber nickte großmütterlich ein. Ich brannte mit einem unbeschreiblichen Behagen das tägliche Abendopfer meiner Cigarre ab, während August mit dem Comptoirmädchen schwatzte. Es fehlte mir gar nichts, ich hatte sogar etwas zu viel, den Magdeburger nämlich. Der fand alles langweilig, verlangte nach den Trottoirs von Paris, nach Boulevard, Theater, Tortoni, Gott weiß wonach. Der Kaffee war ihm nicht gut genug, die Bank zu hart, das Wasser zu warm, der Garçon zu ungeschickt. Als ihm auf sein Begehr die Zeitung gereicht wurde — es ist wahr, eine Nummer, welche wir in Paris vor zwei Tagen schon gehabt hatten — brach er in eine Verwünschung über die unschuldige Stadt aus. Wäre der Abend nicht so milde gewesen, so würde ich vielleicht grob geworden sein, gewiß mit Unrecht. Wenn ein Mensch Liebe bedarf, oder Kunst, oder Poesie zum Leben, warum soll ein anderer Mensch nicht Zeitungen bedürfen dürfen, Eis von Erdbeeren, einen gepolsterten Stuhl? Fragt sich doch noch, welcher von diesen beiden Menschen der verwöhnte, nicht wahr?

Wir erörterten diesen Streitpunkt, August und ich, während wir uns auskleideten. Unser Finanzetat erlaubte uns nur ein Zimmer, welches an das des Magdeburgers stieß. Der Magdeburger hatte, wie Viele seines

Gleichen, die Eigenschaft, sehr laut zu sein, lauter noch allein, als in Gesellschaft. Er warf den Stiefelknecht mit Gewalt in eine Ecke, wohin ihn gewöhnliche Menschenkinder ruhig schieben; er schritt auf den tönenden Steinplatten des französischen Fußbodens heftig hin und her, indem er das preußische Mantellied aus „Lenore" sang, und in dem feierlichen Moment, wo er in sein Bett stieg, bestanden wir diesseits ein kleines Erdbeben. Ueber diese gewaltige Anstalt zu einem sehr bescheidenen Leben erhob sich zwischen seinen Nachbarn ein Dissens. Ich war intolerant, wie ich es oftmals bin gegen Andere, um es für mich desto weniger sein zu können, und August ließ dem Einzelnen wie dem Ganzen sein Recht widerfahren. Ich fand den Magdeburger unleidlich, er nannte ihn ganz erträglich. Ich schlug vor, ihm für den nächsten Morgen zu entweichen; er behauptete, es sei unsere Schuldigkeit, ihn zu wecken. Freilich, wenn es von diesem theoretischen Disput zur Praxis kam, stellte es sich immerdar heraus, daß ich den Mann auf dem Halse hatte, während August seiner Wege ging. Wir schliefen über solcherlei Gedanken ein, indeß unser Nachbar, aus Discretion mit gedämpfter Stimme, anhub: „Steh' ich in stiller Mitternacht." Mich dünkt, ich hätte ihn erwürgen können, weniger weil ich schlafen wollte, als weil ich das Lied so lieb habe. Wie kann ein Mensch, der eine wahrscheinliche Nachtmütze trägt, sich horizontal auf einer guten Matratze ausstreckt und obendrein aus Magdeburg ist, in stiller Mitternacht auf der Wacht stehen wollen? Es ist wahr, er hatte uns erzählt, er sei verlobt. Die Gedanken galten seinem Mädchen. Eine neue Folge von

Bildern lockte mein Auge, das sich schon schlummernd schließen wollte. Ich saß im Bette auf, und nach einer halben Stunde fragte ich August, der ruhig auf der Seite lag: „Du, meinst Du, daß der Magdeburger ein Weib glücklich macht?“ — August schlief noch nicht, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, entgegnete er mir sehr bestimmt, aber sehr sanft: „So glücklich, als Du unglücklich.“ Ich fiel auf mein Kissen zurück und entschlief lange darnach, unter Augusts Tröstungen.

Andern Morgens, es mochte kaum fünf Uhr sein, ward neben uns die Barcarole gesungen: „Amis, la matinée est belle“ . . . . . obendrein französisch. Bald darauf klopfte der Nachbar bei uns; er fragte an, wie wir geruht und ob er uns doch nicht gestört habe? „Nein, aber Sie stören mich jetzt,“ sagte ich ärgerlich. Ich hasse das Aufstehen mit Tagesanbruch, wenn an dem Tage nichts zu thun ist. Morgenstunde hat Gold im Munde. Da soll man aber ihr Gold nicht wegwerfen, welches ich übrigens fortwährend stark legirt gefunden habe, mit Blei legirt. Für Sehenswürdigkeiten sich aus seiner gewohnten Lebensweise herausreißen, aus einem Spaziergang eine Arbeit nach der Uhr machen, und bei dem Hausknecht den Sonnenaufgang bestellen, wie ein Paar geputzte Stiefeln — es ist mir ein Gräuel, wie das ganze Reisehandwerk überhaupt. Ich meine, ein fahrender Schneidergesell reist viel poetischer, als der Tourist. Das sind so feste Grundsätze bei mir geworden, daß weder August noch der Magdeburger sie zu erschüttern vermochte, Jener an meinem Bette, Dieser an unserer Thür.

Ich ließ die Zwei erst frühstücken, und wir traten den Weg in den Wald gegen neun Uhr an.

Zu diesen Excursionen bedient man sich gewöhnlich eines Fuhrwerks, um rascher und weiter umherzukommen. Wir drei Deutsche versagten uns diesen Luxus; August und ich hätten zwar gern unsere Füße geschont, aber der Magdeburger schonte noch lieber seine Börse, schien es; an der unsrigen war nichts zu schonen. Wir bestanden deswegen gleich anfangs und aus guten Gründen, zur großen Freude unseres Reisegefährten, auf dem Fußgehen. Nur ein Führer, ein derber, blaukitteliger Bursche mit einem gelben Gesicht und schiefen Beinen, wurde angenommen. Er schritt vor uns her, baarhaupt, sich einen Stecken aus dem ersten Zaune schneidend, ein entsetzlich uncivilisirter Mensch, wenn man mit dem Magdeburger an die Führer durch die sächsische Schweiz denkt, die numerirt sind und eine Art Uniform tragen. Der unsere war, vielleicht weil er uns in einer fremden Sprache reden hörte, unhöflich und kurz, dabei von einer prächtigen Unwissenheit. In dem Walde, wo er doch täglich stand und ging, kannte er nichts außer dem breiten, gewöhnlichen Wege, kein Kraut, kein Thier, geschweige denn eine Sage, eine geschichtliche Erinnerung, wonach der Magdeburger am eifrigsten forschte. Er schlug nach den Nattern, die uns hier und da im Walde aufstießen, zeigte den Weg mehr mit Geberden als mit Worten und schritt voran und hinterdrein, ohne sich das Mindeste um uns zu kümmern. Der Tag war drückend heiß und ich hatte den Rock ausgezogen. Auf den steilen, glatten Steigen wurde mir diese Last auf dem Arme sehr bald überlästig,

um so mehr, als ich nicht einmal einen Stock hatte, mich zu stützen. Der Cicerone sah, wie ich mich quälte, aber er machte weder Miene, mir meine Bürde abzunehmen, noch seinen Stab anzubieten; er ging ledig und leicht neben mir her. Seine ganze Aufmerksamkeit und Gefälligkeit bestand darin, daß er uns Anzeige machte, so oft eine der ungemein zahlreich im Walde schwärmenden Bremsen uns auf die Schultern fiel. Dieser stumme Führer war, wie ich ihm späterhin abzwang, ein Piemontese; er hatte in seiner Heimath Pferde geführt, vermuthlich mit eben so sanfter Hand, als jetzo Menschen. Der Krieg wehete ihn einst in die Fremde, die er, so kam es mir vor, recht von Herzen verwünschte. Kein munteres französisches Wort, kein Witz, keine stolze Mahnung an vergangene populäre Größen, an Franz, an Ludwig, an Napoleon, kam während vier langer Stunden über seine Lippen. Er nannte uns die Namen der Plätze, die wir besuchten, und als wir einmal eine der Felsengruppen laut bewunderten und belobten, sagte er geringschätzig und kurz: „C'est beau, parce que c'est vilain." Der Mensch ahnte nicht, was für ein merkwürdiges Axiom er hingeworfen hatte. Wir unter einander sahen uns erstaunt an, und August meinte, er sei ein verkappter Romantiker. Dafür, wandte ich ein, hat er zu wenig Glauben. Als wir den Calvarienberg besuchten, eine schöne Höhe mit dem Blick auf Fontainebleau, worauf ein Kreuz steht, umgeben von künstlichen und natürlichen Steinsitzen, sagte er, indem er spöttisch auf diese zeigte: „C'est ici que viennent les jeunes gens de la ville, pour — eh bien, pour faire leur prière!" Diese starre, bös aussehende

Menschennatur hat mir den ganzen Morgen zu schaffen gemacht. Ich glaube nicht, daß es im deutschen Landvolke viele solcher Erscheinungen geben kann.

Der Wald von Fontainebleau hat im Ganzen wohl einen Umfang von einigen und zwanzig Lieues. Begreiflich, daß unsere Neugier sich nur auf die der Stadt nächstgelegenen Punkte beschränkte. Derselbe ist weder ein amerikanischer Urwald, noch ein Berliner Belustigungsholz. Landstraßen und Vicinalwege durchkreuzen ihn in allen Richtungen, numerirt und benamset wie die Straßen einer Stadt. Der Forst scheint gut gehalten; viel junge Pflanzung beweist, daß auch an ihm das Gewitter der Revolution nicht spurlos vorbeizog. Der Boden ist meist sandig, von Haidekraut überwachsen; fremde Vegetation habe ich nicht bemerkt, wenn man die Stechpalme, die in großer Menge und Schönheit vorkommt, nicht als fremd betrachtet. Einzelne Bäume, Buchen und Eichen, sind von einer wunderbaren Größe und Würde, jedoch nicht gerade die zwei, welche dem Fremden vor den übrigen gewiesen werden, le bouquet du Roi und le bouquet de la Reine. Dieses ist eine schlank und stattlich emporgeschossene Buche von seltener Höhe, ohne darum in Ast- und Laubwerk sonderlich gut gezeichnet zu sein; jenes ein Eichbaum, stark von Stamm, nur — absit omen! — inwendig verfault, morsch, abfällig. Wir kamen an anderen Waldriesen vorüber, die unsere Aufmerksamkeit viel länger fesselten. Im Allgemeinen läßt sich nicht behaupten, daß der Forst seinen Ruf rechtfertige; das mußten wir dem Magdeburger einräumen. Für das edle Waidwerk ist er nichts mehr; die Zeiten sind vorüber, wo die

jungen Pflanzungen durch kostspielige Gitter gegen den Hirsch und das Reh geschützt wurden. Nicht einmal Vogelwild ist zahlreich, und das einzige Thier, worauf unsere Kreuz- und Querzüge stießen, war ein Haselhuhn. Natürlichen Karakter und ästhetische Physiognomie, wie unser Schwarzwald vor allen übrigen sie aufweist, habe ich zu Fontainebleau kaum gefunden. Es prädominirt keine Art von Holz, weder Laub noch Nadel; niederes, unedles Gebüsch ist mehr da, als tüchtige, kernige Waldung, und was neu angelegt wird, kommt in dem heißen, leichten Sande nur peinlich langsam, verkrüppelt empor.

Es fehlt in Fontainebleau überall an Wasser; eine einzige Quelle, sehr emphatisch 'fontaine désirée getauft, nach der wir mit einer wahren Sehnsucht ausgingen, enttäuschte uns so, daß wir in ein einstimmiges Gelächter ausbrachen. Eine Cisterne ist ein Kunstwerk im Vergleiche zu diesem, mit drei rohen Steinen eingefaßten Tümpel, eines schmutzigen, stehenden Wassers voll. Von wirklichem Reiz sind die Felspartien im tieferen Walde, la Reine des Saules unter Anderem, oder auch le Rocher des deux Sœurs, in deren Nähe das Terrain abwechselnder, der Baumschlag bedeutender wird. Der Zweischwesternfels ist ein beliebtes Ziel für Pariser Landpartien. Auch wir fanden ihn von einer kleinen Gesellschaft besetzt, mit welcher der Magdeburger alsbaldige Verbindung suchte. Während ich auf dem Rasen ruhte und August in der natürlichen Wiege einer stattlichen Eiche, spielte er den Angenehmen bei den Französinnen. Er hat uns später geklagt, sie hätten kein Herz, wie die meisten ihrer

Nation. „Glauben Sie denn," sagte er, „eine unter ihnen wäre im Stande gewesen, mich zu verstehen?" August entschuldigte sie, indem er bemerkte: „Wahrscheinlich haben Sie französisch gesprochen, und da ist es Ihre eigene Schuld."

Als wir aus dem Walde heimkamen, in heißester Mittagsstunde, wurde im „Adler" ein gemeinsames Frühstück eingenommen und hernach das Schloß heimgesucht. Diese Lieblingsidee eines ganzen Königsgeschlechtes, genial mitten in Waldeinsamkeit und Waldidylle hingeworfen, vom Vater auf den Sohn und den Enkel fortgeerbt und durch Jeden um einen Gedanken, eine Laune, eine Spielerei bereichert, steht nun in seiner historischen Vollendung und Abgethanheit wie eine große, todte Gestalt da, wie ein Schatten, ein Mal. In den vielen Höfen, Sälen, Gängen, um die Thürmlein und Erkerlein, die gewundenen Treppen hinan, die breiten Perrons wieder hinab, dann in den Park blickend und dann über die kleine, auch überlebte Stadt — so irrt der Fremde umher, von einem Style in den andern, aus Jahrhundert in Jahrhundert, hier an ein nächtliches Mährchen der Liebe, dort an den tageshellen Mord weiblicher Rache wechselnd gemahnt. Ein Lakai in der Hofuniform geleitete uns durch das Labyrinth des französischen Königthums. Und welcher Unterschied nun oder auch welche Aehnlichkeit zwischen diesen unseren beiden Führern, der Eine durch den grünen Wald, der Andere durch den grauen Stein; Jener ein Bauer, Dieser ein Bedienter; Jener stumm und unfreundlich, weil er uns für Fremde erkannte und das natürliche Mißtrauen der Unwissenheit uns gegenüber empfand,

Dieser aus demselben Grunde doppelt gesprächig und geschmeidig, weil er ein doppeltes Trinkgeld erwartete; Jener selbst ein Unbekannter in der Welt, die er täglich durchwanderte, Dieser auf das auswendiggelernte Wort eingeschult und nur da zu Hause, wohin man ihn gewiesen hatte. Wenn wir den Piemonteser fragten, warum der Fels nach zwei Schwestern getauft sei oder was jenes Kreuz zu bedeuten habe, so antwortete er ruhig: je ne sais pas, abwechselnd mit dem kürzeren und vielsagenderen: connais pas. Der Pariser aber mit seinen Livreeknöpfen mußte und sollte alles wissen, und da ich ihn einmal um die Auslegung einer Chiffre in den Holzzierathen des Königssaales anging, übersetzte er das verschlungene A und L mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart in Alexandre le Grand. „Ceci est historique, Messieurs,“ sagte er und rasselte mit den Schlüsseln, wie ein deutscher Privatdocent mit Citaten rasselt. Im Uebrigen wußte er vortrefflich Bescheid im Schlosse und redete, uns zu Liebe, in einem sehr gemäßigten Tempo das reinste Französisch.

Drei Stunden lang sind wir hinter ihm hergezogen, in diesen drei Stunden zugleich durch drei Jahrhunderte. Wer Anlage hat zur geschichtlichen Empfindelei, soll in das Schloß zu Fontainebleau kommen. In den Zimmern eines gefangenen Papstes schläft jetzt eine ausgewanderte Fürstentochter. Wo Christine den Monaldeschi ermorden ließ, malt ein französischer Künstler als Decoration eines neuen Speisesaales die Geschichte von Diana und Endymion. In dem Gemach Louis Philipps steht der kleine Tisch noch mit den Narben einer großen Stunde,

Federmesserstiche, in die der abgedankte Napoleon die Dolchstiche der eigenen Brust übersetzte, und gegenüber an der Wand hängt das Facsimile der verhängnißvollen Urkunde, zerkratzte, verwischte, tintenklexige Züge, die mit dem steinernen Gesichte dessen, der sie schrieb, einen seltsamen Contrast bilden.

Im Erdgeschosse, an derselben Stelle, wo der erste Grund zu dem ganzen Bau gelegt wurde, zeigt man die neueste Zierath desselben, die Kapelle, ausgeführt nach dem Plane und nach den Zeichnungen eines geistreichen Weibes, um dessen zu frühen Hingang zwei Königsfamilien und zwei Völkerfamilien, mit ihnen zwei schöne Künste, trauerten. Und so, Fuß vor Fuß, immer eine neue, immer eine alte Erinnerung, kostbare Stickereien von Beauvais und Gobelins von Paris aus den Zeiten des ritterlichen Franz, überreiche Boiserien und Plafondsarabesken der Ludwige, glückliche Restaurationen und Neuerungen der Gegenwart, mit denen die Zerstörung der nächsten und der fernsten Vergangenheit geschickt verdeckt werden. Ich weiß nicht, mir sagt dieses nicht ganz zu. Erhaltet, aber gestaltet nicht, was euch die Geschichte übermacht.

Der Park und daneben die einzige Galerie Franz des Ersten, diese abgeschossen, gebleicht und verwittert, überall mit dem Salamander gestempelt, dem trefflichen Wappenbilde des unverbrennlichen Liebenden, sie allein sind noch redende und wahre Zeugen des Damals, alle übrigen wurden bestochen und wissen nur von heute zu erzählen. Die lange, finstere Hirschgalerie hat ihre blutige Sage verlernt, seit sie neu angestrichen und mit

mythischen Fresken ausgemalt ist; nicht ein leiser Schauer und ein dunkles Grauen weht durch sie hin, sondern lichtes Behagen, Appetit und Tanzlust. Unwillkürlich erinnerte ich mich daran, wie deutsche Theater sie im Augenblicke darstellen, und der Magdeburger war unglücklich, nicht zu finden, was er in Berlin verlassen hatte, die großen Hirschköpfe und Geweihe. Uebrigens war er so naiv, zuerst bei der Erwähnung des Mordes an eine ganz andere Christine zu denken, als an die Tochter Gustav Adolfs; er fand es unverantwortlich, daß die Königin von Spanien sich so was bei Paris herausnehmen und trotzdem noch zu Hofe in die Tuilerien fahren dürfe.

Am meisten enthusiasmirte sich der Preuße für Napoleon. Er wurde andächtig, da wir in sein Schlafgemach traten, und vielleicht hinderte ihn nur die Gegenwart Fremder, die grüne Seide zu küssen, welche damals ein übervolles Herz, heute eine leere Bettlade verschwiegen und weich zudeckte. Unten im Hofe du cheval blanc ist bekanntlich die Stelle, wo der Kaiser seiner Garde Lebewohl sagte und den Adler zum letzten Male umarmte; die dritte Stufe, vom Boden aus gerechnet, im linken Flügel der breiten, prächtigen, leicht und groß gewundenen Treppe. Dorthin pflanzte er sich, der Magdeburger, und schlug die Arme unter und machte die Augen zu, um sich, sagte er, das Ganze recht deutlich vorzustellen; ich wette, er identifizirte sich eine Minute lang mit seinem Helden, weil er uns im Weggehen erklärte, er habe sich recht klein gefühlt. Ein sonderbares Gefühl! Wie oft findet es sich nicht in einem Fremdenbuche, daß Herr Meier oder Ma-

dame Müller, um sich klein zu fühlen, erst auf einen hohen Berg steigen müssen! „O Gott, wie herrlich ist der Rhein, Natur wie groß, und ich wie klein!" so steht wörtlich im Album vom Rheinstein zu lesen. Das fehlt auch noch, daß solche Menschen die Natur nur wie einen Spiegel betrachten oder wie einen Rahmen um ihr geliebtes, theures Bild. Der Magdeburger, welcher sich zu Fontainebleau klein fühlte, wird sicherlich am „breiten Wege" das wieder einholen und sich ungeheuer groß fühlen, mit oder ohne Folie.

Wir schlenderten heim. Ein Abendgang durch die Stadt zeigte noch klarer, als wir es schon gesehen, daß Fontainebleau ein leeres Nest ist, seit die Adler dorthin nicht mehr brüten gehen. Die Stadt ist zu groß für ihre jetzige Seele. Eine Menge Häuser stehen verlassen und verschlossen, ausgeboten um die billigsten Preise. Paris ist zu weit entfernt, als daß seine echten Kinder sich entschließen könnten, hier Villeggiatur zu machen. Nun kriecht die Stadt immer scheuer und demüthiger in sich zusammen, und wenn ein Soldat mit dem Säbel auf dem Pflaster hinschürft, fahren die Mädchen an's Fenster. Eine unglückliche Scene stieß uns noch auf: Landsleute, auswandernde Deutsche, nackte Kinder und zerlumpte Greise, die am Marktplatze Mittagsmahl und Mittagsrast hielten. Der französische Gensdarm, der bei ihnen stand, wollte nicht um Paß und Geld plagen, wie wir anfangs meinten, o nein, er tröstete nur, da er auch ein Deutscher war, ein Elsäßer, und als die Ziehenden wieder aufbrachen, ihr Bündel und ihre Jungen aufhockend, die Hunde am Strick hinter sich, alles müde, alles trau-

rig, alles gebückt, Mensch und Thier, griff der fremde Kriegsknecht in sein ledernes Beutelchen und eilte dann beschämt davon. August hatte Thränen im Auge. Wir geleiteten die Heimathlosen noch einige Schritte, und wie sie zum Thore hinaus waren, kehrten wir verstimmt und verstummt nach unserem „Adler“ zurück. Der Magdeburger schrieb sein Tagebuch und legte die Blumen ein, die er in Wald und Park für seine Braut gepflückt hatte — eine darunter, im Vorbeigehen gesagt, welche die schwarzäugige Französin am Zweischwesterfelsen lachend zurückgewiesen. Ich half ihm, dem treuen Schäfer, und schickte sogar einen Vers mit nach Magdeburg. Möge er für den Unbekannten wenigstens das Wohlwollen der Tochter von Parthenope gewinnen, da er mir das Herz des Jünglings plötzlich entfremdete. Er las mehrere Male und meinte, mir zum besondern Vergnügen, das sei gewiß nicht mein erstes Gedicht. Von dem Augenblicke an, da er einen wahren und wahrhaftigen Schreiber in mir zu entdecken glaubte, zog er sich sichtlich von mir zurück. Der Erfolg beweist, wie recht er gethan hat, freilich zu spät.

Der nächste Morgen sah uns auf dem Rückwege nach Paris. Statt der staubigen Straße wählten wir die Seine. Etwa eine Stunde von Fontainebleau geht ein Dampfschiff, eine Miniaturausgabe freilich, nach der Hauptstadt ab. Darauf fuhren wir nach Corbeil und mit der Eisenbahn weiter.

Ich muß sagen, was dem Magdeburger an diesem letzten Tage unserer gemeinsamen Fahrt die größte Freude gemacht hat: er berechnete, wie viele Lieues wir zurück-

gelegt, hin und zurück, und mit wie verschiedenen Transportmitteln, als: erstlich zu Fuß, zweitens im Omnibus, drittens auf der Eisenbahn und viertens mit dem Dampfer. Er ermangelte nicht, einen begeisterten Panegyrikus auf das neunzehnte Jahrhundert an diese Betrachtung zu knüpfen. Vor dem Pflanzengarten nahmen wir Abschied; er ging, wie er uns schon gemeldet hatte, in wenig Tagen zurück, um sich zu verheirathen ....

„Nur nicht empfindsam!“ erinnerte August, da wir uns die Hand schüttelten. — Also auch hier: nur nicht empfindsam!

Auf der Seine.

Ist es nicht so, geneigter Leser, daß Ströme Karakter und Physiognomie haben, so gut wie Menschen, wenn nicht besser? Die bloße Farbe des Wassers redet, wie die Farbe eines Weiberauges. „Flavus Tiberis“, sagten die alten Römer schon; und welches deutsche Herz hätte die wunderbare Sehnsucht in die Tiefe nicht schon einmal empfunden, die aus den unbeschreiblich grünen Wellen des Rheins an uns heransteigt, wenn wir auf der Schiffbrücke zu Mainz lustwandeln?

Der Rhein, o der Rhein! Warum kann ich denn auf keinem Dampfschiffe fahren, ohne an den Rhein zu denken? Du mein deutscher Lieblingsfluß, Spiegel meines Volkes, Sinnbild seiner Historie! Mikrokosmos und Makrokosmos des deutschen Lebens, von der Idyllenpoesie der Jugend und den faustinischen Wasserstürzen an bis zur politischen Zerrissenheit des Alters! Es ist ein Unglück; aber oft bekommen die Ströme ihren Karakter, wiederum wie halbe Menschen, fast wie ganze Deutsche, erst durch die Umgebung. Wenn sich ein Felsen in ihnen spiegelt, ein Gletscher, eine Burg, da gehen sie rasch, groß, entschlossen ihres Weges, und wenn die baumwollene Jacke eines

Holländers, o dann wie schleichend, wie träge, wie selbst holländisch!

Erbauliche Morgenbetrachtungen, geschrieben auf der Dorade, welche die Seine hinunter raucht. „Vitesse sans égal,“ steht auf dem Zettel. Die Dorade macht es sich aber ziemlich bequem; ihr Kiel geht langsamer als der meinige, und doch treibt jenen der moderne Vapor, diesen nur der modernere Humor. Dampf und Laune sind innig verwandt; welcher Autor kennte nicht, wäre er selbst männlichen Geschlechts, die Vapeurs?

Neben mir rasirt sich ein Engländer. Ein angenehmes Geschäft, zu vollziehen in einer Kajüte, während die Maschine stößt, daß alle Tischbeine wackeln, schwache Menschenbeine mit eingerechnet. Das unglückliche Schlachtopfer englischer Reinlichkeit schneidet fürchterliche Gesichter und in das eine, fürchterlichste und natürlichste von allen, jede Minute eine neue Wunde. Ich möchte nur eins wissen: weswegen hat der Jüngling von Albion sich nicht in aller Bequemlichkeit den Bart daheim geputzt, wo er bis sechs Uhr Morgens Zeit hatte? Daß er sich schneidet, nimmt den Beobachter weniger Wunder als ihn; der arme Bengel muß den Bart unter der Haut suchen, draußen ist ihm noch keiner gewachsen. Rasire nur; Geduld überwindet Hobelspäne!

Paris liegt schon eine geraume Weile hinter mir. Sechs oder sieben Monate einer bewegten, schaukelnden und gaukelnden Menschenexistenz sind mit den Zinnen der reizenden Stadt versunken. Ich könnte wehmüthig werden, wenn ich nicht — wahrhaftig aus purer Langeweile — schon eine Cotelette vertilgt hätte in aller Frühe.

So gucke ich äußerst gemüthlich eine Viertelstunde auf das Wasser und dann eine Viertelstunde auf das Papier. Daß nur meine schöne Leserin die Wechselwirkung dieser beiden Körper nicht verspürt! Ich verspreche ihr, aufzuhören, sobald der Engländer seine Toilette vollendet hat. Der erste Gang ist vorüber, das heißt eine Seite glatt. Wenn es mein Gesicht wäre, ich wüßte nicht, welche Region die abgemähte wäre und auf welcher Hälfte ich mit der Sichel fortfahren sollte. Der Engländer ruht erschöpft aus, weniger auf seinen Lorbeeren, als auf seinem Rasirzeuge. Dieses ist so groß, daß ein deutscher Schriftsteller seine sämmtliche Habe, Manuscript ausgenommen, darin einpacken könnte, ohne in eine andere Verlegenheit zu kommen, als in die, alle Fächer, Laden, Auszüge, Büchsen, Schachteln, Dosen, Etuis und so weiter auszufüllen.

Die Seine hat ein Gesicht, einen Gang und ein Benehmen, ein Leben und eine Liebe wie eine Französin. Hier eine Neigung, dort eine, dann und wann eine intrigante Untiefe, eine oberflächliche, unwissende Sandbank, eine künstliche Schleuse, die wie natürlicher Wasserfall aussehen soll, und immer ein feines Kleid, manierlich gestickt, geflickt, wo es Noth that. Die Seine ist geizig wie die Pariserin, denn sie entspringt an der Côte d'Or. Die Seine ist eigennützig wie die Pariserin, denn sie läßt alle die kleinen, fleißigen Mädchen aus der Provinz, die Ourque, die Aube, die Marne, die Oise, die Yonne, die Essonne für ihren Glanz und ihre Größe arbeiten. Die Seine ist listig wie die Pariserin, denn sie erreicht ihr Ziel auf ungeheuren Umwegen und nimmt mit, was sie

16 *

in der Eile aufraffen kann, ein Brückendiadem, ein Quai-bracelet; ein Waldbouquet sogar verschmäht sie nicht. Aber die Seine ist, wie die Pariserin, auch groß und frei und schön, wenn sie wahr und wahrhaftig liebt; denn sobald sie den Meergott, den ersehnten Freund, gen Abend auf sie harren weiß, wie stark stößt sie da alle Hindernisse und Hemmungen von ihrem Pfade fort; da duldet sie keiner Brücke Joch oder Ketten mehr, da läßt sie sich nicht fesseln von den sie umschwärmenden Anbetern am Lande, trivialen Kaufmannsstädten, beschränkten Dörfern mit Epiciersgesinnungen, nein, groß und frei und schön öffnet sie ihr Bett dem heranstürmenden Geliebten und wirft sich jauchzend in seine unsterblichen Arme.

Guter Okeanos! du mußt mit deinem Schatz nicht rechten und nicht rechnen um vergangene Tage. Es ist wahr, viele Helden haben sie vor dir geküßt, Cäsar, Constantin, der große Christ, und der größere Heide Julian, Attila, Chlodwig, Carolus Magnus, Rollo, der wilde Normanne, und Bonaparte, der wilde, gezähmte Corse. Der Kelte, der Gallier, der Römer, der Franke, der Normanne, der Burgunder, der Engländer, der Germane vom Rhein, von der Elbe, von der Weser, sogar der Kosak vom Dnieper und der Baschkir aus der Wüste von Ufa waren gastfrei von ihr aufgenommen, von der wackern, freilich ein bischen leichtfertigen und ein bischen wandelbaren Frau. Indessen, guter Okeanos, du weißt ja — Und dann, du selbst, Okeanos —! —

Lassen wir es gut sein! Ich gehe auf's Deck. Der Engländer hat seine Mosaik aus vaterländischem Taffet-pflaster glücklich fertig gebracht; er sieht aus wie eine

Marquise des alten Regimes, äußerst schalkhaft. Und wie hübsch ihm der weiße, wasserdichte Paletot sitzt, bei einer Hitze von einigen zwanzig Graden absonderlich!

Gute Gedanken kommen mir allezeit zu spät, zu spät wenigstens für mich, vielleicht nicht so für Andere. Wer sich von dem Trompetenton der Guides des Voyageurs verführen läßt, die Reise von Paris nach Rouen auf der Seine zu machen, der ist eben angeführt. Dies meine Empfindung, nachdem ich Abends in Rouen glücklich gelandet war. Ich brachte keinen fremden Maßstab, gleich dem Magdeburger, ungenügsamen Andenkens, mit; im Gegentheil, ich suchte Elbe, Donau und Rhein mit rechter Absicht zu vergessen und der fremden Wasserschönheit jeden Reiz gewissenhaft abzulauschen. Auf dem Deck eines Dampfschiffes ist es für mich, von ältester Zeit meiner Odysseen her, so furchtbar langweilig gewesen, daß ich mit der bescheidensten Dekoration der Ufer begnügt und vergnügt bin. Mit fremden Leuten zu reden liebe ich viel weniger, als mit fremden Gegenden. Meine Reisegesellschaft war obendrein gerade so wie die Seine. Ich habe den Wegweiser sammt allen historischen Angaben über ein Dorf links und einen Flecken rechts mit dem Fleiße eines deutschen Quellenschriftstellers durchgelesen; ich habe mich über ein Inselchen mitten im Wasser in künstlichen Enthusiasmus versetzt; ich habe bei jedem Thurm, unter jeder Brücke, gegenüber jedem Hügel mit dem Fernrohr des Steuermannes nach versteckten Wundern spionirt. Lieber Leser, es that's nun einmal nicht. Tohu, wabohu. Wenn Du den Rhein bei Straßburg, die Elbe bei Magdeburg, die Oder bei Frankfurt schön findest,

nun so mag es Dir etwa gelingen, für die Seine bei Elbeuf zu schwärmen, mit mehr Erfolg, als Dein unglücklicher Freund, welcher um Mittag trostlos und verzweifelnd von einer zweiten Cotelette aufstieg, um sich auf die Erde zu strecken. Ueber ihm, auf der Bank lag ein Weinreisender, unter ihm zu Häupten ein Nachtsack und zu Füßen der Guide. Dort — es ist entsetzlich zu sagen — schlief ein gewissenloser Tourist jenen gesunden Siebenschläferschlaf, welchen die Natur nur den Murmelthieren und die (ärztliche) Kunst nur den Gelehrten als nothwendige Stärkung erlaubt. Lieber Leser, es war mir vollständig einerlei, freilich nur in jenem pflichtvergessenen Moment, ob Du mich zu den Murmelthieren oder zu den Gelehrten gezählt hattest; ob droben die Seine noch so hübsch geworden wäre und drunten eine Mamsell aus Paris, die mit dem Weinreisenden kokettirte, noch so häßlich; ob ich endlich einen halben Bogen aus der Tour herausschreiben würde oder ob ein ganzes Reisegeld. Ich schlief, und nur das war mir nicht einerlei, daß der Nachtsack, den ich „gefunden“ hatte, urplötzlich unter meinem müden Leibe hinweggerissen werden oder der ebenfalls schlaf- und liebestrunkene Weinreisende urplötzlich auf denselben müden Leib herabstürzen konnte.

Zum Glücke geschah keines von beiden. Im Gegentheil, ich erfuhr auf's Neue, daß guten Kindern der Segen im Schlaf bescheert wird. Ich erwachte von einer sanften Berührung an der Schulter, die sich wohl schon einige Male wiederholt haben mochte, ehe sie ihren Zweck erreichte. Ein allerliebstes Mädchengesicht beugte sich über mich herab, und die zarteste Stimme bat: „Mille

pardons, Monsieur, mais c'est qu'il me faut mon sac de nuit pour partir.“ Ich fuhr mit einigen unstreitig äußerst schlecht stylisirten Entschuldigungen auf und fragte, wo wir waren. Noch nicht in Rouen, hieß es. Die Französin wollte in Pont de l'Arche aussteigen, deshalb weckte sie mich halb lächelnd, halb schmollend. Ich nahm, wie die Kranken in der Bibel, mein Bett auf mich und trug, immer noch apologirend, den Nachtsack der artigen Reisegefährtin bis zu ihrem Abschiede nach. Mittlerweile war auch — oder ob ich nur aus hellern Augen blickte? — die Seine viel hübscher geworden. Höhenzüge von mehr Ausdruck und Kraft begleiteten sie an den Ufern hinab, mit ihren gewölbten Rücken und den breiten, starken Flanken normännischen Rossen vergleichbar. Es dauerte nicht gar lange, so tauchten, zwischen Berg und Waldung versteckt, bei einer neuen Wendung des Wassers die Spitzen von Rouen vor uns auf. Gegen Abend legten wir ohnweit des Pontneuf an. Getümmel und Getöse einer großen Stadt empfing uns.

Die Seine war mit Masten, der Quai mit Menschen bedeckt. Zahllose Commissionäre fielen über die aussteigenden Fremdlinge her, zu tragen und zu führen, Alle mit großem Pathos deklamirend, was Niemand anhörte. Ich folgte dem ersten schlechtesten in das Hôtel de Rouen. Praktischem Nutzen zu Liebe und den Lesern aus Bremen zu Gefallen schalte ich die empfindsame Bemerkung ein, „daß man im Hôtel de Rouen äußerst gut ist,“ auch ißt und trinkt und schläft, also überhaupt gut ist. Preiscourant desgleichen gut: ein Zimmer im dritten Stock drei Franken per Nacht; Speisen und Getränke auf ähn-

lichem Fuße. Betrag meiner Zeche über Nacht: 15, sage fünfzehn Franken französische Währung. — Wer mir nun noch einmal den Vorwurf macht, daß ich ohne Interesse reise und ohne Interesse schreibe, den heiße ich einen Lästerer.

Rouen ist eine wunderbare Stadt. Man könnte sie das französische Nürnberg nennen, seiner Häuser wegen, oder auch das französische Köln, dem Strome und den Quais nach, oder endlich das französische Linz, der umgebenden Berge halber. In Rouen soll längere Zeit verweilen, wer schöne Aussichten liebt, schöne Kirchen, schöne Schiffe, also eigentlich jeder Mann. Die Stadt hat einen doppelten Karakter und über hunderttausend Seelen. Die Seelen stecken theils in den gothischen Häusern, theils in den antigothischen Kauffahrern. Die Seine geht wie eine große Giftader hindurch, und ihr zunächst bleicht ein Ton nach dem andern von der alten, grauen, malerischen Grundfarbe ab, während sie ihre neumodige, eintönige weiße Tünche mit ein bischen goldenem Firniß über das statt vollendete, vielmehr verstümmelte Meisterstück schwemmt. Der Geist von ehemals flüchtet bergan in die winkeligen, engen Gassen, wo ihn überhängende Giebel, geschnitzte Erker und gespitzte Thürmlein nicht lange mehr werden schirmen können. An die ehrwürdigen Kirchenhäupter rückt das zudringliche, profane Gesindel von Segeln und Masten immer näher heran, und auf den herrlichsten Rumpf einer absterbenden Kunst hat jetzt schon die junge, bauernstolze und bubendreiste Industrie ihr nichtssagendes Puppengesicht und eine Mütze aus der Pariser Fabrik gestülpt, auf den steinernen Dom

nämlich einen Thurm aus Gußeisen. An der Seine ist der Kampf längst entschieden, die neue Zeit hat dort vollkommen gesiegt und als ihre Trophäe eine glänzende Kettenbrücke aufgehängt. Eine Börse, eine Douane, ein indirektes Steuerhaus, lauter Paläste, spreizen sich auf dem dritten, nüchtern hellen Quai; Boulevards im Pariser Style sind dazwischen geworfen, und damit die ekelhafteste Affectation und die abgeschmackteste Modethorheit des Jahrhunderts vollständigst repräsentirt sei, stehen auch schon zwei Bildsäulen da, Pierre Corneille und Boieldieu, Jener auf dem Pontneuf, Dieser vor der Börse.

Mein Gasthof lag mitten im neuen Rouen, den Schloten der Dampfschiffe und den Masten der Kauffahrer gerade gegenüber; aber ein Abendgang durch die Gassen, über den Platz, wo Jeanne d'Arc verbrannt wurde, an den verschlossenen Kirchenthoren vorbei, war voll eigenthümlichster Eindrücke. Die Menschen, die mir begegneten, bildeten, im Zwielichte gesehen, eine minder störsame Staffage zu dem Nachtbilde, als ich dachte. Zumal die Weiber aus dem Volke sehen poetisch aus: ihre hohen, gewagten Mützen in normännischem Style sind eine Art gothischer Bauwerke, woran die neue Mode nur ein paar webende Bänder mehr geknüpft hat. So eine Aepfelfrau trägt ein ganzes Symbol ihrer Stadt auf der Stirne. Victor Hugo würde drei Bogen füllen mit der Beschreibung ihres Kopfputzes in allem technischen Detail und sechs mit Jeremiaden über dessen Herabwürdigung. Ich höre ihn die Worte badigeonnage, impiété, vandalisme verschwenden, bis sein Verleger, Herr Delloye

am Börsenplatze zu Paris, schier außer sich geräth über solchen Reichthum, bei dem er ein armer Mann wird. Immer zu, Hugo, wenn auch noch nicht Victor! Für unsereins auch einige Seiten! Räche die deutschen confrères an unseren gemeinsamen Erbfeinden!

Ich verließ Rouen mit aufrichtigen Seufzern, von denen einige — abscheulich, aber wahr — weniger dem Dom, als den fünfzehn Franken galten; siehe oben. Wenn ein Mensch über ein mißhandeltes Kunstwerk gerührt sein kann, warum nicht auch über eine mißhandelte Börse, zumal wo dieselbe so empfindsam ist, wie bei dem feuilletonistischen Handlungs-Reisenden? Traurig saß ich auf dem Hinterdeck des vortrefflichen, stattlichen Dampfers, „La Normandie“ geheißen. Viele Leute um mich her sahen Rouen verschwinden und freuten sich an der schönen Natur. Drei Engländer nur, meine Nachbarn auf der hölzernen Bank, unterhielten sich lieber mit einander, statt mit jener. Ihr Gespräch war Politik. „Ihr glaubt doch nicht, Sir,“ sagte der Aeltere zu dem Jüngsten, der so phantastisch aussah, wie ein Cockney nur aussehen kann, „Ihr glaubt doch nicht, daß wir diesem französischen Volke etwas lassen möchten, was uns noch in irgend einer Weise dienen könnte? somewhat in some way useful to us?“ — Lord Byron (so nenne ich den Jüngsten, weil er eine seidene Schleife à la Byron um den Hals trug, zu haben in der Regentstreet um einen Schilling das Stück), Lord Byron deklamirte von der ewigen See und von der untergehenden Sonne, von Albion und Korsika, von Napoleon und Nelson, während der Alte die Beine mit unnachahmlicher, englischer Grazie

überschlug und mit den Händen auf seinen schottisch karrirten Modesten trommelte. Der Dritte im Bunde war ein Politiker par excellence; denn er schimpfte auf little Thiers, pries our good friend Mr. Guizot, und nannte die widernatürliche „Allianz der Westmächte“ a humbug, as ridiculous as Frenchmen ever made one.

Von Rouen bis zum Havre fährt das Dampfschiff ohngefähr sechs Stunden, eine Strecke nicht ohne Reiz, mit schönen Ufern, felsig, bewaldet, romantisch und mit noch schöneren Wassersichten, Inselbildungen, Stromgängen, in immer wachsender, immer beschleunigter Entfaltung der Seine. Tancarville mit seinen heroischen Reminiscenzen, die stolze Abtei Jumièges, die Mährchenwelt von Robert dem Teufel, Caudebec und seine schöne Kirche, Quillebeuf, auf dem Wasser scheinbar schwimmend, lauter vergangene Herrlichkeiten tauchen auf, tauchen nieder; der Kiel rauscht durch das reiche Sagengebiet der Normandie wie ein mächtiger Rhapsode, mit dem Stab die tönende Wasserharfe schlagend.

Leider — nur in einer schändlichen Parenthese sei es gesagt — war die Musik an Bord gegen diese Sphärenharmonie eine bloße, abscheuliche Bierfiedelei. Und wiederum leider waren diese bloßen, abscheulichen Bierfiedler, welche nach einer unbegreiflichen Uebereinkunft in der menschlichen Gesellschaft das Recht besitzen, ruhige Bürger oder lustige Reisende, trotz aller Gegenvereine, Thierzuquälen, sie waren Deutsche, sie waren mehr als Deutsche, aus Fulda waren sie, wie der Dialekt der langen Clarinette unwiderleglich bewies. Mich schauderte. Aber nein, ist es nicht in ganzem Ernste spaßhaft, daß es fast

auf allen Dampfschiffen solche Tonwanzen gibt, die man obendrein noch zahlen muß? Ich bin kein verwöhntes Ohr, und wohl weiß ich ein leichtes Lied, eine Flöte oder Guitarre zur Wasserfahrt, Abends in freundlichem Kahne, zu schätzen, wie ich soll; nur dürfen solche Professionisten nicht den ganzen lieben langen Tag streichen, blasen und greifen, obendrein jede Note fälschend, jeden Laut zerreißend, jedes liebe oder unliebe Musikstück bis zur Unkenntlichkeit karikirend.

Dringendes Bedürfniß der Zeit ist eine Wasserpolizei gegen vagirende Musikanten; Deklamatoren werden mit eingeschlossen. Vielleicht kommen diejenigen obrigkeitlichen Personen diesem mannigfach gefühlten Bedürfniß entgegen, welche jetzo nur die Pässe der Reisenden sorgfältigst visitiren und visiren. Meine Herren, erstrecken Sie doch Ihre äußerst dankenswerthe Mühewaltung auch auf die Bässe. Ein abscheuliches Wortspiel, nicht wahr? Gut noch, daß ich nicht auf ein anderes Instrument gefallen bin.

Bei Honfleur dämmert uns eine graue, frische, kühle Meeresahnung voll entgegen. Schiffe schon von allen Seiten; sie mehren sich im Maße, als die Häuser sich mindern. Die Ufer treten immer weiter zurück. Kaum erkenne ich die malerisch geschwungenen Höhenzüge hinter Havre. Ueber Honfleur auf der äußersten Spitze der scharf abgeschnittenen Küste steht ein großes Kreuz und eine kleine Kapelle für die Dankgebete geretteter Seefahrer und für die Verzweiflung vergeblich ausschauender Wittwen und Waisen. Die Tonnen im Wasser, Meilenzeiger und Wegweiser, schwanken schon gleich Irrlichtern, aber

schwarzen, bald hoch auf, bald tief unter den Wellen. Standespersonen, insonderheit Damen von gutem Ton und öffentlichem Zartgefühl, müssen hier seekrank zu werden suchen. Der Bediente breitet dann einen Teppich auf dem Deck aus, der Steward bringt ein Kissen, der Ehemann einen Mantel, und der Freund entfernt sich, ob lächelnd oder seufzend, ich weiß nicht. Welche Gelegenheit für plastische Talente, Stellungen, Gewandwürfe, künstliche Lockenzerstörungen —! —

Havre liegt auf einem Dreieck, das in die verschlungenen Gewässer des Kanals und der Seine keck hineinragt. Wenn der Dampfer um die Jetée herumschwenkt, thut sich der Binnenhafen der Stadt gastlich auf. Langsam keucht der verschnaufende Gigant die schmale Straße in das Bassin hinauf, an Wartthürmen, Leuchten, Seebollwerken, Kriegs- und Friedensfahrzeugen vorüber. Wer noch keine ähnliche Scene gesehen hat, wird nicht eher aus dem Erstaunen kommen, bis er in das Wirthshaus „Hôtel de l'Amirauté“ tritt. Mir ging es umgekehrt. Ich wunderte mich mehr über das letztere, als über die erstere, denn jenes war eben so schlecht, als diese schön und verheißungsreich. Nur das Zimmer mit dem Blick auf das Bassin und über's Meer söhnte mich aus mit einem äußerst mittelmäßigen Mahle.

Nach einem tüchtigen Gange durch eine fremde Stadt Abends im Fenster liegen, das Weltmeer rauschen hören in langen, feierlichen Athemzügen, und dazwischen auf das kleine Geräusch der nachtdunklen Menschen zu Füßen lauschen, das ist ein Augenblick, den ich um vieles in der Welt so ganz ausschöpfen und ausschildern möchte,

schriebe ich nur für mich, zum Schreiben, nicht zum Lesen für Andere, die das hundertmal besser gelesen haben und hundertmal schlechter. Ich schweige. Es schwatzen für mich die Windfahne über meinem Haupte und der Wimpel des großen Dreimasters drüben. Seltsames Nachtgespräch das, und seltsame Nachbarn. „Gevatterin,“ klatscht die Fahne, „Ihr wißt nicht, was hier im Hause alles vorgeht, und am Lande erst und in der Stadt; ich sage Euch, es ist ein Skandal.“ — Und der Wimpel: „Als ob es besser wäre auf dem Wasser! Geht mir doch, Frau Base! Ihr seid mir auch die Rechte: immer auf einem Fleck und doch nach jedem Winde.“ — „Ei, Ihr seid ja ein recht grober Gesell.“ — „Schiffers Art, Alte.“ — „Ihr verlaufenes Volk“ . . .

Da kletterte der kleine Schiffsjunge an den Stangen und Tauen in die Höhe und schlug den Wimpel in's Gesicht, daß er still war. Er steckte die Laterne am Maste an. Ueberall funkelten Lichtlein auf, unter den großen Baumwollenballen, aus trüben Kajüten- und Hüttenfensterlein, droben am Himmel auch. Mein Kopf wäre fast eingeschlafen auf der harten Brüstung, so sanft sangen Wind und Welle gemeinsam den Träumer ein.

Seestück.

„They order the matter better in France . . ! — Das war eine gar schöne Zeit, da ein Autor seine Bücher noch so anfangen konnte, wie ein Kindermädchen seinen Sonntagsstrumpf, „neun Mal herum und dann abnehmen". Am Rande oder im Rändchen durften sie, Autor und Dienstmädchen, jeder Laune den Zügel schießen lassen, und alle Muster waren neu, willkommen, gefällig. Wie haben wir verwöhnt, erst uns, hernach das Publikum! Man weiß gar nicht mehr, wo und wie anheben, und das Ende erst! Sonst, regte das nicht schon für ganze acht Tage an, wenn Einer auf's Land fuhr wie der alte Stephan Schütze, liebevollen und freundschaftlichen Andenkens, Eierkuchen im Grünen aß, sich von den Bauern auslachen ließ und seelenvergnügt in die kleine Stadt heimkehrte? Als Student preßte man gutherzigen Tanten fünfzig Gulden ab und reiste damit vier „göttliche" Herbstwochen lang vom Rheinfall zu Schaffhausen bis an die Rheinbrücke zu Cöln, den unumgänglichen Ranzen auf dem Buckel, über jede Schulter ein naiver Stiefelfuß lugend, daheim neu besohlt; und Mainz, und Frankfurt, und Cöln, und Aachen, sie wurden mit einer Andacht begrüßt, mit einer erwartungs=

vollen, traumseligen Liebe, ach! von der uns das erweiterte, beschleunigte Leben keinen Strahl mehr gelassen hat, keinen Ton. Jean Paul hat seine Sehnsucht nach den Alpen mit in das enge Grab genommen, und der Dichter der Maria Stuart sah England und das Weltmeer nur im Geiste. Wir lesen alles, wir sehen alles, wir genießen alles; wir schämen uns, in der zweiten Kajüte oder zweiter Klasse zu fahren; wir kommen überall an, wir reisen überall ab, und für unsere niemals befriedigten Ansprüche und nirgends erfüllten Erwartungen rächen wir uns furchtbar, indem wir nun auch die unserer Leser freventlich täuschen.

Die See! der Ocean! das Weltmeer! Welche Bilder, welche Eindrücke, welche Ausdrücke! Ein großes Dampfschiff und ein kleiner Sturm! Nichts als der blasse Himmel über mir und blässere Engländerinnen um mich! Wenn ich als Junge auf dem „Weseranger" spazieren ging, Wasserjungfern warf, das heißt glatte Steinchen, die über die Spiegelfläche des Stromes hinglitten, so leicht, wie meine Gedanken, und den Bullen und Böcken nachstarrte, die höchstens von Hannöverisch Münden kamen und wenigstens bis Preußisch Minden gingen; wer mir damals gesagt hätte, ich sollte das Meer von Angesicht zu Angesicht schauen, in Havre baden, in Portsmouth landen, von Paris fortgehen, zu London eintreffen, dem würde ich gottvergessen zu Füßen gefallen sein, wenn er es gewollt! Das ist nun zwanzig Jahre her, und noch nicht einmal. Zwanzig Jahre! ist denn das ein Alter?

Der „Robert Burns" ist ein recht hübsches, großes, flinkes Dampfschiff, das von Havre Abends gegen sechs

Uhr abgeht und gegen zehn Uhr Morgens in Southampton landet. Vorne am Kiel steht ein hölzernes Conterfei seines Taufpathen, des alten, wackern Hochländers, der seine Verse wahrscheinlich auch besser gehütet hat, als seine Schafe. Oben auf dem Deck stand Einer, der um vieles in der Welt gern einen rechtschaffenen Vers gemacht hätte, der aber nicht dazu kommen konnte und in den „Aermel" der Nordsee so gleichgültig hineinfuhr' wie in den seines Schlafrocks. Und doch, die Nacht war so reich, so weich! Da lag sie, schon weit, weit hinter uns, gleich einem Nebelstreifen, die Küste von Frankreich, und die zwei stolzen Leuchtthürme von Havre funkelten wie zwei Kometen unter den bescheidenen Sternen. Kein Wölkchen am Himmel. Der Mond ging auf, nicht voll, sondern halb, schmachtend, unsicher, wehmüthig über die stille Welle hinwandelnd. Viele Menschen saßen auf dem Deck umher, plauderten, lachten, sangen. Die Matrosen tanzten den Hornpipe am Mast des Schiffes, und so oft im Dämmerlicht ein anderer Meerwanderer an uns vorüberrauschte, grüßten sie sich mit Hurrah und Halloh. Ich hatte mich hinten, nahe dem Steuer, auf den Boden gelegt. Mir gegenüber, auf einer schmalen Bank, von flatterndem Segeltuch überbaut, saß ein junges Ehepaar, Arm in Arm. Der Mann war müde und lehnte an ihrer Schulter; sie breitete um sich und um ihn ihren Schleier aus, und wenn der Wind mit dem Doppelvorhang ihrer kleinen Stiftshütte spielte, sah ich gerade in die feinen Züge, in die tiefen, offenen Augen des englischen Gesichts, wie es besorgt und zärtlich über dem in Schlummer hingesunkenen Freunde hing. Eine so innig empfundene

Gruppe! Jedes Bild hätte sie geziert. Der Steward selbst trat in ihrer Nähe leiser auf, wenn er Teppiche und Matratzen heraufbrachte. Ich fühlte, wie der kalte, garstige Neid in mir aufringelte und nach dem fremden Glücke zischen wollte. Lieber hinunter! Ich war der ersten Einer in der Kajüte. Die Matrosen stampften, sammt der Maschine, noch weidlich über meinem Kopfe umher. Allmählich kam Dieser und Jener nach, ein Bett nach dem andern wurde genommen, ein sanftes Schnarchen klang hier auf, dort wieder, und wenn ich mich — schlafen konnte ich doch nicht — aufrichtete, sah ich, bei dem schwankenden Lichte an der Decke, nichts als männliche Nachtmützen, senkrecht und wagerecht, Reisesäcke, die wie Reisende dalagen, oder umgekehrt, aber überall nur die friedlichen Bilder einer Herberge, kein Lazareth. Poseidon war über die Maßen gnädig; nicht ein Opfer aus der ganzen Schiffsgesellschaft. „She does not move a bit," sagte der Capitän sehr stolz von seinem Schiffe. Eine Seereise ohne Seekrankheit! Es wird nun denen leid darum sein, die niemals die letztere gekannt haben.

Als ich am Morgen darauf aus meinem „birth" heraus und die steile Schiffstreppe hinanstolperte, hatte sich die Scene geändert. Um das friedliche Nachtstück war ein Vorhang niedergerollt, dicht, faltenreich, schwer. Kaum daß das Auge, über den Rand des Schiffes starrend, die Woge sehen konnte, welche uns hin und her warf. Ein undurchdringlicher Nebel lag auf dem Meere. Meine Uhr wies auf vier; eine unerhörte Stunde! Niemand wach, als die Matrosen, welche das Deck abspülten und ausbürsteten, der Steuermann, wie eine Bildsäule an sein

Rad gedrückt, und ein armer deutscher Landsmann, das erste Exempel der Seekrankheit, mit verzweifelter Resignation über das Geländer gebeugt. Sollte ich zurück zu den Schlafenden drunten? Wäre es nur minder schwierig gewesen, in mein Nest hinaufzuklettern! Aber unter mir lag ein Engländer, dem ich dabei auf die Nase hätte treten müssen, und über mir ein Querbalken, an dem ich jedesmal mit der Stirne auflief, wenn ich mich in die Höhe schwang. Zudem, die Betten in der Kajüte sind nicht auf große Dimensionen eingerichtet; aus dem meinigen sah, lag ich darin, alle Zeit ein langer Fuß wehmüthig heraus, und mir gegenüber schaukelte der Bauch eines holländischen Kunstgärtners gefährlich in der freien Luft. Kurz und schmal, zwei Bretter und zwei Brettchen, eine wollene Decke und ein leinenes Kissen, um das Ganze eine bunte Gardine: das ist ein Bett auf den Dampfschiffen. Die Gardine daran ist das Wohlthätigste. Ziehet sie nicht auf, ihr könntet eine entsetzliche Isis dahinter entdecken!

Droben geblieben also! Die Matrosen jagten mich mit ihren Besen und Bürsten von einem Fleck auf den andern, der Koch warf mir Eierschalen von gestern Abend über den Kopf, der Steuermann grunzte mich an zur Antwort auf eine höfliche Frage, und am schlimmsten fuhr ich bei dem deutschen Landsmann, dem ich menschenfreundlichst den Kopf halten wollte. Er meinte, ich machte mich lustig über sein Elend; und ein Deutscher kann entsetzlich grob werden, wenn er entsetzlich schwach ist. Gekränkt zog ich mich in mein Bewußtsein zurück und dankte Gott, wie der Nebel so allgemach zerfloß, die grüne Welle

bäumend zu mir emporschlug und ein heller, voller Tag die schönen Ufer der Insel Wight in der Ferne blau anlaufen ließ. Der Kiel schoß wie eine Möve dahin. Um acht Uhr waren wir der weißen, felsigen Südküste des Eilandes schon hart nahe; durch das Glas sah man die Needles, senkrechte Spitzen, die vom Meere aufsteigen, an Helgoland erinnernd, nur eben so lichtgrau, als dieses dunkelroth. Wight hat Aehnlichkeit mit Rügen; die Südküste ist öde, während die Nordseite vortrefflich angebaut scheint. Ein Landhaus nach dem andern leuchtete aus fettem Wiesengrün zu uns herüber; Waldungen und Dörfer zogen sich am Gestade hin, und wir flogen an dem lockend nahen Bilde der ganzen Insel pfeilschnell vorüber wie an Sirenenküsten. Portsmouth bot eine andere Scene: grüne Wälle und graue Mauern am Strande, auf der Rhede prachtvolle, gewappnete Dampfer, Dreidecker, mit der stolzen englischen Flagge geschmückt, reisefertige Kauffahrer, kokette Fregatten, die auf Eroberungen ausgingen, bescheidene Friedensboote, deren eines bei uns anlegte und eine hübsche Engländerin entführte. Ich stand einen Augenblick unschlüssig, ob ich nachfolgen sollte oder bleiben. Portsmouth wäre schon des Besuches werth, sagte mein Verstand, und er wies dabei auf die „Victoria" hin, welche dicht vor mir ankerte, dasselbe Schiff, das Held Nelson zum Siege führte und das ihn zum Tode. Aber mein Gefühl hielt mich zurück. Dies Gefühl war ein tief menschliches — der Hunger. Unten in der Kajüte deckten sie den Frühstückstisch, Tassen klapperten, der Thee dampfte; welch' erquickliches Morgenopfer! Und wenn ich in Portsmouth hätte landen wollen,

so mußte ich vorerst Quarantäne in der Zollbude halten, mich durch Lastträger und Commissionäre durchfechten und vielleicht in dem ersten besten, vielleicht auch in dem ersten schlechtesten Gasthause noch stundenlang auf das harren, was am Bord des Robert Burns schon mit der Hand zu greifen war. Adieu, Portsmouth, stattlicher Kriegshafen, mit deinen Bastionen und Schleusen, großmächtige Dreidecker, und du, weltgeschichtliche Victoria, Adieu! Ich lasse euch hinter mir und versinke in der Kajüte, wo die Teller bereits bis an den Messingrand der Tafel rutschen und ängstliche Damen ihre Nachbarn fester, als just nöthig wäre, in den Arm kneipen, wenn ihr Feldstuhl einem Windstoß, einer Wellenlaune mit menschlichem Verstande nachgibt.

Durch Southampton-Water und nach Southampton bin ich essend gefahren; nächst der Ankunft des Odysseus, im Schlafe, ohnstreitig die bequemste Weise. Ich stieg erst hinauf, da das Schiff am Pier anlegte. Englischer Grund und Boden unter meinen Füßen, englischer Himmel und Steinkohlendampf über meinem Haupte! Sei gegrüßt, herrliches Albion, und verarge mir's nicht, wenn ich nicht andächtig niederfalle, deine Scholle zu küssen; habe ich doch den Tribut meiner Ehrfurcht in einer dir wohlgefälligeren Weise dargebracht, indem ich für die Passage der Brücke vom Hafen an den Strand meinen letzten Franken in meinen ersten Sixpence metamorphosirte und dir als Opfer zu Füßen legte!

Southampton ist eine sehr hübsche Stadt und sieht aus wie alle ihre Schwestern: gerade Straßen, niedere Häuser, ziegelgedeckt, mit verschlossenen Pforten, mit ver-

rammelten Souterrains, mit verhangenen Fenstern. An dieser Thür steht eine sauber gescheuerte Messingplatte mit dem Namen: John Williams, und darunter: Knock and ring, und an jener Thür steht eine sauber gescheuerte Messingplatte mit dem Namen: William Johns, und darunter: Ring and knock. An dieser Ecke steckt ein Anschlagzettel: Stick no bills, commit no nuisance, und an jener Ecke steckt wieder ein Anschlagzettel: Decency forbids. Gott behüt' dich, hübsches Southampton!

Nach einem Gang durch die Stadt eilte ich wieder in den Hafen zurück, um mein Bischen Hab und Gut aus den Fingern der Douane zu retten. Das Custom-House liegt ganz nahe am Strande und hat eine sehr angenehme Aussicht auf seelenvergnügte Lastträger und herzensbetrübte Reisende. Drinnen sitzen in olympischer Gemüthsruhe die Götter dieser Welt und frühstücken eine Stunde lang, um dann wieder eine Stunde lang zu regieren. Ich trat in den Vorhof des Allerheiligsten; meine Reisegesellschaft und noch ein paar Andere waren bereits starkzählig versammelt und harrten. Dieser Vorhof glich einer deutschen Wachtstube, wie ein faules Ei dem andern; hölzerne Bänke standen an den Wänden umher, hölzerne Pflöcke staken in der Mauer, woran die Passagiere ihre Mäntel und im Nothfalle der Verzweiflung ihre Hälse aufhängen konnten, sogar der Gestank war täuschend nachgebildet. Ich fiel malerisch auf eine Bank und mein Auge auf eine Inschrift: No smoking allowed. Diese Götter lieben den Rauch nicht wie die homerischen, und doch riecht ein schlechter Tabak wohl immer noch eben so gut, wie ein angesengter Hammelschwanz, dessen „Fett-

duft" — prächtig verdeutscht für κνίσση und als vollbackiger Hexameterschluß sehr zu empfehlen — dem alten Jupiter so über die Maßen angenehm in die unsterbliche Nase stieg.

Eine Stunde verging, es schlug zwölf. Um halb eins ging der Eisenbahnzug nach London, auf den ich gerechnet hatte. Kein Gedanke mehr daran. Ich gerieth in eine gelinde Wuth. Mein Nachbar goß Oel in's Feuer, indem er mir die Vortrefflichkeit vaterländischer Institutionen auseinandersetzte. „No country," sagte er, „like England, for travelling, I mean." — Ich starrte ihn an, weil ich es für ungeheure Ironie nahm. Ganz im Gegentheil. „Hier brauchen Sie," fuhr der Patriot fort, „keinen Paß; nicht eine Seele wird Sie darnach fragen. Und dann, der Zeitgewinn! Pooh, unsere Railroads! Time is rather a precious thing in England, Sir!" Diese Naivetät — nein, der lange Mensch mit seinen lederfarbenen Gamaschen, Rockschößen und Hängebacken, ich hätte ihn küssen mögen! Erklärt mir, wie kostbar die Zeit sei und wie rasch die Menschen reisen, während wir, ein halbes Hundert vielleicht, nun schon eine Stunde lang auf einen Einzigen warten, der frühstückt, statt seine Schuldigkeit zu thun.

Murrende Stimmen wurden laut, französische Flüche und deutsche Klagen; nur die Engländer rührten sich nicht: „He is at breakfast" und „He will soon be down," das war alles, was die bestürmten Götter inferioris ordinis zur Antwort gaben. Endlich klirrt der Riegel, das Pförtchen knarrt — ein Gesicht und eine Hand werden sichtbar. Das Gesicht war feuerroth wie der Porter in

abstracto und schneckenfett wie ein Roastbeef in concreto. Die Hand hielt ein ellenlanges Register, gleich dem Leporellos. Nachdem der Mund noch einige wiederkäuende Bewegungen überstanden hatte, that er sich weit auf und rief etwas, was keine Seele verstand, was aber vermuthlich einen Namen, irgend einen aus dem Leporelloregister, vorstellen sollte. Ein allgemeiner Schrei war die Antwort. Die Engländer, auf ihre Lokalkenntniß gestützt, drängten vor, der Pforte zu, die Franzosen fluchten wieder, die Deutschen klagten wieder — meine edle, liebe Nation! — und der Kunstgärtner aus dem Haag lag auf der Bank und schlief, sein Bäuchlein herausfordernd in das Weite gekehrt. Ein Mensch, ein Einzelner, Einziger, Beneideter, Bewunderter schlug sich durch die Menge, zwängte mit Lebensgefahr seinen Leib in die Thürspalte, schrie dem Gesichte zu, lauter als alle übrigen Schreier: „Here I am!“ und das Gesicht verschwand und der Mensch verschwand, und der Riegel klirrte und das Pförtchen knarrte. Ein fürchterliches Gelächter, halb Hohn, halb Verzweiflung, schlug an die Wände der Zollbude; sie konnten nicht erröthen, ach! sie waren vor Scham schon lange ergraut. „No country like England,“ sagte mein Nachbar wieder, „there is such an ordre in business.“

Lieber Leser, neunundvierzig Male sah ich das Porter Roastbeef- und Compagnie-Gesicht aus der Thürspalte lugen, neunundvierzig Male hörte ich das Pförtchen gehen, den Riegel klirren, neunundvierzig Namen — Gott weiß, wie ausgesprochen — tönten gleich der Posaune des jüngsten Gerichts an mein Ohr, neunundvierzig Menschen, Männlein und Weiblein, verschwanden,

einzeln, beneidet und bewundert, vor mir, und — ich saß noch immer an meiner alten Stelle. Einige Male wohl klang etwas, wie mein „werther“ Name aus der Thür-spalte; aber wenn ich hinzustürzte, war schon ein Anderer da, und ich sah meine Sonne, das Gesicht, hoffnungslos wieder versinken. Es ward Mittag, es ward Nachmittag, es ward Abend; Stunden gingen und kamen, Schubkarren mit Koffern und Nachtsäcken fuhren draußen ab, und — ich saß noch immer an meiner alten Stelle. Mein Karakter zeigte sich in seiner ganzen, echten, deutschen Bedeutung; statt immer unmuthiger zu werden, ward ich immer muthiger — denn unser Muth ist die Geduld —, und voll jener großartigen Resignation, die nur ein deutscher Poet kennt, streckte ich mich auf die Bank, zog meine Schreibtafel heraus und entwarf die Skizze zu einem Gedicht: „Des Wanderers Heimkehr.“

Endlich, zum fünfzigsten Male, war keine Wahl mehr. Das Gesicht streckte sich weiter heraus als gewöhnlich, zu sehen, ob außer mir vielleicht noch Jemand existire, unter dem Ofen vielleicht, und da dies leider nicht der Fall war, wandte es sich holdselig mir zu: „Walk in, Sir.“ — Ich that so. — „You are of the India-Steamer?“ — „No, Sir.“ — „You are not?“ — „I am not, Sir.“ — Zu bemerken nämlich, daß eine Stunde vor uns ein Dampfboot aus West- oder Ostindien eingelaufen war, dessen Passagiere gleichzeitig mit uns, natürlich nur viel sorgfältiger, durchsucht wurden. Der Zöllner schmeichelte mir augenscheinlich, wenn er annahm, ich müsse aus Indien kommen. Du lieber Gott, es sah weder meine Wange so aus, als ob eine wärmere Sonne, denn die

Studierlampe, sie beschienen habe, noch mein Koffer, wie wenn er Contrebande enthalten könnte, vorderindische Shawls oder hinterindische Gewürze. Der Zöllner war ein kleiner, kurzer Mensch. Dies erklärte mir vieles, zum Beispiel, daß er mich bis zuletzt aufgespart hatte; nun, er wollte an mir sein Müthchen kühlen — weil er mich nämlich nicht leiden mochte — weil ich nämlich sehr lang bin. Wir maßen uns mit zwei Blicken, und ich lachte. Verwünschte Gewohnheit, das! Hat mir schon oft geschadet!

„Your name, Sir?“ — „Mr. ***“ — „How, Sir?“ — „Mr. ***, Sir.“ — „Do not understand, Sir.“ — Ich faßte in meine Brusttasche, eine Karte zu holen, aber es war keine mehr darin. So schrieb ich ihm den Namen auf; er besah sich die Züge genau, eine Minute lang mit bloßem Auge, eine andere Minute lang durch die Brille. Dann sagte er äußerst ruhig: „Cannot read, Sir.“ — Er schüttelte den Kopf, ich schüttelte den Kopf. Dann suchte ich auf seiner Liste meinen Namen und in dem Speicher meine Effecten. „I called that name before,“ murrte er, auf das für meinen Namen gemeinte Logogriph tippend. — „Perhaps you did, Sir, but it is not mine.“

Mein Koffer stand offen vor ihm da, wie ein unschuldiges Gewissen; der Nachtsack sperrte sich noch, und die Hutschachtel — ach, aus deutscher Pappe, mit deutschem Buntpapier verklebt, mit deutschem Band zugeknüpft — sie seufzte unter den verächtlichen Handgriffen eines englischen Unterzöllners. Wie diese beiden Menschen eine halbe Stunde lang wenigstens in meinem Eigenthum

umherwühlten, meine Mappen aufrissen, meine Wäsche entfalteten, in jeden Stiefel schielten und an jeder Tasche rochen, nämlich ob Cigarren darin seien, Briefe auf die Erde streueten, nach versiegelten zu spähen, und Bücher ausklopften, der möglichen Einlagen wegen — diese Scene zu schildern, „Decency forbids.“ Ich stand dabei, wie Gil Blas unter den Räubern, wie Robinson unter den Wilden, wie irgend ein Held unter irgend welchen Ungeheuern; ich stand, sah und — schwieg. Vortreffliche Gewohnheit, das! nur etwas mühselig zu erwerben, namentlich außer Deutschland!

Als mein Schubkarren und ich am Eisenbahnhof anlangten, war der letzte Train nach London so eben abgefahren; ein Umstand, welchem das „Great Family-Hotel“ zu Southampton eine halbe Guinee verdankt und der Leser dieser Zeilen eine halbstündige — ob Langeweile, ob Unterhaltung — weiß ich nicht. Beides war wenigstens nicht im Vergleich zu dem, was ich an beidem ertragen.

Ein Tag in Heilbronn.

„Um das Rhinozeros zu sehen, beschloß ich, nach Heilbronn zu gehen." Gellerts Fabeln mit Variationen.

Das bin ich nämlich dem geneigten Leser zu sagen schuldig, daß dieses Rhinozeros seines Zeichens ein

See-Tiger

war. See-Tiger! Welcher Reiz in dem Namen! Ein aus Weltmeer und Wüstenwelt phantastisch gemischtes Bild! Ein Seitenstück zum Löwen der heurigen Saison, zum Flußpferde in Regents-Park!

Ellenlange Zettel klebten an allen Straßenecken von Stuttgart, worauf das Gemälde des See-Tigers zu sehen war, in einer Attitude vor seinem Wärter dargestellt, wie Carlotta Grisi vor Perrot, anmuthsvoll sich wiegend auf wellenförmig gekrümmtem Schweif, die schwimmhäutigen Flossen gleich liebenden Armen zärtlich ausgestreckt, begabt mit einem Paar treuer, großer Augen und mit zwei Reihen Zähne, die für Perlen freilich zu stark, für einen Tiger jedoch außerordentlich bescheiden und civilisirt sich ausnahmen. Darunter stand die Beschreibung: „Der See-Tiger kommt direkt aus Neuholland,

mißt 5′ 3″ rheinisch vom Kopf bis zum Schwanz, und eben so viel umgekehrt, zählt erst fünf Lenze, besitzt noch seine vollkommenste Unschuld, moralische wie politische, kleidet sich halb in Fischschuppen, halb in Tigerfelle und genießt nichts als Seefisch, also täglich zum Frühstück drei Dutzend Austern, zu Mittag sechs Pfund Steinbutt, zur Jause etwas Leichtes, wie z. B. einen marinirten Aal, und zum Nachtmahl eine Portion Rheinsalm, abwechselnd à la hollandaise, au naturel oder en matelote. Das Wasser lief mir bei diesem see-tigerlichen Menu im Munde zusammen, und in wehmüthiger Erinnerung an den Rocher de Cancal und Wilkens Keller rief ich aus: „Wenn ich nicht ein deutscher Schriftsteller wäre, möchte ich wohl ein europäischer See-Tiger sein.“ So viel stand fest: ich mußte ihn essen sehen, seinem Diner assistiren, im Styl der guten alten Zeit, wo große Herren bloß Zuschauer, nicht Schmarotzer an ihrer Tafel hatten.

Gemäßigte Leute würden unstreitig die angekündigte Ankunft Seiner see-tigerlichen Majestät in der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart abgewartet haben. Ich vermochte das nicht; ich hielt es für schicklich, Allerhöchst Derselben bis an die Grenzen des Königreiches Würtemberg entgegen zu eilen, und meine alte Leidenschaft für wilde Thiere, welche ich der freundlichen Leserin erröthend gestehe, ließ sich keinen Aufschub gefallen. Auch, so dachte ich bei mir selbst, bin ich schon so manchem zahmen Menschen meilenweit nachgelaufen, um enttäuscht, wenn ich ihn gefunden, und verdrießlich, wenn ich ihn verfehlt, wieder umzukehren; warum sollte ich nicht einmal einem wilden Thiere zuvorkommend begegnen?

Daneben hatte ich noch einen anderen Grund, der mich zu der Fahrt nach Heilbronn nöthigte, einen nützlichen neben dem schönen. Ein hessischer Löwe, welcher mich in meiner schwäbischen Villeggiatur zu Kannstadt besucht, eilte heim, und diesem gab ich bis Heilbronn ein höfliches Geleite. Nicht ein solcher hessischer Löwe, wie er auf den seligen guten Groschen stand, die mir allmonatlich — ach! in sehr beschränkter Anzahl — der Gymnasialdiener brachte, auch kein solcher hessischer Löwe, wie er auf meinen ministeriellen Verweisen und Disciplinarstrafen ein gestempeltes Maul gegen mich aufriß; nein, weder ein Felis leo argenteus, noch ein Felis leo zopfatus, sondern ein echter Löwe, ein Lion von Kassel, Felis leo politico-litterarius war es, der mich überrascht hatte: der Führer der Linken in der hessischen Kammer und Redacteur der neuen hessischen Zeitung, mein guter alter Jugendfreund und Corpsbruder, Fritz Oetker, eben „aufgelöst" aus dem Ständehause kommend und kaum an meinem trostreichen Herzen nothdürftig wieder etwas gesammelt.

Selbigen Löwen zu meiner äußersten Linken (dahin gehört er), und meine Frau am rechten Arm, das Bildniß des See-Tigers vor Augen und im Herzen, bestieg ich bei einer Hitze von 25° R. im Schatten den Eisenbahnwagen, welcher zu der glücklich gewählten Mittagsstunde, zwei Uhr, einige hundert Menschen, in einigen Fuß Länge und Breite räumlich zusammengefaßt, mit absoluter Geschwindigkeit von zwei Meilen per Stunde, aus der Hauptstadt in die ehemals freie Reichsstadt zu befördern sehr geeignet ist. Ich verrathe nichts von den unterwegs vorkommenden Natur- und Kunst-Schönheiten, nicht bloß,

weil ich solche nicht gesehen, — was wäre das für ein elender Grund für einen vielgewanderten Mann — sondern auch, weil ich mir vorgenommen, sie rückwärts erst zu sehen und zu verrathen. So ersetze denn ein tiefsinniger, spannender Gedankenstrich die Strecke zwischen Stuttgart und Heilbronn. —

Gegen 4 Uhr langten wir in Heilbronn an. Frau und Freund, welche Beide mehr Sinn für einheimischen Kaffee, als für ausländische Thiere zu äußern die Geschmacklosigkeit hatten, führte ich in das Gasthaus zum „Falken“. Ich eilte in das Hôtel, in welchem der See-Tiger abgetreten war und täglich von 6 Uhr früh bis 6 Uhr Abends für den Spottpreis von 12 Kreuzern zu sprechen sein sollte. Nach Art großer Herren, welche incognito reisen, hatte Höchstderselbe eine kleine Herberge für sich erkoren; man könnte sie sogar, ohne ihr wehzuthun, vielleicht eine Kneipe nennen. Der Hausknecht, den ich um die Adresse des See-Tigers mit angeborener Artigkeit ersuchte, wies mich nach vielfältigem Hin- und Herfragen, wobei ich mein gutes Hochdeutsch in's beste Schwäbisch zu übersetzen beflissen war, endlich in das Hinterhaus, einen langen Gang rechts, dann eine kleine Stiege links, dann wieder rechts, in Nummer dreizehn.

Abergläubisch war dieser See-Tiger nicht; wie mag ein großer Herr auf Nummer dreizehn wohnen?!

Ich schüttelte den Kopf.

Ich klopfe an.

Keine Antwort.

Der Schlüssel steckte; folglich war er zu Hause; auch klebte seine Karte, mehrbesagter Zettel, an der Thür.

Ich klopfe noch ein Mal.

Dumpfes Brummen, mir ein wundervoller Laut, die einzige Antwort.

Ich klopfe zum dritten Mal.

„Yes!“

Der See-Tiger sprach englisch, ich fühlte mich beruhigt, wiefern ich ohne Prahlerei sagen darf, in dieser Sprache stärker als in der neuholländischen zu sein, also des zeitraubenden und geisttödtenden Dolmetschers entbehren zu können.

Einen Druck auf die rostige Thürklinke und ich trete ein.

Lieber Leser! Noch liebere Leserin! Solch' ein Bild haben Sie in Ihrem liebsten (hoffentlich nicht allzulangen) Leben noch nicht gesehen, wie ich von der Schwelle aus mit einem erstaunten, ich vermuthe sogar eher einfältigen als seelenvollen Blick in das kleine Cabinet vor mir eines umfaßte.

Den ersehnten See-Tiger fand mein Auge allerdings nicht, wohl aber eine rührende Familienscene, ein Bären-Stillleben, ein Intérieur, dergleichen mein berühmter Freund Biard in seinen grünen Grönlands-Gemälden so prächtig wiederzugeben weiß. „Waschbären im Wasser“ oder „Eisbären bei der Toilette,“ so hätte der Catalog darunter schreiben können. Der alte Eisbär stand eingeseift, das Rasirmesser in der Rechten, vor einem am Fenster aufgehängten Hohlspiegel, der sein furchtbar-schönes Bild in colossalen Verhältnissen zurückwarf. Die leider ebenfalls alte Bärenmutter beugte sich wie eine Pythia, in einem Winkel von 48 Graden über einen dreifüßigen Waschtisch im Hintergrunde. Der Mittelpunkt wimmelte von hoff-

nungsvollen Bärlein beiderlei Geschlechts und allerlei Größe, die zwischen Hutschachteln, Nachtsäcken, Reisehandbüchern, Badeschwämmen, Gummischuhen, Haarbürsten und ähnlichem Beiwerk lustige Purzelbäume schlugen. Ein Alkoven, von einem im Luftzug leise wallenden Vorhange verhüllt, schloß in einer etwas schmutzigen Grundirung, mit mehr Löchern als Falten, das meisterhaft componirte und gruppirte Bild.

Der Bärenpatriarch trat mir nach einem kühnen Strich über seine linke Wange, mit dem Messer in der Hand, noch mehr verwundert als ich, einen großen Schritt entgegen.

„What do you want, Sir?“ (forte).

— Beg your pardon, Sir, if I interrupt you. (piano).

„To be sure, you do interrupt, Sir“ (crescendo).

— I only want to see your Sea-tiger (mezza-voce).

„What do you want to see?“ (fortissime.)

Ich deutete sanft auf den Alkoven, hinter welchem, als im Allerheiligsten, ich mein Götzenbild vermuthete.

Himmel! wie starrte mich der Bärenvater an! Seine ungleich bessere Hälfte schrie, indem sie ein nasses Handtuch in antiker Gewandung um ihren mütterlichen Busen warf: „Bless me, this must be a madman!“ Und aus dem Alkoven drang ein spitzer Sopran: „Oh Lord, what a horrible place this is!“ So spricht nur eine altenglische Miß, kein neuholländischer See-Tiger. Inzwischen gesticulirte der Eisbär mit beiden Fäusten und seinem blanken Stahl in der einen, vor meiner verwirrten Physiognomie herum. Die Eisbärin schüttelte sich vor Entsetzen, daß sie träufelte. Die jungen Bären brummelten

und fielen durcheinander. Ich stotterte statt einer Entschuldigung gelinden Unsinn, zwischen Hausknecht und See-Tiger mich verwickelnd, zog den Zettel aus der Tasche, hielt ihn schirmend vor mein bedrohtes Angesicht, suchte einen ehrenvollen Rückzug, fand rückwärts die Thüre nicht und mich erst unten wieder, die eisbärliche Gestalt über das Treppengeländer noch hinter mir erblickend.

Im Hofe stand der verfl — Hausknecht. Ueber den fiel ich her, wie ein Tiger, aber nicht wie ein humaner See-Tiger, nein, wie ein gereizter bengalischer Land-Ditto. Der Wirth erschien, mit ihm endliche Aufklärung. Auf dreizehn hatte allerdings der See-Tiger gewohnt, jedoch nur bis gestern Abend. Heute früh war er, in Folge höherer Einladung, abgereist, so was man sagt polizeilich ausgewiesen, und zwar, gleich manchem „politischen“ Flüchtling, Schulden halber! Die Engländer hatten, vor wenig Stunden angekommen, seinen Platz eingenommen. Der Wirth, — ordinäre, reactionäre Seele du! — schimpfte hinter dem gemaßregelten Märtyrer auf echt spießbürgerliche Weise drein. Er behauptete sogar, es sei ein gemeiner Seehund gewesen (Phoca communis) ohne tigerhafte Spur, und er habe nichts zu fressen gekriegt, als Frösche, „sogar die nicht satt“.

Ich ging hinaus und weinte bitterlich.

* * *

Heilbronn ist, obgleich eine ehemals reichsunmittelbare Stadt, dennoch — ohne See-Tiger, nur mit einigen Löwen — mittelbar langweilig. Wenn man aus dem Gasthof zum „Falken“ herausguckt, liegt unter Einem der

Marktplatz, links eine Kirche, gegenüber das Rathhaus, rechts gar nichts, es sei denn, daß man um die Ecke sehen kann. Das Rathhaus ist Löwe Nummer eins. Der Lohnbediente fordert alle Fremdlinge auf, eine Stunde lang an der Façade hinaufzuschauen, bis die Glocke der Stadtuhr schlägt. Dann stoßen nämlich zwei Böcke, die in vergoldeter Plastik über dem Werk prangen, ihre gehörnten Häupter, so oft wie der Stundenschlag ertönt, hart gegeneinander, und eben so oft öffnet und schließt ein goldener Hahn sein Flügelpaar. Unstreitig ein lehrreiches Schauspiel. Der Lohnbediente erklärte uns auch die Symbolik des Hahns, als durch welchen die Wachsamkeit eines Ehrsamen Stadtraths in reichsunmittelbarer Vorzeit bildlich hätte angedeutet werden sollen. Für die Böcke wußte er keine andere Auslegung, als die kühne Conjectur, der erste regierende Bürgermeister sei vielleicht ein Schneider gewesen. Ueberhaupt sprach er nicht gern von diesen nützlichen, aber bei ihm in üblem Geruch stehenden Hausthieren. Er hatte eine Malice auf sie, seit ihm einmal ein sehr vornehm angethaner, mit Extrapost reisender, nur Französisch redender Herr, den er pflichtmäßig auf das schöne Kunstwerk aufmerksam gemacht, indem er, der Zeichensprache sinnreich sich bedienend, unter höchst ausdrucksvollem Gemäcker mit dem Kopf gegen ihn angelaufen, statt eines Trinkgelds eine Ohrfeige verabreichte. „'s ischt e Schneider-Meischter aus Berlin gewe', ond sell hatt' ich ebn net gewuscht", seufzte der beleidigte Cicerone.

Im Inneren des Heilbronner Capitols wird gewissenhaften Reisenden das Archiv gezeigt, worin durch einen

unglücklichen Brand um die Mitte des 16. Jahrhunderts die wichtigsten Urkunden und Handschriften verloren gingen. Diesen Verlust hat indessen das schreibselige Regiment der Neuzeit vollständig ausgeglichen, so daß unter seinen Actenstößen die wenigen, erhalten gebliebenen Denkmale des Mittelalters, Urkunden von Kaiser und Reich, päpstliche Bullen, ritterliche Schutz- und Fehde-Briefe, Autographen des Götz von Berlichingen, des Franz von Sickingen, des Ulrich von Hutten und anderer berühmter Zeitgenossen gänzlich verschwinden.

Jener, der Mann mit der eisernen Hand und dem eichenen Herzen, lebt in Stadt und Umgegend noch in frischem, persönlichem Andenken. Dicht bei Heilbronn steht, malerisch schön, geschichtlich ernst und ehrwürdig, der Götzenthurm, Löwe Nummer zwei. Dort saß Götz in der Pfingstnacht 1519 gefangen. Nach dieser bösen Nacht ward er mehrere Jahre in der Herberge zur Krone, die aber nicht mehr existirt, „confiniret“. Die eiserne Hand schreibt darüber in ihrer Autobiographie: „Von des Herzogen von Wirtemberg wegen bei virthalb Jahr zu Heilbrun gefangen gelegen; hab das Meyne daselbst verzehrt und ihm geld dazu müssen geben.“

Außer Schwabens letztem Ritter hat auch noch die erste Hellseherin Schwabens, das Käthchen von Heilbronn, ihr Denkmal in den Mauern der alten Reichsstadt. Unweit von dem städtischen Schlachthaus, gar stattlich mit seinem dorischen Säulengang sich darstellend, dicht neben dem großen Siebenröhrbrunnen steht — Löwe Nummer drei — das Haus, welches der wackere Waffenschmied, Käthchens Vater, bewohnt hat. Noch zur Stunde

ist's eine Schmiede, deren heutiger Meister, eine derbe Gestalt, ein derber Humor, sprechend ähnelt dem berühmten Ahnen, wie ihn Kleist gemalt, Holbein überkleistert hat. Aber das Käthchen ist verschwunden, und ihr „hoher Herr“ desselbigen Gleichen. Ein „heimliches Gericht“ üben die Mägde wohl noch aus am Siebenröhrenbrunnen, wo Käthchen geschöpft und geträumt hat. Die heutigen Jungfrauen von Heilbronn haben keine magnetischen Gesichte mehr, sie schlafen auch nicht unter dem Fliederbusch; sie gehen in die Actienbrauerei, in die Harmonie, in die Volksversammlungen und Turner= (statt Turnier=) Spiele!

Sonderbarer Wechsel der Zeiten, der Ereignisse, der Erscheinungen! Nahe bei dem Götzenthurm der Eisenbahnhof: main de fer, chemin de fer, buchstabirt oder calembourgisirt hier die Weltgeschichte. Die alten Ringmauern fallen, die alten Gräben werden mit deren Schutt ausgefüllt, die alten krummen Gassen, die alten Spitzbögen und Erker, sie gehen auf in der abscheulichen, glatten, sich breit machenden Geradlinigkeit der neumodischen Ein=, All= und Un=Form. Fabriken haben die Werkstätten ersetzt, in denen Bier und Papier, Messer statt Schild und Schwert, Schrot und Tabak erzeugt wird, und an die Stelle der Ritterschlösser um die Stadt treten Landhäuser der industriellen Großmächte. Was ehemals ein Gotteshaus gewesen, dient jetztunder als Magazin, und nur in einem Stücke, in der geschmacklosen Verbauung der Hauptkirche zu Sanct Kilian, sind alle Jahrhunderte, vom dreizehnten bis zum neunzehnten, sich treu und gleich geblieben. Sonst erhielt sich nichts in Gestalt und Wesen,

nicht einmal die Natur. Der Neckar fließt jetzt unmittelbar an der Stadt vorüber, während er vormals in ansehnlicher Entfernung von ihr sich gehalten, wie aus einer sehr interessanten Ansicht der Stadt, wie sie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gewesen, auf dem Rathhaus deutlich zu erkennen ist. Kanäle, Schleusen und Dämme haben dem Fluß ein anderes Bett angewiesen und ihn erst kriegerischer Vertheidigung, dann friedlichem Verkehr mit und ohne Dampf dienstbar gemacht. So spiegelt sich in Geschichte und Bild dieser einen Stadt der ganze deutsche, ja menschliche Makrokosmos in seinem steten Wechsel, in seiner wechselnden Stätigkeit ab. Von Kaiser Karl erbaut, von dem Würzburger Krummstab, vom Dreschflegel des fränkischen Bauernkrieges und vom französischen Schwert bald zerstört, bald erobert, dem Reichsadler unterthänig und dann an den württembergischen Hirsch abgetreten, hat Heilbronn an allen geistlichen und weltlichen, monarchischen und republikanischen, kriegerischen und friedlichen, politischen und industriellen, constitutionellen und revolutionären Bewegungen und Schicksalen Theil genommen, Theil gehabt. Das Auge, welches von der grünen Höhe des nahen Wartberges herab, über anmuthige Rebenhügel und Waldungen hinweg, mitten in das Herz zweier deutschen Reichskreise, des schwäbischen und des fränkischen, auf den obern und untern Neckar, von den blauen Vogesen bis an den blauen Donnersberg schaut, es umfaßt in demselben Blick eines der schönsten Rundbilder deutscher Natur, eines der inhaltsreichsten Relief-Bilder deutscher Geschichte.

Ueber unseren geschichtlichen Wanderungen durch Heilbronn ist es Abend geworden, ein klingender, strah-

lender Sommerabend. Wohin zog der Glockenton des Vespergeläutes, das geisterhafte Wehen des ausathmenden Tages, wohin, wenn nicht an die nahe Wiege der Geister, in das Thal der Geschichte, gen Weinsberg? Der Freund aus dem Norden durfte nicht scheiden, ohne dem berufensten Seher des Südens in das lichte, ach! und doch immer tiefer verschleierte Auge geblickt, ohne die Zinnen der Weibertreue begrüßt zu haben.

Langsamen Schrittes, an duftig heimkehrenden Oehmd-Wagen vorüber, pilgerten wir die Straße hinauf, welche in vielgeschlängelter Windung, immer durch Rebengelände hin von Heilbronn nach Weinsberg führt. In weniger als einer Stunde hielt, nachdem er die steile Stadt durchkrochen hatte, der Wagen am Wirthshaus zur Traube, dem gegenüber, aus dunklem Laubesschatten, der gastliche Giebel des Kerner'schen Hauses winkt. Wir steigen aus. Unsere erste Frage ist nach dem „Doctor", unter welchem Titel jedes Kind, Meilen weit in der Runde, unsern Justinus Kerner kennt und liebt.

„Verreischt," antwortet der Hausknecht, „er, ond d'Frau au'!"

Kein See-Tiger, kein Dichter, — point de bête, point de poète, — eine Täuschung in Heilbronn, in Weinsberg eine Täuschung! „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo ihm ein Donnerwetter näher ischt als sonscht!"

Da standen wir, unter Gottes freiem Himmel, der sich schon dämmerhaft zu umziehen begann, zwischen dem leeren Hause meines lieben Justinus und dem vollen der goldenen Traube. Fern jagte der vor der Frage leicht-

sinnig heimgesandte Fiacre den Berg hinunter, und zu unseren Füßen lag der schicksalsschwangere Nachtsack, womit wir der Frau Kerner unsere bescheidenen Absichten auf ihre weltbekannte Gastfreundschaft, bester Aufnahme gewiß, fein zu verstehen geben wollten. Der Kerner war nicht da, der Kärrner war fort. Was thun? wohin nun? Nuit blanche machen, die Weibertreu bei Mondenschein betrachten, Kerner's Haus wenigstens besuchen, da der Herr nun einmal nicht zu haben war, und dann in Gottes Namen nach Heilbronn zurückkehren; so lautete mein Vorschlag. Er wurde, nach kurzer Debatte, angenommen. Also mit Todesverachtung auf Kerner's Thür los!

Mit der Abwesenheit hatte es, leider, leider, seine volle Richtigkeit. Justinus und Frau Riekele waren seit Monden schon ausgeflogen. So gastfrei ist jedoch die Sitte dieses von vielen hundert fahrenden Sängern und neugierigen Wandersleuten jahraus, jahrein besuchten Hauses, daß, selbst wenn der Herr nicht darinnen weilt, dem Anklopfenden aufgethan wird. Wir schreiten hinein und umher, ich in wohlbekannten, vielgeliebten Räumen den Führer der kleinen Gesellschaft abgebend. Da war die Dichterzelle: Stöße von Druckpapier bedeckten den Boden, bestimmt, die köstlichen, kleinen Zeitgedichte aufzunehmen, die Kerner als fliegende Blätter dann und wann in den Sturm der Welt hinausstreut. Oben im Fremdenzimmer Lenau's Bild, von weiblicher Hand vortrefflich gemalt, der dunkle tiefe Kopf auf einem dunklen Gewitterhimmel sich abhebend. Gerechter Gott! Hatte die schöne Seele, die auf Leinwand den Freund und sich selbst abspiegelte, hatte sie eine Ahnung von den Wolken,

welche jene hohe Stirn umnachten, jenes geisttrunkene Auge auf ewig, ewig eintauchen sollten in die gräßlichen Schatten des Irrsinns!?

Dort am Fenster saß er, wie oft, wie oft, die selten erlöschende, kurze Pfeife im Munde, ein beredtes, schmunzelndes Lächeln unter dem überhangenden Schnurrbart versteckt, nur zuweilen am Gespräche theilnehmend, aber dann immer mit Worten, die in tiefem Vollklang aus tiefstem Herzen quollen, und wenn wir recht munter waren, mit der Geige unter uns herumwandelnd. Um ihn ein Kreis von einheimischen großen und schönen Namen: Strauß, Uhland, Schwab, Pfizer, Mörike, wer eben sich eingefunden, Emilie von Reinbeck, des Bildes Schöpferin, und ihr würdiger Gatte, Emma von Niendorf, Agnes Schebest, und fast täglich neue, fremde Gäste aus allen deutschen Landen, Königstöchter und wandernde Künstler, alles bunt durcheinander. Im Mittelpunkte der weiche, freundliche Kopf Kerner's, mit der gewölbten Stirn, den hellbraunen Propheten-Augen, die so lang in den Urquell des geistigen Lichtes und in das mitternächtige Dunkel göttlicher Geheimnisse gestarrt haben, daß ihre natürliche Sehkraft fast erloschen ist, mit dem behaglichen Munde, der nur Laute der Liebe, des Willkommens, des Segens für alle Welt hat; mit der runden Gestalt, die ihr priesterlich weites Hausgewand mit bequemer Würde trug. An seiner Seite, Baucis neben Philemon, die unzertrennliche Gefährtin, sein Rickele, des Jünglings Liebe, der wir alle die wunderbaren Liebeslieder schuldig sind, des Mannes Glück, des Greisen Trost, das beste seines Lebens und seines Ruhmes, das sinnige, innige Schwaben-

kind, das rechte, echte Dichterweib. So saßen sie beisammen, in heißen Sommertagen in der kühlen Gartenlaube oder im noch kühleren Gespensterthurm, am stillen Herbstmorgen in der offenen Galerie, welche die eine Seite des Hauses leicht und luftig umfaßt, an langem Winterabend um den runden Tisch und die gesellige Lampe des Gastzimmers. Die wunderlichsten Gegensätze, äußere wie innere, die scharfe Freidenkerei des Verfassers vom „Leben Jesu" und der ehrliche, muthige Gespensterglaube des Biographen „der Seherin von Prevorst," schwäbische Lyrik und norddeutsche Kritik, welche nur Immermann ohne Pietät hier ausgeübt hat, schlichte Bürgerlichkeit und feinster Weltton, Patriarchenthum und Modeleben, — es stimmte alles zusammen, es klang und ging versöhnt miteinander, sobald der zauberhafte Bann dieses seltenen Kreises bedeutender, reiner Menschen die Unterschiede umfaßt hielt.

Ach, wo sind sie geblieben, die Gäste, welche hier gesessen, gesonnen, gesungen? Nicht eine Geisterhand, aber die Hand des Lebens, der unerbittlichen Wahrheit hat in den grünen Kranz der Dichter und der Dichtung gegriffen, theuere Blüthen desselben langsam zerpflückt, andere hinausgeworfen in den Wirbel der Welt. Schweigen, nächtliches Schweigen ruht auf dem verödeten Hause, welchem Herr und Herrin fehlen. Im Garten singen die windgeschüttelten Büsche ein leises Lied von Scheiden und Sterben. Durch das offene Fenster nickt die Rebe im ersten Mondenlicht geisterhaft herein. Vergangener Stunden gedenke ich, die ich hier gelebt, verlorener Menschen, die ich hier geliebt: — eine Thräne ihrem Gedächtniß!

Rasch abgeschüttelt den klaren Tropfen und die trübe Stimmung! Es liegt noch ein steiles Stück Weg vor uns bis auf den Berg der „Weibertreu“. Ein Bild des Lebens, wenn wir droben sind, ist das Ziel — eine Ruine!

Wir steigen durch Kerner's Garten. Links die alte Kirche mit ihren Rundbogen, ihrem breiten Thurm, ihrem langen Schiff; ein dichter Schatten auf unserem, schon mondbeglänzten Pfade. Mit jedem Schritt verengt sich dieser, Weinberge und Mauern fassen die schmalen Stufen ein. Eine Viertelstunde, und wir stehen in der alten Burg, deren verfallende Trümmer Kerner gerettet, mit verschwendender Dichterhand der Gegenwart wiedergeschenkt hat. Am Fuße des Bergkegels blinken die Lichter der Stadt Weinsberg. Nebel gaukeln über dem Neckar. Ein spätes Posthorn ruft von der weißen Landstraße herauf, als wollte es die Geister der Weiber von Weinsberg erwecken. Im „Verließ“, das Kerner in ein trauliches Gemach verwandelt hat, nach oben offen, mit vier Fenstern in den dicken Mauern, setzten wir uns rastend auf die steinernen Bänke nieder. In den Fenstern schwirrte und summte die Nachtluft durch die Aeolsharfen, welche Justinus hier wundersam passend angebracht hat. Jene Stimme, die in dem engen Umkreis des häuslichen Herdes viel zu früh verstummen gemußt, warf ein paar von ihren unvergleichlichen Lauten in die tiefe Einsamkeit, in die hoch aufhorchenden, nachhallenden Mauern.

Auf der nämlichen Bank, wo ich zwischen Frau und Freund, stillvergnügt und in langen Zügen die seltene Stunde schlürfend, ausruhte, hatte ich Justinus zum ersten

Male gesehen; es war damals, als ich, ein wandernder Poet am Schulmeister-Stecken, die schwäbischen Gauen durchzog, ohne zu ahnen, daß ich einst Hütten darin bauen würde. Hier hatte er mir auf seinem Lieblings-Instrumente, auf der Maultrommel, eins vorgespielt, schnurrende, ganz absonderliche Weisen, denen er selbst, den Kopf andächtig gebeugt, zuhörte und nachhing. Wenn mich profanen Burschen ein Lachen überfiel wegen des seltsamen Spielzeuges, das der Alte sich ausgesucht, schlug er mich gutmüthig auf die Wange und sagte: „Merk' auf, bischt noch e junges Blut, wirscht's noch verstehe lerne." Und in der That, man muß, um Kerner zu verstehen, so mit ihm gesessen, sein Haus, seinen Thurm, seine Burg mit ihm durchkrochen haben. Da sieht man allerdings Geister, wenn auch andere wie er und mit anderen Augen. Aber freilich, zum Verständniß der Maultrommel bin ich noch nicht gedrungen, obgleich er mir seit der ersten Begegnung noch oftmals vorphantasirt, auf meinem Bett hockend mit dem Geflüster und Gedudel seiner Maultrommel mich in den Schlaf gelullt hat.

Bergunter ging's in lustiger Eile. Bürger's Lied: „Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt," wurde citirt, über Werth und Wahrscheinlichkeit der Sage glossirt, allerlei erbauliches Gespräch gepflogen über die nur als Ruine zu findende Weibertreue, sowie über die gar nirgends zu findende Männer-ditto. Die Urtheile über den historischen Kern waren getheilt. Mein Freund behauptete als Jurist, Kaiser Conrad hätte die Ritter gar nicht begnadigen sollen. Die Frau bestand darauf, die Weiber hätten ihre Männer richtig und vollwichtig von der über-

gebenen Burg Huckepak heruntergeschleppt. Meinem philologischen Gewissen stiegen bescheidene Scrupel auf, die eine kleine, sehr kleine Probe eher bestätigte, als besiegte. Wenn nun, — ich gebe die kühne Conjectur für nichts weiter, als die grammatisch-historische Interpretation einer schwierigen und dunklen Stelle, — wenn nun die Weinsberger Weiber ihre Ehemänner in effigie, und nicht auf dem Rücken, sondern — wo anders herunter getragen hätten? Der geneigte Leser überlege: An die acht Monate lag Kaiser Conrad vor Weinsberg. Während dieser Zeit waren Ritter und Reisige mit ihren Frauen da droben auf dem engen Plateau der Burg zusammen eingesperrt... Daß Kaiser Conrad, falls er solcher Gestalt die edlen Frauen aus dem Thore abziehen sah, sie und ihre Männer in Gnaden laufen gelassen, das begreift sich leicht, und so wird in natürlicher Weise die Sache schön erklärt.

* * *

Gegen Mitternacht kehrten wir nach Heilbronn zurück, allwo wir unter den Flügeln des „Falken" — dies Symbol der Wachsamkeit war fest eingeschlafen und konnte nur durch unsere vereinte und angestrengte Thätigkeit an sämmtlichen Klingeln aufgerüttelt werden, — einer ausgiebigen Ruhe bis in den hohen, hellen Morgen uns erfreuten. Dann geleitete ich meinen Freund Oetker bis an das Dampfschiff, welches ihn Neckarabwärts mir entführen sollte. Ein schmales, kleines, niederes Ding von einem Schiff, inexplosible getauft; sollte inexpressible heißen, weil es ausnehmend eng ist, eine wahre Wasserhose, vermuthlich durch vieles Waschen eingeschrumpft.

Der Ladung nach zu schließen, war es eine Arche Noah, in welche Männlein und Fräulein, paarweise und einfältig, Kinder die schwere Menge, auch allerlei Vieh, namentlich Heidelberger Hunde mit ihren Studenten, hoffnungsvolle Spanferkel, die „heiligen“ Hühner des augurischen Schiffskochs u. dgl. m. vor unsern erstaunten Augen, in ausgedehntester Benutzung der Preßfreiheit, eingepackt wurden.

Siehe da, mitten in dem lustigen Gewimmel eine ernste, sehr ernste, Gruppe: Auswanderer aus dem Schwarzwald. Wie oft ich in meiner neuen Heimath einem solchen Bild auch begegne, so schneidet doch sein Anblick mir jedesmal durch Mark und Bein. Was ist das für eine Heilkunde unseres schwerkranken Gesellschaftskörpers, daß wir, um ein Uebermaß an Saft und Blut abzulassen, mitten in das gesunde Fleisch schneiden? Wie viel gute deutsche Kraft geht alljährlich uns verloren, wie reiche Mittel des Einzelnen und des Staats, welcher seinen Bürger ziehen läßt, nachdem er ihn erzogen?

Da saßen sie auf ihren Körben, Kisten, Kasten, Koffern, Betten; Kinder, die kaum den ersten Laut der Muttersprache unter dem Vaterhimmel gelallt hatten, und Greise, denen die neue Welt nur ein Grab verhieß. Stumm, gesenkten Hauptes saßen sie auf der Schwelle ihres schwäbischen Vaterhauses. Herzbrechendes Schluchzen klang aus der hölzernen Bude am Neckarufer, wo Fahrkarten gelöst und Reiseverträge geschlossen wurden. Ein junges Mädchen war des Bildes rührendste Figur; abseits, ganz allein, thränenlos kauerte sie auf ihrem weißen Koffer, worauf geschrieben stund: „Wer Gott vertraut, hat nit

auf Sand gebaut. Christiane Häberle, Anno . . . .“ Vielleicht bestimmt, ihr Brautkoffer zu werden, wurde er ihr Reisekoffer. Die Jahreszahl war verwischt, ob vom Regen unterwegs, ob von Thränen daheim, als sie, am Boden knieend, ihn verschloß?

Fahr' wohl, armes Kind! Mag die Sonne einer neuen Welt Deine Thränen niemals wieder fließen sehn! Mag der Schatten Deiner Heimath vor Deinem Gedächtniß sich verwischen, wie die Ziffer auf Deinem Koffer!

Die Glocke läutete zum dritten Mal: ein anderer Abschied stand bevor. Fahr' wohl, Du mein alter, treuer, trauter Freund! Dafür, daß Du einen flüchtigen Strahl kindlicher, kindischer Lust mir wiedergebracht hast in das kühl und grau werdende Leben, den Nachschimmer glücklicher Jugend und ferner Heimath, dafür sei herzlich bedankt! Fahr' wohl, und grüß' mir mein Hessen, unser Marburg, Dein Cassel! —

Und er fuhr. Zwar nicht wohl, aber er fuhr doch.

Es war eng und voll auf dem Schiff, heiß am Tage, und gegründete Hoffnung da, daß jenes unterwegs einige Mal auf den Sand laufen und jedenfalls gerade fünf Minuten zu spät in Heidelberg ankommen würde, um den Bahnzug nach Mannheim noch zu treffen. Ein schönes Bild männlicher Entsagung stand mein scheidender Orestes auf dem Verdeck, zwischen einen natur- und bartwüchsigen Vorturner und eine in die Salzbäder von Wimpfen geschickte Ober-Amtmannsgattin, première qualité, höchst malerisch und musterhaft eingeklemmt.

Als ich, nach einem letzten Blick auf die davonziehende Rauchwolke, in die Stadt zurückschlenderte, wer

begegnete mir unterwegs? — Ja, es gibt noch eine Nemesis in der Welt, was man auch dagegen einwenden möge. Mir begegnete nicht weit von der Neckarbrücke, hübsch weit vom Dampfschiff, die altenglische Eisbärenfamilie von gestern. Alle waren und wanderten sie beisammen, Mutter und Schachteln, Vater und Schirme, Kinder und Nachtsäcke. Auch der falsche See-Tiger aus dem Alkoven zeigte sich, grün verschleiert; höchstens eine Meerkatze, auf Ehre, nichts weiter. Ganz comfortabel schritten sie von dannen fürbaß, wie die Juden durch die Wüste, die Alte als Wolke voran, der verfluchte Hausknecht als Kameel hintendrein. Sie erkannten mich zweifelsohne; ich hingegen that nicht dergleichen, sondern fragte mit zierlichem Gruße, ob sie nicht nach dem Dampfschiff wollten?

„Yes, Sir."

„She is just gone, Sir."

„Who is gone Sir?!"

„The steamer, Sir."

„For Heidelburg!?!"

„For Heidelburg."

Eine Reihe von Salzsäulen, in absteigender Linie, stand vor mir. So was beschreibt sich nicht, das muß man fühlen, sehen muß man es. Sie sperrten alle ihre Mäuler auf, der Urbär, die Altbärin, alle Bärlein, auch die Meerkatze, ja sogar der Nachtsack, welchen der Benjamin der Bärenfamilie vor Schreck hatte in den Sand kollern lassen. Ich faßte, most gentlemanlike, an meinen Hut, und wünschte davongehend a happy journey, Sir. Wahrscheinlich hat mich der Patriarch als sein Fatum,

unisono mit seiner Lenden Frucht, tragisch verwünscht. Ich hörte sie Alle noch weit wehklagen. Sie setzten sich, von der Brücke gewahrte ich es, wie die Vorfahren an die Wasser von Babylon, hingen ihre Sitzkissen an die Weiden und weinten. Wäre nur ein Bendemann dagewesen, um sie noch unsterblicher als sich zu machen!

Um Mittag ging es, nicht ohne ein tröstliches Dejeuner (plus ou moins dinatoire, wie ich gestehen muß), von Heilbronn zurück nach Stuttgart. Wiederum mit der Eisenbahn. Abend und Nacht der Romantik, der Vergangenheit, den Gespenstern; aber der Tag der Wirklichkeit und der Gegenwart. Und wahrlich, auch diese Gegenwart hat ihre Romantik, auch diese Wirklichkeit ihre Poesie. Da flogen wir hin auf der prächtigen Bahn, die, nicht so mächtig freilich wie der Semmering, jedoch so lieblich und mannigfaltig ist, wie außer ihr vielleicht nur das Vesdre-Thal in Belgien, an das sie lebhaft mahnt. Ein herrlicher Prolog zur Idylle der Bergstraße, zum Epos der Rheinfahrt. Links der Neckar, an dessen silbernen Windungen man dicht hinauf und entlang saust; rechts aufsteigende Felsen, denen nur für die Schienen ein Raum abgetrotzt worden. Weinreben und Winzerhütten hängen schier in die Fenster herab. In anmuthigem Bogen schlingt der Weg um die alten Flecken Lauffen, Kirchheim, Besigheim seine eisernen Gürtel, dann nickt ein Römerthurm, dann eine ritterliche Ruine von den Höhen; jetzt bohrt sich das feuerspeiende Ungethüm in den Bauch des Berges, und wir verschwinden in gähnender Nacht, jetzt wieder überspringt es auf langgestreckter, rothgedeckter Prachtbrücke die vom Schwarzwald in den Neckar eilende Enz.

Classische Stellen, wohin wir blicken und greifen, und überall südliche Fülle und Lebendigkeit. Heilbronn: quillt und sprudelt sie nicht schon aus dem bloßen Namen? Besigheim: da erhebt es sich, gleich dem alten Limburg, amphitheatralisch vor uns, dreier Weltalter, des classischen, des romantischen, des modernen Ausgeburt und Abspiegelung. Dann Ludwigsburg, unser würtembergisches Potsdam, die Stadt des grünen Schattens und der steinernen Stille. Wir nähern uns der Residenz, die Erinnerungen werden dynastischer: droben der Rothenberg, wo ehemals das Stammschloß der herrschenden Familie gestanden, nicht weit davon der Rosenstein, des Königs Landhaus, und zwischen beiden die kronprinzliche Villa.

Wir aber mitten durch sie hin, hoch über sie weg, rasch an ihnen vorbei, mit zauberhafter Kraft und Schnelle, die Haare fliegend im Wind, das Herz pochend vor Reise- und Lebenslust! D'runten ein paar hundert Fuß tief unter uns, in Staub und Qualm der Landstraße, schleicht die überwundene Prosa, das Gespenst der Zopfzeit: ein Turn- und Taxis'scher „Eilwagen!" — Wie beneid' ich meinen Jungen, daß ihm dieses Geschöpf zur Mythe werden wird, während seinem Papa die Eisenbahn noch lange eine Fabel gewesen! Nein, preist sie mir nicht, die verloren gehende Poesie der Diligencen, der Chausseen, der Pappel- und Zwetschen-Alleen, mit ihren langweiligen Krümmungen, ihrem eintönigen Auf und Ab, ihrem durch Sommer und Winter unwandelbaren Grau in Grau. Diese Poesie hat ihre Zeit gehabt; aber ihre Zeit ist vorüber, laßt sie auch vorüber sein. Hier, der Eisenbahn gleiche, an entfesselter Naturkraft wie an gewaltiger und

schöpferischer Kunst, unsere Poesie. Gerade aus, gerade durch, gegen kein Hinderniß zu schwach, in keinem Stoff befangen, an Raum und Zeit nicht gebunden. Sie kommt doch an's Ziel, sie kommt!

„Stuttgart," schreit es in den Wagen.

Siehst Du, für heute wären wir schon am Ziele. Habe Dank, Leser und Leserin, für Dein freundliches Geleite!

Der Zauberer von Rom.

Eine kritische Reisenovelle.

1.

Es war einer jener unerbittlich heißen Hochsommermorgen, mit denen am Himmel die Tage von dreißig Grad Reaumur im Schatten, auf Erden die Leihbibliothekromane unter dem Gefrierpunkt zu beginnen pflegen, als sich im Bahnhof zu Prag der Wiener Frühzug, gemächlich und gemessen, wie es einer „Staatsbahn" ziemt, ordnete. Die Reisenden hatten mit christlich-germanischer Geduld die vorschriftsmäßigen drei Feuerproben ihrer Aufnahme bestanden; die erste vor dem verschlossenen Schiebfensterlein des „Cassa-Beamten",

> Bis der Liebliche sich zeigte,
> Bis das „theure" Bild
> Sich durch's Gitter niederneigte,
> Ruhig, engelmild;

die zweite an den nicht minder verrammelten Pforten der mit Fug und Recht also benamseten Wartesäle; die dritte vor den Wagenthüren, die nur der magische Schlüssel eines Hermes Trismegistos, des Conducteurs, aufzusperren vermag. Endlich, endlich schien alles „fertig," sogar der

Kaffee des Herrn Oberzugführers; sein Horn ertönte, das Armesünderglöcklein läutete den zu zwölfstündiger Zellenhaft verurtheilten Verbrechern, die Locomotive pfiff sie verdientermaßen hohnlachend aus, — und dahin schnob, flog, stürmte der aus sechsundzwanzig Riesengliedern zusammengekettete Eisendrache, zum Bahnhof hinaus, durch die Vorstadt hindurch, über Viaducte, unter Brücken hinweg, in's Weite, Blaue hinaus, die echte Signatur unserer so frei sich wähnenden und doch ehern geknechteten, so rasch fortdrängenden, aber überall „zu spät" kommenden Zeit.

In einem Coupé für Nichtraucher hatte sich folgendes Vierkleeblatt bunt zusammengefunden: erstlich ein schwarzer Herr in hohen Stiefeln und violetter Halsbinde, mit einem blitzenden Fischerring am Finger, mindestens ein Prälat, vielleicht ein Bischof; zweitens ein grauer Herr, grau von Haar und Paletot, der ein Luftkissen und ein Wasserbäuchlein mitschleppte, welches letztere Teplitz oder Karlsbad weniger erleichtert hatte, als das Portefeuille des Inhabers; drittens ein grünes Fräulein, vom Papa, der die Morgencigarre nicht entbehren konnte, unter den Schutz des geistlichen Herrn gestellt; viertens der unschuldig und sommerlich weiße Erzähler gegenwärtiger Reisenovelle.

Wir waren noch nicht über die neue Kirche in der Vorstadt Karolinenthal hinaus, als wir uns schon, nach einer verstohlenen, stummen Recognoscirung, in ein harmonisches Reiseterzett verstrickt sahen. In Oesterreich thut sich das halt nicht anders. Der Tourist kann durch die gesammte preußische Monarchie, mit Annexen und Annectenden, dampfen, ohne mit den Gefährten mehr als

ein militärisches Salutiren beim Ein- oder Austritt zu wechseln. Nicht so innerhalb der schwarzgelben Grenzlinie: da muß die dritte Classe ihren Plausch, I. und II. ihren Dischkurs haben. Ländlich, sittlich. Der unsere begann mit den Kurialen jedes Eisenbahngesprächs: Wetter, Ernte, Badesaison, Valutajammer, Typhus- und Photographienepidemie, Theurung der Wirthshausrechnung (zu deutsch: Hôtelnote), und was dergleichen ausgiebige Stoffe mehr sind. Die kleine Reisegefährtin, welche bescheidentlich nicht einstimmte, zog, um sich eine Haltung und ein Ansehen zu geben, aus der Stramintasche ein Buch hervor, roth eingebunden, mit gelbem Schnitt, auf dessen Deckel in einigermaßen schiefen und ehemals vergoldeten Lettern zu lesen stand: „K. K. priv. Musterschule." Mit beichtväterlicher Vertraulichkeit fahndete der geistliche Herr auf den Titel der Pensionatslectüre, die sich als die Beatushöhle des wackern Schmied ergab, ein bei der afrikanischen Hitze ungemein empfehlenswerther Aufenthalt; es war eine Schulprämie, die aber nicht die Lesende selbst, sondern „eine Freundin zu ihr" verdient und ihr „auf die Reis' zu leihen gegeben hatte." Da bekanntlich nichts ansteckender wirkt, als Lesen und Gähnen, war alsbald sowohl der schwarze wie der graue Herr hinter einem Prager Morgenblatt verschwunden, so daß meiner Wenigkeit nichts übrig blieb, als ebenfalls in eine Beatushöhle zu kriechen. Der „Zauberer von Rom" führte, noch schneller als die Eisenbahn, in seinem siebenten Band, sechsten Buch, mich nach Wien.

Mein geistliches Gegenüber, das bei der ersten Station bereits erkannt hatte, welch' wunderthätiger Magus

aus den Tiefen meines Nachtsackes emporgestiegen war, bemerkte, daß ich vor zwanzig Jahren dergleichen Contrebande noch nicht so offen hätte bei mir führen dürfen; die Mauth zu Bodenbach würde kurzer Hand alle neun Bände confiscirt haben. Worauf sein weltlicher Nachbar erwiderte: „Doch nur, um sie Ihnen beim Austritt aus Oesterreich wieder zuzustellen oder gar erga schedam dienstfertig nach Wien nachzuschicken.“ Denn das vormärzliche Oesterreich, meinte er, consumirte und goutirte solche Werke so gut, vielleicht besser als das heutige, nur nicht auf dem Markt, sondern im Cabinet des Kenners.

Dieser Rückblick führte zu einem Excurs über den Fortschritt im Allgemeinen, über den österreichischen insbesondere; worauf der geistliche Herr, den der Zauberer in gleichem Grade anzuziehen wie abzustoßen schien, einlenkend weiter fragte, ob ich wirklich bis zum siebenten Bande „fortgeschritten“ sei? — „Ich habe,“ war meine Antwort, „die einzelnen Bände bei ihrer Erscheinung statarisch gelesen und wiederhole jetzt cursorisch das Ganze.“

„Eine Arbeit, worin es wenige Leser Ihnen gleich thun dürften. Nach eigener und fremder Erfahrung pflegt es so umfangreichen Werken zu ergehen wie unserer Eisenbahnfahrt: auf jeder Station steigt eine Anzahl Passagiere aus; von den Tausenden, die den ersten Band angefangen, langen vielleicht nur eben so viele Hunderte im neunten an. Das ist in unserem Fall, abgesehen von dem Inhalt und dem Werth des Buches, die Folge seiner Erscheinungsweise, die mir wider die Natur und wider die Kunst zu gehen scheint. Ich begreife einen Feuilleton-

roman, der durch zwei, drei Jahrgänge einer Zeitung geht; der Leser erhält und verdaut da täglich seine Portion, und wenn die Gänge einander auch langsam folgen, so hängt doch die Mahlzeit immer als ein Ganzes zusammen und kann als solches genossen werden. Wie wäre das möglich bei einem Werke, das durch drei Jahre in viermonatlichen Pausen herauskommt? Dabei verliert der aufmerksamste, ausdauerndste Leser den Faden; jede Composition, auch die einfachste, verwirrt sich, so weit ausgesponnen, so oft abgerissen."

Der weltliche Herr hatte nicht übel Lust, beizupflichten; er protestirte gegen den Umfang an sich, indem er sprach: „Es ist ein verbreiteter und karakteristischer Irrthum unserer Zeit, daß die Größe der Dimensionen an sich schon eine Schönheit der Form sei. Unsere Baumeister glauben Wunder was zu leisten, wenn sie unabsehbare Fronten hinstellen mit einer Unzahl von Fenstern, von denen eins ausschaut wie das andere. Die Historienbilder werden gewissermaßen an der Elle gemessen: je mehr Leinwand, desto näher an Raphael. Und die neumodischen Opern gar! Welcher Sänger, welcher Zuhörer hält sie aus? Alle Kunst will heutzutage durch die Masse, will auf die Masse wirken. Meines Erachtens eine verkehrte Absicht, die nicht außer Zusammenhang stehen mag mit der Großmannssucht, vielleicht gar mit der Großstaatssucht unserer Zeit. Die Kunst bedingt aber ein gewisses Maß. Was darüber ist, ist vom Uebel. Einen neunbändigen Roman statuirt sie so wenig, wie ein fünfzehnaktiges Trauerspiel oder ein Haus in neun Stockwerken. Ein solches kann ein Zinshaus sein, aber kein

Kunstwerk. Wie wollen Sie am neunten Stock die Zierathen noch erkennen? Wie soll der Architekt nicht selbst im Plan irre werden? Nein, nein; der Thurm von Babel hatte keine Oekonomie, und alle Kolosse der alten und neuen Welt, von dem zu Rhodos an bis zu jenem auf der Theresienwiese, haben weniger Ausdruck und machen weniger Eindruck, als die kleine Medicäerin in der Rotonde der Ufficien."

Meine Replik auf diesen Angriff von zwei Seiten führte zuerst Beispiele gleich „langer" Romane aus der Vergangenheit und Gegenwart an: Richardsons Clarissa. „Ein didaktisches Werk," duplicirte man, „ein moralischer Tendenzroman, bei welchem die Kunstform zufällige Nebensache." — „Consuelo von der Sand, Balsamo oder die drei Mousquetaires von Dumas, die ihren vielverwickelten Faden durch drei Menschenalter fortspinnen." — „Jedoch mit Gliederung des Stoffes in bestimmte Abtheilungen, wie es Goethe in den Lehr- und Wanderjahren gleichfalls gethan." — „Die humoristischen Romane der Engländer aus dem vorigen wie aus dem jetzigen Jahrhundert." — „Sie besitzen einen festen Mittelpunkt in ihrem einzelnen, einzigen Helden, der obendrein in eigener Person, mit dem großen I der Engländer zu erzählen pflegt, so daß der Leser an diesem durchgehenden Faden den Zusammenhang niemals verliert."

„Wenn nun aber," rief ich endlich aus, mit dem Wetter draußen wärmer werdend, „wenn nun die umfangreiche Form unseres Zauberers weder Nachahmung auswärtiger Muster, noch unwesentliche Aeußerlichkeit überhaupt wäre, sondern eine nothwendige Folge des

Stoffes, oder ein Kennzeichen des modernen Romans? In der Vorrede zu den „Rittern vom Geiste", die wir doch wohl als Zwilling des Zauberers betrachten dürfen, hat es der Verfasser ausgesprochen, daß er von dem französischen Feuilletonroman in vier Abtheilungen und zwölf Bänden nicht die Form seiner Romane borgt, wohl aber den Muth, mit einer so umfangreichen Offenbarung seines innersten Wesens vor das Publikum zu treten. Beachten wir das wohl! Denken wir uns einen Schriftsteller, der seit einem Menschenalter an allen geistigen Kämpfen des Jahrhunderts theilnimmt, nicht leidend allein, auch handelnd, nicht von einem festen Mittelpunkte aus, sondern von einer Stellung in die andere, aus einem Wohnorte in den andern, von einem Felde der Thätigkeit auf das andere gedrängt! Wie muß der ganze, volle, bewegte Inhalt des Lebens auf eine ebenso reizbare, wie fruchtbare Natur einwirken! Die Masse von Thatsachen, in deren Mitte sie steht, der Wechsel und die Bewegung, von welchen sie fortgerissen wird, welche „Fülle der Gesichte" mag sie erwecken! Sich ihrer zu entäußern, genügt die knappe, straffe Form des regelrecht geschlossenen Kunstwerks dem schaffenden Dichtergeiste eben so wenig, wie seinem Vor- und Urbilde, dem schaffenden Weltgeiste, die überlieferten Formen des Staates, der Gesellschaft. So bleibt ihm nur eine Alternative: entweder er zersplittert, er verflüchtigt sich, er geht im Moment auf; oder er sammelt sich und sucht einen, seine ganze Weltanschauung, den ganzen Reichthum seiner Erfahrungen und Empfindungen umfassenden Ausdruck, der denn freilich in Umfang und Erscheinung so gut wie unbeschränkt sein möchte.

Jenes, das Zersplittern, thut die Mehrzahl unserer zeitgenössischen Schriftsteller, übereinstimmend mit dem allgemeinen Hang des Publikums. Wir essen nicht mehr, wir naschen nur noch. Wir trinken nicht, wie unsere Altvordern, ernsthafte, edle Weine vom Rhein oder aus Burgund, kaum noch Champagner, „das Bier der Franzosen," wie der Zauberer sagt, vorzugsweise Sodawasser oder Bier, das Opium der Deutschen. Dem entsprechend lesen wir auch nicht mehr, wir blättern. Daher die Herrschaft des Feuilletons: Feuilleton auf der Bühne, Couplets, Genrebilder, Tableaux, an Inhalt nicht schwerer, wie Ein Akt eines kunstgerechten Schauspiels, in Wirkung Einen Abend selten überdauernd; Feuilleton auf dem Büchermarkt, Zeitungen, Kalender, Magazine, die in jeder Nummer ein Ganzes bieten müssen, wo möglich illustrirt, damit Publikus weder seine Denkfähigkeit, noch seine Einbildungskraft anzustrengen braucht. Nicht wahr, wenn inmitten solcher Bagatellenliteratur und echten Vanityfair-Wirthschaft eine Muse sich einmal Muße nimmt, wenn ein Schriftsteller sich selbst Gewalt anthut, indem er, und das zum zweiten Male, zu einem Kunstwerke sich sammelt, das über alles herkömmliche Maß hinausgreift, so zeugt diese Erscheinung an und für sich schon von ungewöhnlicher Kraft, und solch ein gesammeltes, ununterbrochenes Schreiben begründet doch zum allerwenigsten einen Anspruch auf ein gleich gesammeltes, ununterbrochenes Lesen?

„Zudem: wir leben in einer Epoche, welche Weltgeschichte macht, nicht, wie einst, feines Handgespinnst „am sausenden Webstuhl der Zeit," sondern Fabrik- und

Maschinenwaare, en gros, mit Dampf, auf dem Telegraphendraht. Ungeheure Massen sind im Fluß, dämonische Kräfte in Bewegung. Kriege werden geführt mit so vielen Tausenden, wie ehedem Hunderten, und doch geschlossen in sieben Monaten, während sie sonst sieben Jahre dauerten." — „Echte Siebenmonatskriege," lächelte, in Parenthese, der graue Herr. — „Die Karte von Europa verändert sich im Handumdrehen." — „Dank den volteschlagenden Zauberern von Paris oder Berlin." — „Versuche es einmal ein Schriftsteller, den Eindrücken solcher Persönlichkeiten und Ereignisse das Gleichgewicht zu halten durch Novellen und Erzählungen der guten alten Zeit! Mitten in der Windstille der Restaurationsepoche mochte ein Dichterleben auf- und ausblühen in einem einzigen Liederfrühling, einem zarten Novellenstrauß. Aber gegenwärtig erschrecken Hoffmann'sche Gespenster Niemanden mehr, ergötzen die Kapriolen der Romantiker Niemanden mehr. Wir sind ketzerisch genug, zu behaupten, daß sogar den glücklichen, goldenen Classikern unsere Zeit an Inhalt und Bedeutung über den Kopf gewachsen ist, mögen sie in Fragen des Talents, der Form, der Kunst auch noch so hoch über den Epigonen stehen. Die Gegenwart hat Stoffe, Bewegungen, Richtungen in sich aufgenommen, von denen an dem klaren Horizont unserer classischen Literatur noch keine Ahnung dämmerte, die aber mit unabweislicher Gewalt in den stillen Frieden unseres Kunstlebens hereingebrochen sind und uns auf andere Bahnen, zu höheren, — ja doch zu höheren Zielen treiben."

„Darüber kommen die alten Regeln, die überlieferten Formen abhanden, unter der Hand abhanden. Daß dies

in allen Kunstgebieten zugleich geschieht, beweist für die innere Nothwendigkeit der Erscheinung. Oder wären die Wandgemälde im Berliner Museum, die „großen" Opern, welche jetzt aus Deutschland nach Frankreich wandern, also auf umgekehrtem Wege wie sonst, — wäre diese so vielgeschmähte Programmenmusik und Welthistorien-malerei nicht Geschwisterkind mit den Rittern vom Geist, dem Zauberer von Rom? Kann doch selbst die keuscheste und strengste aller Künste, die Bildhauerkunst, in den alten Schranken sich und Andern nicht mehr genügen; sie muß Gruppen bilden, Reliefs häufen, um das Zeitalter der Reformation darzustellen, indeß ihre Schwester, die Baukunst, über Nacht, aus dem sprödesten und farblosesten Material, aus Eisen und Glas, Paläste zaubert und fertige Gärten mitten im Winter improvisirt. In diesem Zuge und Drange auf das Volle, Große, Ganze geht die freieste aller Künste, die Dichtkunst, in ihr wiederum die freieste Form, die epische, bahnbrechend voran, so daß der moderne Roman, wenn er die heilige Dreizahl der Bände überschwellend verläßt, äußerlich nicht mehr und nicht weniger thut, als was das romantische Drama innerlich gethan, da es die drei Einheiten des Vater Aristoteles über den Haufen geworfen."

2.

In Pardubitz wurden „zehn Minuten Aufenthalt" commandirt. Alsbald stürzte ein Theil der Freigelassenen nach jenen stillen Zufluchtsorten reisender Menschheit, welche das obrigkeitliche Zartgefühl so versteckt und so

abgelegen wie möglich anzubringen pflegt, augenscheinlich nur, um durch allseitiges Fragen, Rennen, Drängen auch auf diesem Gebiete modernen Lebens eine angemessene Oeffentlichkeit zu erzielen. Ein anderer Theil, abgehärmte und verschwitzte Physiognomien, die dem berühmten Gefangenenchor in Fidelio Ehre gemacht haben würden, ergoß sich in die gastlich offenen Pforten des „Bahnhofrestaurants“. Unserem Coupé war ein gemüthlicheres Loos beschieden. Ein Diener in discreter Reiselivrée entwickelte vor dem grauen Herrn, der sich bei dieser Gelegenheit als eine Excellenz demaskiren lassen mußte, aus einem zierlich geflochtenen Handkorbe ein „Dejeuner“, das sich sowohl dem Inhalt nach — kaltes Geflügel, Sandwichs, eingemachte Früchte — wie in der Form feinster Damastservietten, silberner Becher und Bestecke mit Wappen, der appetitlichen Feder unseres Freundes Hackländer würdig erwies. Der Besitzer all' dieser Herrlichkeiten theilte davon in gastfreier Nöthigung mit; mir bot er das erste Rebhuhn des Jahres, allerdings noch in dem bescheidenen Format einer Leipziger Meßlerche, und bemerkte dazu, daß wir über den Zauberer von Rom manches Hühnlein zu pflücken haben würden, weshalb eine vorläufige Herzstärkung um so angezeigter erschiene, als das officielle Mittagsmahl in Böhmisch-Trübau mehr dem wehmüthigen Namen dieser Station als dem culturhistorischen Standpunkte internationaler Kochkunst entspräche.

Mit dem Zuge setzte sich denn auch unsere Kritik wieder in Bewegung. Der Prälat eröffnete ihren zweiten Gang mit dem Geständniß, daß der Zauberer von Rom

wohl in allen Kloster- und Stiftsbibliotheken Zutritt gefunden und unter seinen Standesgenossen überall Aufmerksamkeit, stellenweise Zustimmung, häufiger aber leidenschaftlichen Widerspruch erweckt hätte; ein Resultat, das die graue Excellenz kurzweg der Tendenz des Werkes zuschrieb.

„Der Zauberer von Rom," sagte er, „ist ein Tendenzroman." — Ich versuchte zuvörderst über diese oft gebrauchte, nicht selten mißbrauchte Bezeichnung eine Verständigung einzuleiten. „Was ist Tendenzpoesie? Doch wohl, schlicht erklärt, eine solche, die innerhalb und mittelst eines Kunstwerkes Zwecke verfolgt, welche außerhalb desselben gelegen sind. Diese Art von Tendenzpoesie erscheint und verschwindet überall mit der Censur, deren natürliche Tochter sie ist. Gegenwärtig macht Frankreich in diesem Artikel. Seine Schriftsteller donnern gegen Tiberius oder Cromwell, während ihre Blitze den zweiten December treffen möchten. Das ist tendenziöse Beredtsamkeit. Herr Augier deklamirt auf dem Théâtre français: „Le despotisme seul féconde le chaos," und meint mit diesem verherrlichenden Alexandriner wiederum den zweiten December, obgleich er unter Adresse des Cardinals Richelieu ausgegeben wird. Das ist tendenziöse Dramatik. Solcherlei Poesie der Anspielung, der Phrase, der Controverse für und wider dürfen wir bei uns als „überwundenen Standpunkt", als eine ihrer Zeit sehr nützliche, sogar sehr nothwendige, aber glücklicherweise hinter uns liegende Uebergangsphase betrachten. Die deutsche Dichtkunst ist realistisch geworden, wie mehr oder weniger jede Kunst; sie strebt dem historischen Style

zu. Die Zwangsjacke der Tendenz aber hat sie verwachsen.

„Tendenz in diesem alten Sinne macht auch der Zauberer von Rom nicht; weder positiv: Propaganda für Protestantismus und Germanenthum (beide selbst sind in der Wirklichkeit im Propagandamachen nicht geschickt und nicht glücklich); noch negativ: Opposition gegen Hierarchie und Römerthum. Er behandelt eine offene Tagesfrage, die brennendste unter allen, die römische; allein er thut dies nicht tendenziös gebunden, sondern dichterisch frei, nicht für den einen oder den andern fremden Zweck, sondern nur für seinen eigenen, künstlerischen. Lösen will und kann er die Frage nicht, weder theoretisch, noch praktisch; am Ende haben jenes die Flugschriften, dieses die rothen Hosen der Franzosen bis jetzt auch nur gewollt, nicht gekonnt. Aufrichtig gesagt, wir zweifeln, ob die weißen Röcke der Oesterreicher glücklicher sein, ja, ob die preußische Pickelhaube auf dem Capitol die richtige Pointe einer so überaus spitzigen Frage bilden, und das um den Fels Petri stürmende Meer der Kirche sich besänftigen würde, wenn über Nacht der heilige Vater in einem Generalsuperintendenten oder Oberconsistorialrathsvicepräsidenten aufginge. Aber, wie gesagt, nach dergleichen Zielen strebt auch der Zauberer von Rom nicht, so wenig wie sein Berliner College. Allerdings hat er eine bestimmte Aufgabe, Richtung und Parteistellung (der Zauberer von Rom, mein' ich) und wenn das unter dem Namen Tendenzpoesie begriffen werden soll, so wird er sich diesem nicht nur nicht entziehen können, vielmehr eingestehen müssen, daß er ein protestantisches, nach alter Kategorie ein

„welfisches“ Werk ist, — wie Dante's großes Heldengedicht ein katholisches, ghibellinisches gewesen.“

„Worin besteht aber diese Aufgabe, diese Richtung?“

„Die „Ritter vom Geist“ kämpften, wenn sich der Sinn eines neunbändigen Romans in zwei Worten ausziehen läßt, gegen die romantische Politik. Parallel damit stellt sich der Zauberer das Thema: Deutschland, ein Opfer Roms. Wobei ein absonderlicher Zusammenhang, meinethalben nur ein Zusammentreffen von Wahrheit und Dichtung beobachtet werden mag: die Ritter vom Geist erschienen 1850 und 1851, nicht lange Zeit vor dem Untergang jener romantischen Politik; der Zauberer von Rom begann im Herbst 1858, also ganz kurz vor den Entwickelungen oder Verwickelungen in Italien. Beide Romane sind Akte einer culturhistorischen Polemik, der es als kennzeichnendes Verdienst nachgerühmt werden muß, daß der Verfasser, obgleich er seinen eigenen Standpunkt wahrnimmt und bezeichnet, doch dem Gegner in allen Stücken gerecht wird, die er zu dessen Gunsten anzuführen weiß, ja daß er seine Polemik erst auf die vorangegangenen Zugeständnisse an den Gegner baut.

„Niemand wird leugnen, daß die Ritter vom Geist mit Anstand, schier mit Sympathie und Pietät gegen Sanssouci zu Felde zogen. Gerade so der Römerzug des Zauberers. Ein Tendenzroman, ein Tendenzdrama von grobem Schrot und Korn (wir haben deren genug) packt plumpweg den Katholicismus als gleichbedeutend mit Jesuitismus an und stellt in diesem wiederum eine Vogelscheuche in schwarzer Kutte hin, mit Ketten rasselnd, mit dem Dolch drohend, von Blut triefend, Gift schwitzend.

Siehe unter andern Meister Sue's ewigen Juden. Wie ganz anders unser Zauberer! Er schildert die ultramontane Welt, wie sie ist, schildert sie selbst in idealem Lichte, wie sie werden kann, wenn sie aus sich selbst heraus sich bessert, keineswegs schattirt durch Germanenthum und Protestantismus, noch weniger in der grellen Beleuchtung confessioneller oder politischer Vorurtheile. Der Dichter treibt sogar seine echt deutsche Unparteilichkeit so weit, daß, wo er nicht umhin kann, Rom im Gegensatze mit dem „großen nordischen Reiche" darzustellen, er als Träger der Staatsidee, des Preußenthums der dreißiger Jahre, nur Land- und Regierungsräthe, nur den Gensdarmen von Jüterbogk aufzubringen weiß, subalterne Geister, denen gegenüber die römische Seite in dem verführerischen Farbenspiele schöner Frauenbilder und idealer Priestergestalten schillert. Wenig fehlt, so kann die Apostaten- und Convertitenriecherei einer hohen Literaturpolizei, dieser würdige Rückschlag vormaliger Demagogenriecherei, in Gutzkow, so sorgfältig er seinen persönlichen Standpunkt, den an der Kirchenthüre zu Wittenberg, festzuhalten sucht, einen Kryptokatholiken wittern: so tief ruht auf vielen Partien seines Gemäldes der katholische, romantische Duft, so heiß weht uns aus den römischen Nächten die südliche, sinnlich lockende Luft entgegen, so geheimnißvoll klingt aus Paula's und Armgarts Seelenleben die Poesie der Gebundenheit, des Auctoritätsglaubens, des geheiligten Willens. Nur an seltenen Stellen bricht, gleichsam eine unwillkürliche Dissonanz, aus der vorherrschenden Grundstimmung, worein das Buch gesetzt ist, des Verfassers eigener Ton hervor; aber auch da nicht als starre, luthe-

rische Negation, noch weniger als frivole Ironie im Tone Voltaire's, nein, aus dem Geiste reiner Humanität, aus dem eigenen Heilbedürfniß der katholischen Kirche, also aus dem Rüstzeug des neunzehnten Jahrhunderts, werden die Waffen geholt, mit denen Rom bekämpft werden soll. Was über Ohrenbeichte, Mischehe, Priestergelübde, Klosterleben, Jesuitentreiben im Zauberer gesagt wird, ist unzweifelhaft vielen Katholiken, und nicht den schlechtesten unter ihnen, aus der Seele geschrieben.

„Von dieser Seite, der culturhistorischen, betrachtet, erscheint uns also der Zauberer von Rom wie ein freies, lebendiges, gestalten- und farbenreiches Panorama der großen Schlacht, welche Jahrhunderte lang in der Luft, mit geistigen Waffen, geschlagen worden, und die gegenwärtig vor unsern eigenen, sehenden Augen mit materiellen Waffen auf Erden weiter gekämpft wird. Ob ausgekämpft? wann und wie ausgekämpft? Die Geschichte ist uns auf diese Frage die Antwort bisher schuldig geblieben, so daß wir es dem Dichter nicht verargen dürfen, wenn auch er, statt thatsächlicher Vermittlung der großen, Welt und Zeit bewegenden Gegensätze, statt eines sogenannt befriedigenden Endes, nur einen perspektivischen, allegorischen Abschluß zu bieten vermag. Allerdings spielt dieser Abschluß, das neunte Buch, Anno 18??, wiederum in der Luft. Allein können wir über diese Vision oder Allegorie, über den letzten Papst, mit Recht lächeln, Angesichts der Dinge, welche sich auf dem Schauplatze des Romans, romanhafter als dessen kühnste Fictionen, bereits erfüllt haben und allstündlich erfüllen? Lagen nicht zwei der drei Völkerheere, welche der Dichter

in der Campagna erblickt, das fränkische und das italische, in der That vor den Thoren Roms, bereit, die große „Abstimmung" vor sich gehen zu lassen, während das dritte Heer, das austrogermanische, nur „wegen plötzlich eingetretener Hindernisse" daheim geblieben? Die Linien der Wahrheit und der Dichtung verschwimmen hier in der That so wunderlich in einander, daß das neunte Buch unseres Zauberers uns vorkommt wie eine Kuppel, ein goldenes Kreuz, eine Strahlenglorie, dergleichen die Baumeister auf die höchsten Thürme zu setzen pflegen, ebenfalls um einen „Abschluß" zu finden. In nebelhaften Morgen- oder Abendstunden scheint dieser „Abschluß" in der Luft zu schweben; man erkennt das Ende des Thurmes nicht, nur einen lichten Punkt über demselben, in der Höhe, in Wolken. Plötzlich zerreißen diese, und siehe da, die Verbindung ist hergestellt, das Kreuz ruht fest auf dem Thurme. Dann haben sich die Zeiten erfüllt.

„Neben der culturhistorischen Seite hat der Zauberer von Rom auch eine nationale. Er erscheint uns, abgesehen von dem berechtigenden à propos seines Auftretens, wie das so zu sagen internationale Produkt einer in Natur und Geschichte tief begründeten, fruchtbaren, unauflöslichen Wahlverwandtschaft zwischen Römerthum und Deutschthum. Seit unsere Altvordern, langhaarigen und bärenhäuterischen Angedenkens, auf ihren geflochtenen Schilden den jenseitigen Abhang der Alpen jählings hinunter rutschten, ist das ein stätes Hin und Her, Auf und Ab, Besuch und Gegenbesuch, Stoß und Gegenstoß zwischen beiden Völkern, ein ununterbrochener Wechsel von Ebbe und Fluth, worin der arbeitende Weltgeist seine

tiefsten Athemzüge schöpft. Der Franzose kann uns knechten in Tracht, Sitte, Sprache; wir äffen ihn äußerlich nach, ohne daß innerer Zusammenhang zwischen ihm, dem nächsten Nachbarn, und uns obwaltet; beim ersten besten Anstoß werfen wir sein Joch jauchzend ab. Besser — jedoch, trotz der gerühmten Stammverwandtschaft, nicht viel besser — stehen wir zum Briten: er schickt uns seine Rasirmesser, seine Lederfabrikate, gelegentlich einmal seine Diplomaten; aber über die Beziehungen eines Marktverkehrs, des Tauschhandels mit Waaren und mit Grobheiten, gelangen Deutschland und England selten hinaus.

„Wie ganz anders Wälschland und Deutschland! Da wirken anziehend und abstoßend tiefe magnetische Kräfte; da lebt das Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit bei äußerer Geschiedenheit, gegenseitigen Bedürfens und gemeinsamer Schicksale! Seit beinahe zwei Jahrtausenden senden sich beide Länder die Boten und Träger ihrer Gesittung zu, erobernd, lehrend, Handel treibend, Künste pflegend: eine lange, bunte Karavane von Kaisern, Feldherren, Gesetzgebern, Priestern, Dichtern, Denkern, Tonkünstlern, Malern, Bildhauern, Steinmetzen. Unser Recht spricht römisch, unser Gebet lateinisch, unser Verkehr italienisch. Italien, die Madonna der Staatenfamilie Europas, trägt in ihrem Schooße die Stoffe aller deutschen Palingenesien. Hermann, liberator Germaniae, und Luther, reformator Germaniae, wo anders als in Rom haben sie ihr Schwert geschliffen, ihre Fackel angesteckt? Denn, obgleich das unsere Dramatiker noch nicht begriffen haben, nicht in den Morästen des Teutoburger

Waldes steckt der Kern der Hermanntragödie, sondern in den Kaiserpaläften des Palatin, im Boudoir einer römischen Prinzessin oder Patrizierin, im Cabinet eines Augusteischen Staatskanzlers. Dort wurde, durch den Gegensatz, Hermann ein Deutscher, wie Luther in den Mysterien des Vatikans ein Protestant, wie — ohne zu vergleichen — unsere Flüchtlinge erst in der Verbannung, an den Wasserbächen Babels, ihr heimisches Volksthum erkennen und lieben lernen. Deutschlands müde, Italiensüchtig, pilgern wir, einem überlieferten Herzweh folgend, über die Alpen. In dem Schatten der ersten Pinie umfängt uns der weiteste jener magischen Kreise, die sich immer enger, immer mächtiger um Hand und Fuß, um Auge und Ohr, Sinn und Geist schlingen, bis zum großen, leuchtenden Mittelpunkt, der Kuppel von Sanct Peter. Schwache Seelen, Conradine, verlieren in diesem Banne Kopf und Krone, oder was sie sonst mitgebracht; die starken, die Helden, eben die Hermänner und Luther, oder auch die Goethe, die Mozart, die Cornelius kehren siegreich, gekrönt, verjüngend und verjüngt zurück. Das ist „der Zauber von Rom;“ ihn will der „Zauberer“ verkörpern, versinnlichen, verewigen, ihn, in seiner ganzen Herrlichkeit und Verderblichkeit. Schon um dieser nationalen Tendenz, um einer so hochgreifenden Aufgabe und Anlage willen ist das ein Werk, wie es wenige in der Literatur gibt, welches in der unsrigen seine Stelle behaupten, vielleicht die rechte erst einnehmen wird, wenn ihrerseits die Weltgeschichte ihr römisches Problem gelöst hat.“

3.

Ueber böhmische Dörfer und Wälder wären wir denn mit Dampfeshülfe glücklich hinaus. Der Schmerzensschrei tschechischer Nationalität: „Wodu, wodu," zu deutsch in singendem Tone: „Fri-schés Was-sér," fängt an, reiner Schriftsprache Platz zu machen, als zum Exempel: „Schaff'n's a Bier? Schaff'n's an Kaffeh? Kipfel, Ribisel, Marüll'n!" Die zahlreichen Bahnhöfe sehen aus wie fliegende Volksversammlungen, worin, sonntäglich aufgedonnert, ein Stamm den andern verdrängt. Auf die Enkel Primislavs und Libussa's folgen die Mähren, vollberechtigte Erben ihres heiligen Swatopluk, als welcher sammt seinem selbstständigen Reiche, vor kaum eintausend Jahren, zu Zeiten Caroli Magni, einbalsamiret worden; es folgt hannakisches Landvolk, unstreitig noch zu großen Dingen in der Weltgeschichte berufen, da aus seiner Mitte die Ammen für das vornehme Wien verschrieben zu werden pflegen; folgen wahre Prachtexemplare von Slowaken, dieser biederen, immer noch an Draht gebundenen, in Mausefallen befangenen Nationalität; folgen walachische Sauhirten, mit und ohne die lieben Ihrigen, nicht alle dem „göttlichen" Eumaios vergleichbar; folgen sogar Zigeuner in hellen, vielmehr in dunklen Haufen, denen ihr selbstherrschender Stammesältester stolz voranschreitet, einen hohen, metallbeschlagenen Portiersstab in der braunen Hand, auch er das Urbild einer zum Rechtsbewußtsein erwachenden, historisch-politischen Individualität. Welcher

fruchtbare, so zu sagen jungfräuliche Boden für die Kunstreiter auf dem ungesattelten Nationalitätsprincip!

Schon zeigten sich am Rande des Horizonts die Umrisse der ungarischen Höhenzüge, so unbestimmt und duftblau, wie die Dinge hinter ihnen. Die Nähe Wiens wurde mit jeder Station deutlicher; es war, als fühlte man den fiebernden Pulsschlag der Reichsmutterstadt, in deren Herzen das aus den erkaltenden Extremitäten zurückgetretene Blut heiß und heftig zusammenströmt. Militärtransporte empfing und beförderte jeder Bahnhof, zumeist Urlauber, die ihre von der Sonne des Banats verbrannten Wangen an den Gletschern Tirols kühlen wollten; auch Gefangene in Ketten, Kranke, die sich aus den Sanitätswagen in den Waggon tragen ließen. Ein buntes Gewühl und Gewimmel. Endlich kam Musik zum Vorschein; ein ganzes Orchester wurde verladen, der ehrwürdige Rücken des Contrebasses mit Eisenbahnkarten über und über bedeckt. Nun wußten wir, daß Wien nimmer fern, wie der Seefahrer aus einem Zuge von Landvögeln auf die nahe Küste schließt. „Musik ist der erste Gruß in Oesterreich, auch in Wien."

So las ich laut aus der Ouverture des siebenten Bandes, und lebhaft angeregt durch die schlagende Aehnlichkeit zwischen Original und Copie, theilte ich den Reisegefährten die schöne Hymne oder Elegie an Oesterreich ganz mit, die das sechste Buch einleitet; hierauf aus den folgenden Kapiteln eine und die andere Stelle, welche die alte, die „einzige Kaiserstadt" abconterfeit.

Die Anschaulichkeit der Darstellung fand Beifall. Doch bemerkte unsere Excellenz, — in ästhetischen Dingen

ein Feinschmecker, überhaupt ein Jünger Epikurs im besseren Sinne, gleich den meisten Resten des alten, noch halb und halb josephinischen Wien, — die Schreibart des Zauberers von Rom sei ungleich, das Buch lese sich für eine Unterhaltungsschrift nicht „leicht“ genug. Eine Aeußerung, die mir eher ein Lob, als eine Ausstellung schien. Die vielgepriesene Eigenschaft eines sogenannt fließenden Styls oder einer schönen Sprache schließt denn doch immer eine gewisse Seichtigkeit des Gedankens ein. Tiefe Anschauung und eigenartige Auffassung bedingt Schwere des Ausdrucks, die dem oberflächlich genießenden Leser allerdings unbequem werden mag. Unser Roman ist ein Strom, dessen Ausdehnung an sich schon Untiefen, Strudel und Wirbel mit sich bringt.

Die Excellenz gestand, daß derlei „Lesen mit Hindernissen“ ihre Sache nicht sei. „Ich habe,“ fuhr sie fort, „das Buch nach den ersten Bänden nur stellenweise an mich kommen lassen, in Auszügen, wie sie hier und da eine Zeitschrift mittheilte. Zwei — Kleinigkeiten, wenn Sie wollen, störten mich, machten mich unterweilen geradezu „deschparat“: die vielen Gänsefüße, und die wunderlichen drei Punkte (. . .), welche den Text unzählige Male unterbrechen. Ohne für den Reiz eines wohl angebrachten Citats unempfänglich zu sein, meine ich, dergleichen Würze müsse sparsam angewendet werden. Was soll es bedeuten, wenn ein simpler Kellner, ein „Gleich, Herr, gleich,“ wenn ein westphälischer Eichencamp die „roßprangende“ Flur heißt? Wie Viele aus der Masse des Publikums, an die sich der Roman doch wendet, haben Shakespeare oder gar Sophokles so rasch bei der Hand,

um dem schriftgelehrten Verfasser in seine Intentionen folgen zu können? Wir wollen die Natur unvermittelt sehen, die Personen einfach bei Stand und Namen genannt wissen. Ein Buch ist kein botanischer Garten, wo neben jedem Strauch und Baum ein Taferl steckt oder hängt, mit Linné'scher Terminologie. Und nun gar diese verflixten drei Punkte! Sagen Sie mir, was Sie aus denen machen?"

„Sie sind," antwortete ich, „Stimmungszeichen, Pausen in der Musik, in welchen der angeschlagene Ton nach- und ausklingen soll. Wie der Tonsetzer eine sogenannte Couronne hinschreibt, wo er dem ausübenden Künstler, dem Sänger, die Weiterführung seines Gedankens, die Anbringung einer Fioritur ausdrücklich überlassen haben will, so rufen die drei Punkte dem Leser Namens des Dichters zu: „Mein Gedanke ist nicht abgeschlossen; gehe ihm nach, verfolge ihn in seinen letzten Schwingungen, laß neben dem gedruckten Worte die Stimmung, welche es weckt, in obligater Gedankenharmonie austönen." Die allerdings ungemeine Menge dieser Zeichen deutet an, wie sich der Verfasser selbst in einem steten Stimmungstremolo befindet. Er kann mit sich, mit seinem Stoffe nicht fertig werden. Ist es denn aber das Leben? Kommt es immer und überall zum völligen Abschluß? Erst der Tod macht ein rechtes, volles Punktum."

Ein anderes, gewichtigeres Bedenken hatte der geistliche Herr auf dem Herzen; dasselbe berührte bereits mehr die Composition, als den Styl des Zauberers. Er stieß sich an dessen symbolisirender Manier. „Warum unbestimmte oder fingirte Namen neben wirklichen? Im sie-

benten Bande sind wir in Wien, im achten, neunten in Italien. Vortrefflich; da hat der Leser festen Grund und Boden unter den Füßen, er orientirt sich. Bis er aber dahin gelangt, muß er sich durchtasten. „Eine mitteldeutsche Residenz mit schnurgeraden Straßen, voll Schilderhäuser und Wachtparaden:“ weshalb nicht „Kassel,“ wohin doch jeden Blinden das zu Anfang des ersten Buches genannte hessische Dorf weist? „Der Bischofssitz, die Residenz des Kirchenfürsten:“ warum nicht „Köln,“ welches so deutlich genannt, so nahe gerückt ist, daß man es männiglich mit Händen greifen kann? Warum Lindenwerth, statt Nonnenwerth, Witoborn, statt Paderborn? Der Dichter begibt sich durch die Vermischung bestimmter und fingirter Oertlichkeiten, durch die Verkleidung geschichtlicher Thatsachen und Personen in Fiktion, eines Hauptreizes, des Reizes der Wahrheit in der Dichtung. Wie sicher und fest grundirt der englische, der französische Roman! Bis auf das Stadtviertel und die Hausnummer in London oder Paris!“

„Hierauf könnte ich entgegnen, daß in Frankreich wie in England Leser und Schriftsteller den für ihre Beziehungen zu einander unschätzbaren Vortheil genießen, auf dem einheitlichen Schauplatz der meisten Romane zu Hause zu sein, wogegen der deutsche Dichter sein Terrain erst schaffen, seine Scene sich aufbauen muß. Ich suche aber einen tieferen, allgemeineren Grund für das Clairobscur unseres Zauberers. Man erinnert sich wohl, daß dieselbe Unbestimmtheit, richtiger Namenlosigkeit, in einem andern Roman der Gegenwart, in Freitags „Soll und Haben“ sich wiederholt; auch er nennt sein „Breslau„

nicht, die Oder heißt ihm nur „der Fluß.“ Dem Deutschen bleibt eben, bei aller realistischen Richtung, ein Hang zu idealisiren, sagen wir lieber: zu generalisiren. Er strebt darnach, die einzelne Erscheinung des Lebens im dichterischen Abbild zur Allgemeinheit zu erheben. Damit wird eine in allen Stücken uns so theure, individuelle Freiheit gerettet: dem Leser in der Imagination, dem Schriftsteller in der Composition; Jener mag sich denken, was er will, Dieser gestalten, wie er will, ohne daß Beide an eine fest umschriebene Wirklichkeit, an die Bedingungen des Realismus gebunden sind.“

Diese Betrachtung führte auf die Composition des Zauberers von Rom. Sowohl der geistliche als der weltliche Reisegefährte stürmten gegen diese, wie sie behaupteten, schwächste Seite des Werkes mit den hitzigsten Angriffen ein. Der Eine fand im Zauberer dieselbe geheimnißvolle Truhe mit Papieren wichtigen Inhalts, wie in den Rittern vom Geiste; durch acht Bände verfolge sie uns, um in dem neunten buchstäblich in Rauch aufzugehen. Der Andere verwarf als ein abgenutztes Motiv die ausgehöhlten Pilgerstäbe, welche wiederum bedeutungsvolle Schriftstücke verbergen. Jenem war des romantischen Spuks in Terschka, dem abenteuernden Jesuiten, und in Bruder Hubertus, dem Abtödter, zu viel; Dieser nannte die Entwicklung, im Verhältniß zur Verwicklung, überstürzt. Es wurde eine Seite im neunten Bande aufgesucht und nachgeschlagen, die 48ste, wo vier Personen innerhalb zehn Zeilen kurzer Hand abgethan werden. Ein paar Kapitel später springt Hubertus, der mit Recht den Beinamen „der Abtödter“ führt, in die Flammen,

unter jedem Arm eine Hauptfigur des Romans haltend. Neben diesem summarischen Schlußverfahren wollte es nicht passend erscheinen, daß noch im letzten Bande eine gewissermaßen neue Exposition, die Geschichte Federigo's, das eilfertige Ende unterbricht. Und so weiter, und so weiter, in allerlei Bedenken und Ausstellungen, so daß ich, in die Enge getrieben, bittend rief: „Gemach, gemach, meine Herren! Sie setzen mir auf die Letzt' hart zu. Lassen Sie uns die Sache einmal in Ruhe überlegen!

„Die Composition des Zauberers ist, wie es die allmähliche Herausgabe des Buches mit sich bringt, theils ausgedachter Plan, theils aber auch Improvisation, die in aller künstlerischen Arbeit eine so unabweisbar mächtige Rolle spielt. Nicht jeder Incidenzpunkt der neun Bände konnte im ersten Druckbogen vorgesehen, nicht jede Person vom Auftritt bis an ihr seliges oder auch unseliges Ende von vorn herein fix und fertig ausgearbeitet werden. Der geübte Blick wird in der überwältigenden Masse von Personen und Zuständen herausfinden, was ursprüngliche, was schöpferische Eingebung gewesen, und was ein Zwang aus Prämissen, aus vielleicht gewagten und unbedachten Voraussetzungen geworden ist. Ich möchte hier, mit Vergunst unserer citatenscheuen Excellenz, das Wort Mephisto's anführen: „In Einem sind wir frei, im Andern Knechte." In Einem, das heißt in der Erfindung, in der Anlage, in der Untermalung, sind wir „frei"; da verwickeln wir leicht und lustig drauf los, kein Knoten ist uns fest genug geschürzt, keine Situation zu bunt und zu gefährlich. Warum? Publikus will „gespannt" sein, Publikus begehrt „Stoff". Nun kommt aber das Andere,

das uns zu „Knechten" macht, die Entwicklung, die Auflösung, das Ende; der romantische Kram soll logisch Rede stehen und Antwort geben, und zwar so bündig, daß der Recensent nicht über Unwahrscheinlichkeit greinen kann, und daß die „schöne Leserin" fein Rechenschaft über alles und jedes empfängt. Auf diesem kritischen Punkte läuft denn allerdings so mancherlei Menschliches, Mißliches mitunter, daß man es dem Dichter nicht übelnehmen kann, wenn er, von seinen eigenen Geschöpfen gedrängt, sich eins oder das andere mit einem gesunden Dolchstoß, einer heilsamen Feuersbrunst vom Halse schafft. Ja, wenn der fatale fünfte Akt, der leidige letzte Band nicht wäre! So lange wie möglich drückt man sich drum herum; muß man aber an's Messer, je nun, so bleibt nichts übrig, als den Knoten, der nicht zu lösen ist, zu zerhauen.

„Die Hand auf's Herz, meine Herren: nicht einmal unsere vornehmen Classiker wissen am Ende recht aus oder ein. Die letzten Kapitel der „Lehrjahre" sind auch, wie man zu sagen pflegt, mit Wasser gekocht; die Lösung eines Romans durch die Flasche, woraus Meisters ungezogener Junge trinkt, kann einem ehrlichen Kritiker Angstschweiß auspressen. Und doch besteht ohne Romanhaftes kein Roman; Abenteuer muß er bringen; von Dingen, die alle Tage passiren, lebt er nun einmal nicht. Hat der Leser die Wahl zwischen zwei Uebeln, dem Zuviel und dem Nichtgenug, so wird er in der Regel jenes, das Zuviel, vorziehen, selbst wenn er es am Schluß mit einem Zuwenig sollte bezahlen müssen. Was muthen uns die Franzosen nicht zu, sie, unsere Meister im Verwickeln,

wie die Engländer im Entwickeln! Die Franzosen, mit der überall auf Handlung, auf das Dramatische drängenden Spannkraft ihres Volks, häufen in ihrem Roman Abenteuer auf Abenteuer, bis sie am Ende durch einen Gewalts- oder Staatsstreich der gesammten tollen Wirthschaft das Garaus machen. Die Engländer, in ihrer breiten Behaglichkeit recht eigentlich prädestinirte Epiker, spinnen den Faden ihrer Romane aus dem Karakter des Helden gemüthlich ab, unbekümmert um langweilige „Strecken," wo gar nichts geschieht; dafür bringen sie denn im letzten Kapitel jedes, auch das kleinste Endchen in's Klare, sämmtliche Frauenzimmer unter die Haube, die untergeordnetsten Figuren nach Hause. Man weiß genau, „was aus Allen wird". Das glaubt Niemand, wie tiefe „Befriedigung" ein solches altenglisches Schlußkapitel in dem Leser gewöhnlichen Schlages zurückläßt, während er den blassen Schluß der Pariser Geheimnisse — diesen Hof von Geroldstein, mit welchem Meister Sue, um einem tiefgefühlten Bedürfnisse entgegen zu kommen, den Gotha'schen Almanach bereichert hat — mißmuthig in die Sophaecke wirft."

4.

Eine „Wasserstation" schnitt mir meine literaturgeschichtliche Parallele vor dem Munde ab. Wir warteten geraume Zeit, bis die Locomotive verschnauft hatte, dann fuhr sie fort, und neugestärkt mit ihr unsere Excellenz.

„Gestehen Sie zu," sagte sie, „daß auch der Zauberer von Rom seine Wasserstationen hat, Lücken in der Fabel, über welche uns irgend ein sauber gemaltes Genrebild oder eine stimmungsvolle Landschaft hinweghelfen, wenn nicht täuschen soll. In der Hauptsache, der Erfindung, oder, wie Sie es technisch ausdrücken, in der Composition bleibt der Roman, gleich jedem deutschen, zurück."

„Ich möchte," erwiderte ich hierauf, „nicht mißverstanden werden. Erfinden kann der Deutsche so gut wie der Franzose, der Engländer; er besitzt sogar mehr Phantasie als diese. Dichtet er nicht Mährchen, in denen die ungeheuerlichsten Dinge sich begeben? Aber der Roman ist kein Mährchen; er hat eine andere Aufgabe, als nackte Thatsachen zusammenzustellen. Sein Feld ist das Seelenleben, die menschliche Natur, die volle Tiefe, der weiteste Umfang aller Leidenschaften. Auf diesem Felde, dem der Psychologie, der Karakteristik, ist der Deutsche Meister, ist der Zauberer von Rom ein Meisterwerk.

„Vergleichen wir uns doch, auch unter diesem Gesichtspunkte, mit unsern Nachbarn. Der Engländer gefällt sich in Excentricitäten, in Caricaturen, Sonderlingen, ja Mißgeburten, wie die Pickwickier von Boz. Der Franzose hängt im Gegentheil an der conventionellen Form; sein Roman schafft keine Menschen, nur Typen: types du moyen âge bei Victor Hugo, types du demi-monde bei Dumas Sohn, bei George Sand die femme incomprise, bei Paul de Kock der betrogene Ehemann; — Typen überall, im Roman und im Drama, bis hinab in die Schablonenmalerei der kleinen Theater, welche, wie die alte italienische

Komödie, ihre stehenden Masken haben, le vieux grognard, l'épicier, le gamin, la mère noble, höchstens ein Dutzend an der Zahl. Dagegen, welche Mannigfaltigkeit, welch' unerschöpflicher Reichthum an Individualitäten in einem deutschen Roman, in unserem Zauberer! Gutzkow baut eine ganze römische Kirche auf, schafft seine eigenen Cardinäle, Priester, Mönche, gibt eine chromatische Tonleiter von Geistlichen aller Würden und aller Farben, jede Intervalle karakteristisch bezeichnet. Auf der höchsten Stufe steht Bonaventura, des Dichters Lieblingskind, mit unsäglicher Fürsorge ausgeführt und in das hellste Licht gestellt; vielleicht insofern eine allegorische Figur, als sie die Unvereinbarkeit des Humanitätsbegriffs mit dem Priesterthum darzuthun bestimmt ist, dabei aber doch eine menschlich wahre, natürlich warme Lichtgestalt. Neben ihm, in Ergänzungsfarbe, ebenfalls hell, Cardinal Ambrosi, wie Bonaventura in bedeutungsvolle Beziehung gebracht zu reinigenden Elementen innerhalb des kirchlichen Lebens, und zu den Thälern von Piemont, aus denen die nationale und politische Wiedergeburt Italiens begonnen. Hinter Beiden im Schlagschatten Ceccone, Fefelotti, die Repräsentanten der faulen Hierarchie mit ihren weltlichen Verirrungen. Dann, in den klaren, kühlen Farbentönen des vergangenen Jahrhunderts, der alte Dechant, so liebenswürdig in seiner, allerdings an Indifferentismus streifenden Toleranz. Tiefer unten der wilde Zelot Cajetan Rother; Müllenhoff, der streng geschulte, noch strenger schulende Soldat der Kirche; der ästhetisirende und polemisirende Beda Hunnius; meisterhaft gezeichnet der Convertit Klingsohr und Bruder Hubertus, ein so ungleiches

Paar, daß er gerade durch seine Zusammenstellung sich trefflich illustrirt; der einsiedelnde Schwärmer Federigo, dessen Ketzerthum die Vermittlung zwischen der katholischen und protestantischen Seite tragen muß; der proteisch alle Farben spielende Jesuit Terschka, — welch' eine Fülle von Bildern und Zuständen aus dem kirchlichen Leben!"

„Es fragt sich nur," warf der geistliche Herr ein, „ob unsere Kirche in ihnen ihre Kinder erkennt? Das fragt sich nicht, daß Bonaventura und das von ihm ausgeschriebene Concil so wenig Rom, wie Italien zu retten vermöchten, wollte man den Maßstab der Wahrheit an die Dichtung legen. Vielmehr hat es den Anschein, als wüchse sich dieser Papst Bonaventura in einen ärgeren „Tyrannen" aus, als die Gregore oder Innozense gewesen. Doch, gehen wir darüber hinweg; zeigen Sie uns lieber die weltliche Seite, welche jener kirchlichen gegenübergestellt ist."

„Sie ruht," versetzte ich, „außer auf Benno und Thiebold, dem tragischen und dem humoristischen Helden, auf den Frauengestalten. Daher mag es kommen, daß diese vorwiegend scharf gezeichnet und gefärbt sind. Die weiblichen Figuren, welche in erster Linie stehen, Lucinde voran, Erdmuthe, Monika, Armgart, Olympia, Fulvia, Angiolina, — alle, bis auf Eine, Paula, die in absichtlicher Schwebe zwischen Himmel und Erde gehalten wird, — tragen so feste Züge, treten so bestimmend auf, so handelnd ein, daß die Männer neben ihnen stellenweise zu verschwinden drohen. Doch wollen wir dafür nicht den Verfasser verantwortlich machen, eher eine feine Absicht desselben ahnen. Die Zeit der dreißiger Jahre, worin

der Roman spielt, war nicht, wie die jetzige, auf Eisenbahnen heranwachsende, eine fertige, positive Zeit, sondern eine der allgemeinen Gährung, die Werdezeit der gegenwärtigen Zustände. Unsere heutige Jugend hegt keine Zweifel, aber auch keine Illusionen mehr; sie weiß, was sie will, sie ist oder wird eben auch „realistisch". Das gibt denn sogenannt feste Karaktere. Anders vor einem Menschenalter. Da herrschte noch gerade in höher stehenden oder strebenden Naturen die Faustſtimmung vor, die Byron-Ironie, der übelberufene Weltschmerz. Aehnliche Dissonanzen sind es, die Klingsohr aus einem Extrem in das andere treiben; in den Widersprüchen zwischen Ideal und Wirklichkeit, Freiheit und Polizeistaat geht Benno unter: zwei Karaktere, für welche sich lebendige Originale unzweifelhaft finden lassen. Der Grundton jener Zeit erklärt wohl auch die wehmüthige, herbstliche Färbung des ganzen Gemäldes. Die Helden und Heldinnen des Romans bekommen alle graue Haare vor der Zeit, unter den Augen des Lesers. Vier große Sterbescenen, Erdmuthe, Angiolina, Benno, Federigo, werden mit augenscheinlicher Vorliebe, im höchsten Style ausgeführt. Dagegen fehlt es an den heitersten Bildern, an komischen Cabinetsstücken ebenfalls nicht; Löb Seligmann, die Kattendyks, die Karstens, Schnuphase mit Töchtern, Familie Zickeles, Gebrüder Pötzl sind von unwiderstehlicher Wirkung, so daß wir in unserer nach dem Lustspiel lechzenden Zeit bedauern, ihnen nicht auf der Bühne zu begegnen.

„Dies mahnt an eine weitere Anerkennung, die wir Gutzkow schulden; als gewiegter Dramatiker versteht er sich auf einen guten Schauplatz des Romans; seine Sce-

nerie ist bewundernswürdig. Nicht allein, daß er die Physiognomie deutscher Städte und Länder im Kopfe und in den Fingern hat, wie kaum ein zweiter (wie treffend schildert er Hamburg, Köln, Westphalen); nein, seine Decorationsverwandlungen sind auch mit der weisesten Umsicht geordnet und dem Grundgedanken des Werks angepaßt. Um den Zauber Roms zu entfalten, stellt er uns nicht etwa gleich auf die Höhen des Vatikans; er zeigt, nach einem Vorspiel in Kurhessen, das nur der Einführung der Heldin gewidmet ist, diesen Zauber Roms zuerst in seiner Spiegelung in Norddeutschland, gebrochen durch den Kampf mit der Staatsgewalt, dann in seinen Reflexen in einer homogenen Sphäre, in Wien, und zuletzt erst, fast zu spät, jedenfalls zu kurz, im Mittelpunkte, in Italien. Höchst karakteristisch sind Land und Leute in den verschiedenen Kreisen geschildert. Die berühmte „rothe Erde," von Immermann poetisch urbar gemacht und seitdem ungemein fruchtbar an dorfgeschichtlichen Hofschulzen, erscheint in Produkten und Originalen von dergestalt eigenthümlicher Art, so dicht von Weih- und Höhenrauch umhüllt, daß wir an der Wahrheit der Schilderung zu zweifeln geneigt sein würden, wenn uns nicht ein Seitenblick, zum Beispiel in die „katholische Fraction" gewisser Kammern, diese Wahrheit schlagend bewiese. Was Wien betrifft —"

Hier fiel die Excellenz ein, lebhaft, beinahe leidenschaftlich. „Was Wien betrifft," sagte sie, „so erlauben Sie wohl mir ein letztes Wort. Das Gemälde von Wien im siebenten Bande ist, bei guten einzelnen Zügen, nicht ähnlich, oder vielmehr, es ist nicht umfassend, nicht erschöpfend. Gutzkow hat uns allezeit stiefväterlich behan-

delt. Ich vergesse nicht so bald auf seine „Eindrücke“, die unserem Scholz sogar seine Komik abstritten. Mein guter, alter Scholz! Wären um seinen Tod so viel Thränen geweint worden, wie bei seinen Lebzeiten Thränen über ihn gelacht worden sind, so läg' er im Wasser, nicht in der Erde drinnen. Das im Vorbeigehen. Aber daß auch der Zauberer nicht mehr über Wien, über Wien in Beziehung zu Rom, zu bringen weiß, als eine Vorstellung im Burgtheater, die recht artig ist, aber nicht zur Sache gehört, eine Vorstellung bei Metternich, unwahrscheinlich bis zur Unmöglichkeit, eine Vorstellung bei Zickeles und Compagnie, wiederum recht artig, aber wiederum zur Sache nicht gehörig — das ist eine poetische Ungerechtigkeit, an die wir freilich, wie an so manche unpoetische, vom Reich aus schon gewöhnt sein könnten. Wir wollen annehmen, der Zauber von Rom habe unsern Dichter blind gemacht für den Zauber von Wien. Und schau'n Sie nur, wie prächtig der just sich aufthut!“

So war es, prächtig in der That, prächtig über jede Beschreibung. Ueber die lange Taborbrücke donnerte unser Zug. Zur Rechten Kalenberg, Leopoldiberg, aus dunklem Wald und Wein heraus dem Ankömmling heiter herabnickend. Links die Auen des Praters, ein grünes Meer voll Sang und Klang; als Wimpel flatterten die bunten Fähnlein der Schenken drin, als Segel weiße Sonntagskleider und Uniformen. Unter uns der breite, rasche, kaiserliche Strom; hier und da in den Weiden am Ufer ein Hirtenfeuer und zerstreute Lustlager tausender Spaziergänger. Vor uns — Wien, das verwandelte, verjüngte Wien; Stadt und Vorstädte, seit die starre, steinerne

Scheidewand gefallen, über ihren Trümmern liebend in eins geflossen und in entfesseltem Wachsthumsdrange sich frei ausstreckend in die weite Ebene. Ueberall Licht und Luft, „himmlische Luft, Freiheit!“ Kein Schatten in dem reizenden, riesigen Bilde, als die ferne Rauchsäule des nach Ungarn stürmenden Dampfers. Der Himmel wie in flüssiges Gold getaucht; hoch oben in einem Lichtwölkchen schwebt ein dunkler Punkt, ein Luftballon.

Dafür fehlte ein anderer Augen- und Höhenpunkt, die Spitze von Sanct Stephan. Sie ist abgetragen, um auf alten Grundlagen neu aufgesetzt zu werden. „Möge es nicht eine Vision sein, wie das neunte Buch des Zauberers von Rom,“ so sagte, halb für sich, die Excellenz, nachdem sie mir Auskunft über das vermißte Wahrzeichen gegeben. Ich blickte dem alten Herrn in's Auge und begegnete einem Strahl jener glühenden Vaterlandsliebe, welche dem Oesterreicher so schön steht, die sogar auf dem heiteren Antlitz der Wienerinnen ein Feuer anfacht, höher und edler als das des heißesten Strauß'schen Walzers. Hier hatten wir einen Machthaber des alten Systems, der aber um die Zukunft des neuen tief bekümmert war, wie wenn er selbst es führte; hier ein Wiener Kindel, grau geworden auf dem Pflaster des Kohlmarktes und dem Kies der Bastei, und doch, nach einer sechswöchentlichen Trennung, des Wiedersehens sichtlich, wahrhaft kindlich froh.

Im Bahnhof schieden wir, mit Gruß und Handschlag, beide Reisegefährten außerdem mit dem Gelübde, eine nochmalige Wallfahrt in und durch die bewußten neun Bände anzutreten. Die Excellenz wurde von einer zahlreichen Familie, von Söhnen, Schwiegertöchtern, Enkeln,

jubelnd eingeholt, der geistliche Herr durch einen handküssenden Hofstaat von Kaplanen und dienenden Geistern, Beide in einer stattlichen Equipage. Gleichzeitig rollte ich auf dem standesgemäß höchsten Platze, der Imperiale eines Omnibus, wie in einem Feenwagen durch den ganzen Zauber von Wien, über den Praterstern, dessen Strahlen bunte Menschenfunken nach allen Seiten aussprühten, durch die Jägerzeil, am jungen Franz-Josephs-Quai vorbei, in und durch die innere Stadt, über die Burghöfe mit ihren Denkmälern, die Glacis mit ihren Neubauten, die wachsenden, wimmelnden Vorstädte, zur Mariahilfer Linie hinaus, bis gegenüber der Gloriette von Schönbrunn. Eine Stunde dauerte die Fahrt von der Nordbahn zur Westbahn; sie gab Stoff zu Träumen für eine ganze weitere Reisenacht. In diesen Träumen schwammen das alte und das neue Wien gleich Nebelbildern ineinander. Jenes, das alte, vormärzliche Wien, setzte sich mir trotz allen Ausstellungen der ortskundigen Excellenz, aus den Zügen des Romans doch sehr klar und treu zusammen. Hinter einer Reihe heller Fenster am hohen Markte sah ich mit vollständiger Illusion eine Zickeles-Soirée und auf der dunklen Schottenbastei den Schatten des melancholischen, selbstmörderischen Chorherrn. Aber dieses, das neue, nachoctoberliche Wien, wie es mir im Vogelfluge erschien, mit Sommerabendbeleuchtung und Sonntagabendstaffage — Zauberer von Rom, wann malst du uns dieses Bild? — Ist es dann auch frei vom „römischen“ Zauber — (des Concordats, zum Exempel) — so hat der Zauberer, so hat Wien um so sicherer seine große Aufgabe gelöst!

Die Externsteine.

1.

Im Fürstenthum Lippe-Detmold . . . „Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?“ — Aus dem Taschenbücherfach meines Schreibtisches raunt mir nämlich der Genius der Gotha'schen Genealogischen, ein Genius in braunem Calicot mit güldenen Flügeldecken, warnend zu: Es gibt kein Fürstenthum Lippe-Detmold, sondern nur ein souveränes Fürstenthum Lippe, mit der Haupt- und Residenzstadt Detmold; ein souveränes Fürstenthum Schaumburg-Lippe, mit der Haupt- und Residenzstadt Bückeburg, außerdem verschiedene, zwar noch nicht oder auch nicht mehr souveräne, aber erbherrliche Linien, zum Exempel die ältere oder Lippe-Biesterfeld'sche Linie, die jüngere oder Lippe-Weißenfeld'sche Linie, letztere wiederum mit einem katholischen Zweige. . . . Und nun kosen und flüstern alle Stimmen dieser Haupt- und Nebenlinien, alle Ober- und Unter-Lippen so lustig durcheinander, daß ich den Gotha'schen entsetzt zuschlage, meine Feder sammt der politisch-geographischen Einleitung, die darin gesteckt, fallen lasse und mich kopfüber mitten in meinen Stoff, mediam in rem, hineinstürze.

Am Saume des Teutoburger Waldes, in dessen dunklem Schooß Deutschland vor einigen achtzehnhundert Jahren zum ersten Male „befreit“ und unlängst durch ein neues Denkmal dieser alten Befreiung erquickt wurde, schießt aus den Ausläufern des Gebirgszuges, „die große Egge“ (Enge) geheißen, eine merkwürdige Gruppe von Sandsteinfelsen empor, welche von den Geologen Exter- oder Externsteine (Eggestersteine), von den Ureinwohnern des Landes kurzweg oder vorzugsweise „der Stein“ getauft worden sind. Denn die Geologen mögen wissen — das heißt, sie wissen es trotz wiederholter wissenschaftlicher Untersuchungen nicht — wie diese Steine an diese Stelle gekommen. Dieselben haben außerdem auch in der Kunstgeschichte ihren Ehrenplatz: kein Geringerer als Meister Rauch hat die Sculpturen, mit denen das graueste Alterthum einen der Felsen geschmückt, abgezeichnet und herausgegeben, und der Größte unter den Großen, Vater Goethe, in seiner eigenen Steinzeit die Schrift Rauchs einer Anzeige gewürdigt. (Ausgabe in 30 Bänden: Band 25, Seite 212 und ff.) Meteorsteine können es nicht sein, nach einstimmiger Versicherung aller Sachverständigen: auch nicht vulcanische Gebilde; nicht einmal erratische Blöcke, da in der gemäßigten Zone des Fürstenthums Lippe (ohne Detmold!) Vergnügungszüge von Gletschern nach Agassiz'schem Reiseprogramm oder gräflich Wilczek'sche Nordpolfahrten auf vorsündfluthlichen Treibeisschollen polizeilich niemals würden geduldet worden sein. So müssen wir denn, wie so vieles in dieser besten aller Welten, die Externsteine, da sie nun einmal da sind, ohne Erklärung hinnehmen und stehen lassen, wo sie eben stehen.

Bewegen würde sie ohnehin nicht einmal der Hammer Thor's, des glorreichen Ahnherrn der Steinklopferzunft. Sie sind zu schwer dazu, messen bis an oder gar bis über hundert Fuß Höhe und bilden mit ihren malerisch zerklüfteten, in Zacken und Höhlen ausgerenkten Riesengestalten einen phantastischen Schmuck der übrigens schon in die Fläche verlaufenden, ernsten, beinahe öden Landschaft. Die Nachkommen jener Cherusker, welche im nahen Teutoburger Walde die Römer aus einem Erdwinkel hinausschlugen, in den sie, ohne Hermanns verrätherische Lockpfeife, sich schwerlich jemals verirrt hätten — sie wissen ihre Externsteine sich und ihren seltenen Fremdenbesuchen ganz genießbar zu machen. Einer ihrer Fürsten hat die Umgebungen der „S-teine" in einen ländlichen Park verwandelt, Busch- und Baumwerk angepflanzt, einen kleinen See mit lebendigen Schwänen und in dem kleinen See sogar noch ein kleineres Inselchen geschaffen, dazu die Gipfel der einzelnen Felsen bald durch Brücken verbunden, bald durch Treppen zugänglich, durch Galerien sicher gemacht, die Höhlen vertieft und somit für das artigste Ziel der Landpartien und Sonntags-Ausflüge seiner getreuen Unterthanen wahrhaft väterlich gesorgt. Die kommen denn nun, nicht bloß aus dem eine halbe S-tunde entfernten S-tädtchen Horn, sondern aus weitem Umkreis, freuen sich von der Höhe der Klippen eines herrlichen Ausblickes in das Wald- und Hügelland zwischen Rhein und Weser, lassen sich dazu im Jägerhause den Nachmittagskaffee der Frau Försterin oder auch, recht eigentlich an der Quelle, ein S-tück westphälischen S-chinkens s-chön s-mecken und ergötzen sich in diesem paradiesischen

Still-Leben, wie wenn es keine Weltstädte gäbe und der „Thierjarten“ in Berlin, der „Proater“ in Wien ein Mährchen wäre.

Hätte ich das Glück, der Nachfolger jenes gütigen Fürsten Leopold zu sein, welcher die Externsteine civilisirte, so würde ich sein Werk und das ungleich ältere der braven Benedictiner-Mönche aus dem Kloster Abbinghof fortsetzen, welche um das Jahr 1000 herum Herren dieses classischen Grundes und Bodens gewesen. Diese ließen den höchsten und breitesten der Sandsteinblöcke, aus denen, dreizehn in ominöser Zahl, der Kamm der Externsteine besteht, innen zu einer geräumigen Grotte oder Einsiedelei aushöhlen, außen mit Reliefs schmücken, welche, das Werk eines ungeschulten, keineswegs ungeschickten Bildhauers, in der Form eines Altarbildes den Sündenfall, die Kreuzabnahme, Christus mit der Fahne darstellen, und den obersten Gipfel mit einer kleinen Kapelle krönen. Außerdem ist seitwärts in einer kleinen Höhle des Felsens noch ein Krippenspiel, das Heilige Grab in Gestalt einer Krippe, angebracht. Dieses wahrscheinlich älteste Erzeugniß deutscher Sculptur möchte ich durch ein neuestes ergänzt sehen. Die zwei letzten Blöcke in der Reihe sind noch frei, ein Paar stämmige Burschen mit bemoosten Häuptern; sie bilden den Thorweg, unter welchem durch die Kunststraße zwischen dem Lippe'schen und Paderborn'schen führt, also eine andere Porta Westphalica oder zwei germanische Herkulessäulen. Diese beiden Externsteine taufte ich frischweg auf die Namen

GRABBE — FREILIGRATH

und ließe auf den Gipfeln oder in Nischen die Colossal-büsten der zwei Lippe'schen Dichter aufstellen, umgeben von Reliefs, die bei Jenem die Heerzüge des Karthagers, Barbarossa's, Napoleons, bei Diesem den Löwenritt, die Geister-Karavane, die Schlacht bei Gravelotte versinnlichen. Das wäre auch ein Nationaldank und ein National-Denkmal, welches unter der heißen Sonne der Gegenwart Memnonsklänge in das nahe, volle Leben ausstreuen würde; dabei ein originelles Monument für die poetischen Dioskuren des ur- und echt-deutschen Landes Lippe!

Grabbe, Freiligrath, sind sie selbst nicht Externsteine, aus prosaischem Flachlande plötzlich, unvermittelt emporsteigend? Stehen sie nicht da, scheinbar ohne Zusammenhang mit irgend einem anderen Gebirgszuge? Erhalten sie sich nicht aufrecht und im Gleichgewichte durch eigene Kraft und geben als Gebilde von unbekannter Entstehung dem überraschten Forscher zu denken? Wir wollen sie Beide betrachten, Grabbe und Freiligrath; die Menschen zuerst, alsdann die Dichter.

Ihre Wiegen stehen örtlich nahe bei einander, der Zeit nach nur durch neun Jahre getrennt. (Grabbe geboren 1801, Freiligrath geboren 1810.) Beider Leben ist ein unstetes, bewegtes, stellenweise getrübtes gewesen. In der Literatur-Geschichte kann man sie eigentlich in keiner der abgeschlossenen Dichterschulen völlig unterbringen; noch weniger bei einer Coterie oder Clique. Sie haben den zweifelhaften Vortheil gehabt, isolirt zu entstehen und deswegen zwar eher und weiter gesehen zu werden, aber auch den Nachtheil, sich ohne anregende Wechselwirkung mit verwandten Geistern, ohne fremde Zucht und Stütze

entwickeln zu müssen. Nur auf einem einzigen Felde der Dichtkunst haben sie gearbeitet, Grabbe im Drama, Freiligrath in der Lyrik; aber während Jener, niemals zur Ruhe und Reife gediehen, nichts Fertiges und Vollendetes hinterlassen und nicht einen vollen Kranz für sich gepflückt hat, sondern nur einzelne, bestrittene Blätter, brachte Dieser die reiche Ernte eines ganzen Dichterlebens heim und nahm, noch bei Lebzeiten, seine Stelle in der Geschichte unserer Literatur unter Acclamation seines Volkes ein. So ist, wie es ihre Natur, wie es ihre Werke und deren Wirkung gewesen, auch ihr Ende ein grundverschiedenes. Grabbe fiel auf der Höhe des Mannesalters, nicht vierzig Jahre alt, vor der Zeit an Leib und Seele gebrochen; gleich einer Sternschnuppe leuchtete er auf, losch er aus, bahnlos, ziellos, spurlos. Wie ein Stern — ein Planet, kein Komet, trotz des lodernden Schweifes aus den Sturmjahren — zog Freiligrath seine festen, hellen Bahnen und versank, bis an den Rand menschlicher Lebensdauer gelangt, langsam im Meere, diesseits und jenseits der großen Wasser beweint, gesegnet von seinem Volke, dem er ein Bildner, ein Tröster, ein Führer gewesen in unwegsamer und verworrener Zeit.

Die literarische Kritik hat sich mit Beiden, mit Freiligrath und Grabbe, und zwar schon bei ihrem ersten Auftreten, eingehender beschäftigt, als sie es Anfängern gegenüber zu thun pflegt, und ist auch im abschließenden Urtheil über die zwei Erscheinungen, der Mehrheit nach, anerkennend geblieben. Grabbe's ernste, düstere Gestalt imponirt in der Literatur, seine Stücke bringen den Eindruck origineller, gewaltiger Schöpfungen hervor. So

sind denn auch gestrenge Richter, die in der Regel in der Negation ihre Stärke suchen, wie Julian Schmidt und Johannes Scherr, mit ihm verhältnißmäßig sehr glimpflich verfahren. Seine Schriften, für welche er bei Lebzeiten manchmal von Verlag zu Verlag hausiren gegangen, haben nach seinem Tode wiederholte Gesammt-Ausgaben, theilweise von namhaften Schriftstellern, wie Gottschall, erfahren. Die neueste derselben hat eine junge Kraft aus den Berliner Kreisen veranstaltet, Oscar Blumenthal (vier Bände, Detmold, bei Meyer, 1874) und aus dem handschriftlichen Nachlaß viel Interessantes neben manchem Ueberflüssigen dazugethan. Mehr noch als die Werke ist der Dichter selbst eine zeitlang der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen. Grabbe hatte die müden Augen kaum geschlossen, als die Nekrologisten, Biographen, Chronisten sich wetteifernd seiner Person annahmen. Duller, ein gutmüthiger, warmblütiger Oesterreicher, erzählte zuerst der aufhorchenden Literaten-Familie geheimnißvolle Geschichten aus Grabbe's Jugend: wie eine rohe, dämonische Mutter das Kind an geistige Getränke gewöhnt, ein tyrannischer Schwiegervater und ein liebloses Eheweib den Mann vom häuslichen Herd vertrieben, zuguterletzt ein strenger Meister, Immermann, den kranken Dichter mißhandelt und im Stiche gelassen. Mit der Zeit wurde der ganze Grabbe zu einem pathologischen Präparat zugerichtet, als Warnung für den Nachwuchs. Jetzt, nach Verlauf von vierzig vollen Jahren — Grabbe starb 1836 — ist der dunkle Mythus einigermaßen aufgeklärt worden. Die Correspondenz Grabbe's zeigt, daß seine Eltern einfache, kreuzbrave Leute gewesen, die mehr

für den Sohn gethan, als sie verpflichtet, als sie im Stande waren, und daß an dem Zerwürfnisse sowohl mit Frau und Schwiegervater, wie mit Immermann, Grabbe die jedenfalls größere, wenn nicht alleinige Schuld trug. Er selbst steht in diesem posthumen Lichte keineswegs liebens- oder achtungswerth da. Aus jeder Zeile in die Heimath, an Schulfreunde, an Gönner und Beschützer, an Verleger und Kritiker spricht ein hochfahrender, zugleich ein zerfahrener Sinn, krankhafte Selbstüberschätzung, ängstliches Haschen nach fremder Protection und dabei doch wieder ein trotziges, protziges Pochen auf geistige Ueberlegenheit und Unabhängigkeit. Abgesehen von solchen persönlichen Flecken, hebt sich das Bild des Dichters vortheilhaft heraus. Als Knabe, auf dem Gymnasium zu Detmold, hat er den „Herzog von Gothland" angefangen, die ungeheuerliche Erstgeburt einer ausschweifenden, an kein Gesetz sich bindenden, maßlos Gräuel auf Gräuel häufenden Einbildungskraft. Die Stoffe, nach denen er greift, vorwiegend historischer Gattung oder mährchenhaft und phantastisch, beweisen für eine großartig angelegte Natur, die aber, auf's Höchste gereizt und überspannt, nur empfangen kann, nicht austragen, durchbilden, vollenden. Obgleich geborner Dramatiker, sucht er doch nur in einzelnen vorübergehenden und unfruchtbaren Wallungen eine Anknüpfung an die wirkliche Bühne; er schreibt, und das mit Bewußtsein, nicht für das Theater, sondern ohne das Theater, fast wider das Theater. Diese unnatürliche, erfolglose Production steigert die Vereinsamung des Dichters, die Verbissenheit des Menschen. Sein dissolutes, äußeres Leben thut das Uebrige. Nachdem er erst bei

Tieck in Dresden, dann in den Berliner Kreisen Anknüpfungen gesucht hat, ohne zu finden — weil er selbst abstieß, wo er anziehen sollte, und sich abwendete, wo man ihm die Hand bot — kriecht er unter, in die alte, verachtete Heimath, unter in ein bescheidenes Amt, eine Militär-Auditorsstelle. Aber er trägt diesen Zwang so wenig wie irgend einen andern, wie den Druck einer mit oder ohne Verschulden mißrathenen Häuslichkeit. Den Tod schon im Herzen, reißt er aus, ergreift noch einmal den Wanderstab, flüchtet an den Rhein, wird durch Immermann aufgenommen, vergilt wohlwollende, wenn auch bemessene und zurückhaltende Gutthaten durch Undank, sinkt immer tiefer und tiefer, bis er zusammenbricht, sich elend nach dem verlassenen Herde zurückschleppt und in den verzeihend geöffneten Armen seiner Gattin verendet.

Das ist Grabbe's Leben, oft beschrieben, oft gelesen; ein Nachtstück, fast jedes Lichtes bar; aber ausdrucksvoll, karakteristisch, lehrreich. Dasselbe spiegelt sich auch in seiner persönlichen Erscheinung ab, im Porträt, das einen wohlgebildeten, eher feinen als starken Kopf zeigt, nur die Stirn unverhältnißmäßig hoch und breit gewölbt, an Shakespeare und an Hebbel erinnernd; aber kleine, gekniffene Gesichtszüge, scharfe Falten um Mund und Augen, hervorspringende Backenknochen und ein schwaches, zurücktretendes Kinn; die ganze Physiognomie ohne Energie, unsicher im Ausdruck, erschlafft und verwelkt, nicht unter der Hand des Alters, sondern in Folge langsamer, von innen kommender Auflösung ... Selbstverbrennung möchte ich sagen, wenn nicht eine grausame Anspielung in dem Worte

gefunden werden könnte. Die Zeilen aus Freiligraths schöner Nänie passen unter das Bild:

> . . . Ich habe Dich gekannt als Jüngling; braun
> Und kräftig gingst dem Knaben Du vorüber.
> Nach Jahren d'rauf erschaut' Dich ich als Mann;
> Da warst Du bleich, die hohe Stirne sann,
> Und Deine Schläfe pochten wie im Fieber. . . .

. . . Wie anders, wie ganz und gar anders nimmt sich neben diesem gebrochenen, zerklüfteten Externsteine der gesunde, grobkörnige Nachbar aus, obwohl sein Zwillingsbruder! Wie frei und offen, wie männlich und leuenhaft-majestätisch grüßt uns Freiligraths Antlitz aus den zahlreichen Porträts seiner späteren Lebenstage, welche alle dem Original ähnlich sind, das ähnlichste unter allen dasjenige, das vor Hubs „Freiligrath-Album" (Leipzig 1868) steht! Wahrhaftig, jede Linie ein „Wüstenkönig". Das starke Haupt und die breiten Schultern umwallt von der ergrauten, ungekämmten, ungeleckten Mähne; ein tiefliegendes Auge unter buschigen Brauen scharf aufblitzend; Nase und Mund getrennt durch einen stachlichten Schnauzbart; breite, markige, bei aller Fülle keineswegs schlaffe Gesichtszüge; das Ganze, sowohl der ausdrucksvolle Kopf, wie die gedrungene Gestalt, ein Bild gesetzter, gesammelter Kraft und sicherer, selbsterworbener, selbstbewußter Würde. So aufgefaßt, so dargestellt sollte aus dem Geklüft des dreizehnten Externsteines die Büste des Dichters in die Heimath hinauslugen, in die „rothe Erde", die dem Knaben und dem Jüngling so theuer gewesen, welcher der Mann so theuer geworden und geblieben, daß sie noch nach seinen

sterblichen Ueberresten gastliche und flehende Arme ausgestreckt.

Günstige Sterne haben über den Anfängen Freiligraths gestanden und seinen Lebensweg bis an das Ende treu begleitet. Im neunten Jahre Doppelwaise geworden, nimmt er, muthig und gefaßt, den schweren Beruf auf sich, den der Vater für ihn bestimmt hatte: er wurde Kaufmann. Das Kind schluckt die Thränen um beide Eltern, der früh erwachende Poet das Verlangen nach Freiheit und Bildung herzhaft hinunter und tritt unmittelbar vom Detmolder Gymnasium in den Spezereiwaaren-Laden des Oheims zu Soest, von dort nach fünfjähriger Lehrzeit in ein Amsterdamer Comptoir. Weder sein Genie noch dessen Erzeugnisse haben unter der strengen Arbeit gelitten, die erst ein fremder, dann sein eigener Wille ihm auferlegte. Die weltschmerzelnden Dichterlinge, welche so gern über den Fluch unerträglicher Prosa klagen, wenn sie ihren unzugerittenen Pegasus ein paar Stunden im Tage an den Pflug oder vor einen Karren spannen müssen — sie mögen sich ein Beispiel nehmen an dem Knaben, dem Jüngling, dem Manne Freiligrath, der mit kurzen Unterbrechungen ein volles Menschenalter hindurch an den Ladentisch, das Comptoir und die Kasse geschmiedet gewesen ist. Dessenungeachtet, vielleicht gerade deswegen, hat sich seine dichterische Individualität so selbstständig, so eigenartig entwickelt, daß man sagen kann, in seinem ersten Auftreten ist der ganze Karakter seiner literarischen Persönlichkeit, seine Richtung und sein Ziel bereits fertig ausgedrückt. Im sechzehnten Jahre an einem Lungenkatarrh erkrankt, wird der junge Dichter vom Arzte zu einem Thee von

isländischem Moos verurtheilt. Ein Romantiker würde in solcher Lage entweder wie Novalis vom frühen Tode, von blauen Wunderblumen, von weißen Englein phantasirt oder sich mit selbstmörderischen Witzen hinweg ironisirt haben, wie es Heine in seiner „Matratzengruft" so oft, so lange gethan. Keines von beiden thut Freiligrath, der zu den Romantikern überhaupt nicht mehr gehört, sondern als einer der Erstlinge einer neuen Schule — die ihren erschöpfenden Namen noch sucht — sagen wir einmal kurzweg: als Realist, dicht hinter den Romantikern, fast noch unter ihnen auftritt. Ihm steigt aus der dampfenden Tasse der Rauch des Hekla, aus dem dunklen, braungrünen Naß das Bild des Isenlandes, die Edda-Sage mit ihren Helden, Riesen und Zwergen empor. Das ist der unruhige Wandertrieb des modernen Dichters, der aus dem engsten Kreise in die weiteste Welt, aber in die wirkliche Welt mit ihren natürlichen Wundern hinausstrebt, Das ist die ursprüngliche Einbildungskraft des Künstlers. die sich, inmitten tiefer Einsamkeit und Abgeschlossenheit, in sich vertieft und concentrirt und die von Außen aufgenommenen Eindrücke selbstständig zurückgibt, jeden Gedanken substanzirt, jede Empfindung potenzirt. Zuerst Soest, im Laufe der Jahrhunderte von einer reichen, blühenden Hansestadt in ein westphälisches Landstädtchen zusammengeschrumpft, mit dunklen Gassen und Wällen, mit zu weit gewordenen Plätzen, leer gelassenen Kirchen und verödeten Speichern angefüllt; dann Amsterdam, das „nordische Venedig", mit seinem Welthafen, ein mährchenhaftes Bild, aus Wasser und Land, Himmel und Erde, Nebel und Sturm gemischt; die beiden Plätze waren wie

eigens ausgesucht, wie prädestinirt für die Selbsterziehung eines Dichters von Freiligraths Besonderheit. Daß „ein begeistertes Studium der Erd- und Völkerkunde" die Quelle seiner Poesie gewesen sei, oder daß ihn ein geheimnißvoller seelischer Rapport von den Pfeffersäcken in seines Onkels Laden geführt habe in das Land, wo der Pfeffer wächst — das sind kritische Hypothesen, die nichts erklären, nichts beweisen. Viele Tausende von talentvollen Kindern verschlingen Natur- und Reisebeschreibungen, wie es Freiligrath gethan, Grabbe auch, wie es überhaupt jedes begabte Kind thut, da unbezwingliche, unersättliche Lesesucht das erste allgemeine, aber keineswegs belangreiche Kennzeichen geistiger Befähigung ist. Passive Receptivität liegt noch weit ab von activer Production, und von den vielen Tausenden, welche den kleinen Cannabich, den mittleren Roon, den großen Ritter oder Humboldt mit Haut und Haar in sich aufgenommen, wie Wenige schreiben Victor Hugo'sche „Orientales" oder See- und Wüstenbilder gleich Freiligrath?

Es ist schon eine ansehnliche Galerie solcher Bilder, mit denen unser Dichter im „Deutschen Musen-Almanach" debutirt, dessen Pforten ihm bereitwillig, sozusagen à deux battants geöffnet werden durch Schwab und durch Chamisso, den schwäbischen und den Berliner Redacteur. Das waren gute Jahrgänge auf dem Parnaß, die letzten Dreißiger, 1835 bis 1840, die Wende- und Werdezeit, da alljährlich ein neuer Name oder ein paar auftauchten, die nicht so leicht wieder verschwinden sollten, unter Anderen: Freiligrath, Geibel, Kinkel, Hebbel, Storm, Prutz, Beck; warum nicht noch Einen hinzufügen? — Dingelstedt. Auch der

J. G. Cotta'sche Greif, ein vornehmes Wappenthier, damals viel wählerischer als jetzt in seinen Publicationen, erschloß das Stuttgarter Morgenblatt — man sagt auf ein Fürwort Humboldts, der in Freiligrath gewissermaßen seinen Illustrator beschützte — dem mit fremdartigem Pomp und Gefolge einziehenden Dichter. Schönwissenschaftliche Journale und Almanache —! — Ich weiß wohl, daß sie aus der Mode sind, daß es seit geraumer Zeit zum guten Tone gehört, über die selige Vespertina, Abend-, Morgen- und Mitternacht-Zeitung, Elegante Welt, Europa, wie über Urania, Minerva, Aglaja, Penelope, Taschenbuch für Liebe und Freundschaft oder zum geselligen Vergnügen, die Nase zu rümpfen. Heutzutage werden gar keine Bücher mehr gelesen, nicht einmal Taschenbücher, und in einer einzigen Zeitung, freilich riesigen Formats, will der ungeduldige Leser alles beisammen finden: über dem Strich höchste Politik, strenge Wissenschaft, Handels- und Börsen-Nachrichten; unter dem Strich chronische Novellen, Literatur- und Theater-Kritik, gemeinnütziges Allerlei. Daß bei der Mischung viel literarischer Dilettantismus in Wissenschaft und Politik und umgekehrt viel politische Tendenzlerei in die Belletristik einfließt, ist dem Leser per Dampf gerade recht. Unsere Eltern hielten es anders: sie waren abonnirt im Journalcirkel, im Lesekränzchen und das ganze Haus freute sich allwöchentlich auf den Samstag, an welchem die blauen Mappen mit den Zeitschriften gewechselt wurden. Wir aber, die wir nicht bloß lasen, sondern auch zu schreiben anfingen — nun, uns haben die Kleindichter-Bewahranstalten, worin wir stehen und gehen lernten, uns mitunter einmal nach Herzenslust

rauften, aber fein unter uns blieben in guter Gesellschaft, unter Obhut und Zucht wohlwollender, einsichtsvoller Leute älteren Schlages und doch unserer Art, recht wohl gethan. Ich für mein bescheidenes Theil werde nie vergessen, wie viel Dank ich den Führern meiner Dichterjugend schulde, die mich vor so mancher Geschmacklosigkeit, Uebertreibung und Verirrung bewahrt haben, der väterlich milden Hand meiner Augsburger Freunde Kolb und Altenhöfer, dem scharf- und tiefblickenden Auge Gutzkows, Lewalds altkluger Erfahrung, den reichen Kenntnissen des ehrlichen Hauff in Stuttgart, dem wachen, für Effect immer offenen Sinne Heinrich Laube's, sogar dem strengen Gericht, welches Menzel und die „Halle'schen Jahrbücher" über den Nachwuchs hielten. Wie wild wuchert dagegen unser allerjüngstes Deutschland auf, Kraut und Unkraut bunt durcheinander! Die ehrlichsten, die strebsamsten Talente, denen es nur um Wahrheit über sie selbst zu thun ist — und es gibt deren jetzt so viele, so gute wie vor dreißig, vierzig Jahren — sie wissen nicht einmal, wohin sie sich wenden sollen, um eine sachverständige, fördernde Kritik über ihre Anfänge zu schöpfen; sie suchen vergeblich nach einem fachmäßigen Organ, in welchem neue Kräfte sich schulen, üben, vereinigen, ehe sie als selbstständige literarische Individualitäten vor ein wildfremdes Publikum treten.

2.

Als Freiligrath die erste Gesammt-Ausgabe seiner Gedichte brachte, 1838, war schon sein Name ein weit

und breit bekannter. Wie deren Erfolg von Tag zu Tag wuchs, wie die Auflagen nicht bloß von Jahr zu Jahr, sondern von Messe zu Messe sich drängten, häuften, in allerlei Gestalten und Formaten sich vervielfältigten, wie das heranreifende Dichtergeschlecht um ihn sich zu schaaren begann, als um den Stifter und Führer einer neuen, eigenthümlichen Liedergattung — das alles lebt in unser Aller Gedächtniß, lebt in diesen Tagen mit doppelter Frische wieder auf, da er gestorben ist, das heißt: *aufgehört hat, sterblich zu sein.* Im Sprunge erreichte er das höchste Endziel einer lyrischen Carrière in Deutschland, er wurde schulbuchfähig. Was dem französischen Dichter die Aufnahme in die Akademie, das ist dem deutschen die Aufnahme in die Compendien, Blumenlesen, Mustersammlungen, die jeder Gymnasial-Professor oder Lehrer an höheren Töchterschulen zum Zwecke seines Unterrichts in der Literatur zusammenstellt, herausgibt und durch Einführung in seiner Anstalt, gleichsam durch Amtsgewalt, auch absetzt. Dort seinen werthen Namen im alphabetischen Namensregister entdecken, lyrische Jugendsünden, die verlorenen Kindlein seiner jungen Muse, wiederfinden, mitunter auch eine recht schlechte Censur von dem Katheder-Despoten davontragen, als wären die zeitgenössischen Autoren eigentlich nur aus Gnade und Barmherzigkeit neben Goethe und Schiller zugelassen: das ist das Lob, der Lohn, das Loos, die der deutsche Liedersänger als letzten Preis seines Erdenwallens erringt. Kommt nun gar die Ehre der Composition durch einen populären Tondichter hinzu und das namenlose Glück, bei sommerlichen Musikfesten durch Männergesang-Vereine unter freiem Himmel in

die Welt hinausgeschrien zu werden (zum Exempel: „Ich bin allein auf weiter Flur", vierstimmig, von einem hundert Mann starken Chor vorgetragen!), so müssen die Götter im Olymp, die Helden in Walhalla den unclassischen Epigonen, den Teutoburger Barden um seine Krönung beneiden. Ich gehe eine Wette ein, daß Uhland, so oft er aufgelegt, so gut er honorirt worden, für seinen Band Gedichte nicht so viel Geld eingenommen hat, wie die Chrestomathie-Fabrikanten und Volkslieder-Componisten durch ihre Zwangsanleihen aus diesem Bande herausgeschlagen. Aber: „Einnahmen?" Pfui doch! Das stört ja alle Illusionen. Publicus muß glauben, daß der lyrische Dichter von der Luft lebt, vom Thau. . . .

Freiligrath stand auf der Höhe dichterischen Ruhmes und jugendlicher Kraft, bevor er den gewachsenen Schwingen genug vertraute, um den freien Flug aus dem dunklen, vergitterten Comptoir zu Barmen auf einen grünen Zweig im deutschen Dichterwalde zu wagen und bald darauf auch sein eigenes Nest zu bauen; am Wasser, wie Zug- und Singvögel pflegen. Damit begann die heitere Zeit, als „am Rhein, am Rhein" zuerst in Unkel, dann in Sanct Goar eine gastliche Herberge für fahrende Schüler und Sänger sich aufthat. Von den zahllosen Dampfern, die täglich, stündlich zu Berg und Thal rauschten, holte sich der gemüthliche Herbergsvater seine Gäste zusammen, bald diesen, bald jenen guten Gesellen, wie sie aus Schwaben, Franken, Thüringen, Hessen, Westphalen gezogen kamen, ein wanderlustiges, weindurstiges Häuflein, das zuweilen in einer kurzen Sommernacht mehr leistete an allen Sorten von Humor, als ein ganzer, trockener Jahrgang irgend

für den Sohn gethan, als sie verpflichtet, als sie im Stande waren, und daß an dem Zerwürfnisse sowohl mit Frau und Schwiegervater, wie mit Immermann, Grabbe die jedenfalls größere, wenn nicht alleinige Schuld trug. Er selbst steht in diesem posthumen Lichte keineswegs liebens- oder achtungswerth da. Aus jeder Zeile in die Heimath, an Schulfreunde, an Gönner und Beschützer, an Verleger und Kritiker spricht ein hochfahrender, zugleich ein zerfahrener Sinn, krankhafte Selbstüberschätzung, ängstliches Haschen nach fremder Protection und dabei doch wieder ein trotziges, protziges Pochen auf geistige Ueberlegenheit und Unabhängigkeit. Abgesehen von solchen persönlichen Flecken, hebt sich das Bild des Dichters vortheilhaft heraus. Als Knabe, auf dem Gymnasium zu Detmold, hat er den „Herzog von Gothland" angefangen, die ungeheuerliche Erstgeburt einer ausschweifenden, an kein Gesetz sich bindenden, maßlos Gräuel auf Gräuel häufenden Einbildungskraft. Die Stoffe, nach denen er greift, vorwiegend historischer Gattung oder mährchenhaft und phantastisch, beweisen für eine großartig angelegte Natur, die aber, auf's Höchste gereizt und überspannt, nur empfangen kann, nicht austragen, durchbilden, vollenden. Obgleich geborner Dramatiker, sucht er doch nur in einzelnen vorübergehenden und unfruchtbaren Wallungen eine Anknüpfung an die wirkliche Bühne; er schreibt, und das mit Bewußtsein, nicht für das Theater, sondern ohne das Theater, fast wider das Theater. Diese unnatürliche, erfolglose Production steigert die Vereinsamung des Dichters, die Verbissenheit des Menschen. Sein dissolutes, äußeres Leben thut das Uebrige. Nachdem er erst bei

Tieck in Dresden, dann in den Berliner Kreisen Anknüpfungen gesucht hat, ohne zu finden — weil er selbst abstieß, wo er anziehen sollte, und sich abwendete, wo man ihm die Hand bot — kriecht er unter, in die alte, verachtete Heimath, unter in ein bescheidenes Amt, eine Militär-Auditorsstelle. Aber er trägt diesen Zwang so wenig wie irgend einen andern, wie den Druck einer mit oder ohne Verschulden mißrathenen Häuslichkeit. Den Tod schon im Herzen, reißt er aus, ergreift noch einmal den Wanderstab, flüchtet an den Rhein, wird durch Immermann aufgenommen, vergilt wohlwollende, wenn auch bemessene und zurückhaltende Gutthaten durch Undank, sinkt immer tiefer und tiefer, bis er zusammenbricht, sich elend nach dem verlassenen Herde zurückschleppt und in den verzeihend geöffneten Armen seiner Gattin verendet.

Das ist Grabbe's Leben, oft beschrieben, oft gelesen; ein Nachtstück, fast jedes Lichtes bar; aber ausdrucksvoll, karakteristisch, lehrreich. Dasselbe spiegelt sich auch in seiner persönlichen Erscheinung ab, im Porträt, das einen wohlgebildeten, eher feinen als starken Kopf zeigt, nur die Stirn unverhältnißmäßig hoch und breit gewölbt, an Shakespeare und an Hebbel erinnernd; aber kleine, gekniffene Gesichtszüge, scharfe Falten um Mund und Augen, hervorspringende Backenknochen und ein schwaches, zurücktretendes Kinn; die ganze Physiognomie ohne Energie, unsicher im Ausdruck, erschlafft und verwelkt, nicht unter der Hand des Alters, sondern in Folge langsamer, von innen kommender Auflösung ... Selbstverbrennung möchte ich sagen, wenn nicht eine grausame Anspielung in dem Worte

gefunden werden könnte. Die Zeilen aus Freiligraths schöner Nänie passen unter das Bild:

. . . Ich habe Dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingst dem Knaben Du vorüber.
Nach Jahren d'rauf erschaut' Dich ich als Mann;
Da warst Du bleich, die hohe Stirne sann,
Und Deine Schläfe pochten wie im Fieber. . . .

. . . Wie anders, wie ganz und gar anders nimmt sich neben diesem gebrochenen, zerklüfteten Externsteine der gesunde, grobkörnige Nachbar aus, obwohl sein Zwillingsbruder! Wie frei und offen, wie männlich und leuenhaft-majestätisch grüßt uns Freiligraths Antlitz aus den zahlreichen Porträts seiner späteren Lebenstage, welche alle dem Original ähnlich sind, das ähnlichste unter allen dasjenige, das vor Hubs „Freiligrath-Album" (Leipzig 1868) steht! Wahrhaftig, jede Linie ein „Wüstenkönig". Das starke Haupt und die breiten Schultern umwallt von der ergrauten, ungekämmten, ungeleckten Mähne; ein tiefliegendes Auge unter buschigen Brauen scharf aufblitzend; Nase und Mund getrennt durch einen stachlichten Schnauzbart; breite, markige, bei aller Fülle keineswegs schlaffe Gesichtszüge; das Ganze, sowohl der ausdrucksvolle Kopf, wie die gedrungene Gestalt, ein Bild gesetzter, gesammelter Kraft und sicherer, selbsterworbener, selbstbewußter Würde. So aufgefaßt, so dargestellt sollte aus dem Geklüft des dreizehnten Externsteines die Büste des Dichters in die Heimath hinauslugen, in die „rothe Erde", die dem Knaben und dem Jüngling so theuer gewesen, welcher der Mann so theuer geworden und geblieben, daß sie noch nach seinen

sterblichen Ueberresten gastliche und flehende Arme ausgestreckt.

Günstige Sterne haben über den Anfängen Freiligraths gestanden und seinen Lebensweg bis an das Ende treu begleitet. Im neunten Jahre Doppelwaise geworden, nimmt er, muthig und gefaßt, den schweren Beruf auf sich, den der Vater für ihn bestimmt hatte: er wurde Kaufmann. Das Kind schluckt die Thränen um beide Eltern, der früh erwachende Poet das Verlangen nach Freiheit und Bildung herzhaft hinunter und tritt unmittelbar vom Detmolder Gymnasium in den Spezereiwaaren-Laden des Oheims zu Soest, von dort nach fünfjähriger Lehrzeit in ein Amsterdamer Comptoir. Weder sein Genie noch dessen Erzeugnisse haben unter der strengen Arbeit gelitten, die erst ein fremder, dann sein eigener Wille ihm auferlegte. Die weltschmerzelnden Dichterlinge, welche so gern über den Fluch unerträglicher Prosa klagen, wenn sie ihren unzugerittenen Pegasus ein paar Stunden im Tage an den Pflug oder vor einen Karren spannen müssen — sie mögen sich ein Beispiel nehmen an dem Knaben, dem Jüngling, dem Manne Freiligrath, der mit kurzen Unterbrechungen ein volles Menschenalter hindurch an den Ladentisch, das Comptoir und die Kasse geschmiedet gewesen ist. Dessenungeachtet, vielleicht gerade deswegen, hat sich seine dichterische Individualität so selbstständig, so eigenartig entwickelt, daß man sagen kann, in seinem ersten Auftreten ist der ganze Karakter seiner literarischen Persönlichkeit, seine Richtung und sein Ziel bereits fertig ausgedrückt. Im sechzehnten Jahre an einem Lungenkatarrh erkrankt, wird der junge Dichter vom Arzte zu einem Thee von

isländischem Moos verurtheilt. Ein Romantiker würde in solcher Lage entweder wie Novalis vom frühen Tode, von blauen Wunderblumen, von weißen Englein phantasirt oder sich mit selbstmörderischen Witzen hinweg ironisirt haben, wie es Heine in seiner „Matratzengruft“ so oft, so lange gethan. Keines von beiden thut Freiligrath, der zu den Romantikern überhaupt nicht mehr gehört, sondern als einer der Erstlinge einer neuen Schule — die ihren erschöpfenden Namen noch sucht — sagen wir einmal kurzweg: als Realist, dicht hinter den Romantikern, fast noch unter ihnen auftritt. Ihm steigt aus der dampfenden Tasse der Rauch des Hekla, aus dem dunklen, braungrünen Naß das Bild des Isenlandes, die Edda-Sage mit ihren Helden, Riesen und Zwergen empor. Das ist der unruhige Wandertrieb des modernen Dichters, der aus dem engsten Kreise in die weiteste Welt, aber in die wirkliche Welt mit ihren natürlichen Wundern hinausstrebt, Das ist die ursprüngliche Einbildungskraft des Künstlers. die sich, inmitten tiefer Einsamkeit und Abgeschlossenheit, in sich vertieft und concentrirt und die von Außen aufgenommenen Eindrücke selbstständig zurückgibt, jeden Gedanken substanzirt, jede Empfindung potenzirt. Zuerst Soest, im Laufe der Jahrhunderte von einer reichen, blühenden Hansestadt in ein westphälisches Landstädtchen zusammengeschrumpft, mit dunklen Gassen und Wällen, mit zu weit gewordenen Plätzen, leer gelassenen Kirchen und verödeten Speichern angefüllt; dann Amsterdam, das „nordische Venedig“, mit seinem Welthafen, ein mährchenhaftes Bild, aus Wasser und Land, Himmel und Erde, Nebel und Sturm gemischt; die beiden Plätze waren wie

eigens ausgesucht, wie prädestinirt für die Selbsterziehung eines Dichters von Freiligraths Besonderheit. Daß „ein begeistertes Studium der Erd- und Völkerkunde“ die Quelle seiner Poesie gewesen sei, oder daß ihn ein geheimnißvoller seelischer Rapport von den Pfeffersäcken in seines Onkels Laden geführt habe in das Land, wo der Pfeffer wächst — das sind kritische Hypothesen, die nichts erklären, nichts beweisen. Viele Tausende von talentvollen Kindern verschlingen Natur- und Reisebeschreibungen, wie es Freiligrath gethan, Grabbe auch, wie es überhaupt jedes begabte Kind thut, da unbezwingliche, unersättliche Lesesucht das erste allgemeine, aber keineswegs belangreiche Kennzeichen geistiger Befähigung ist. Passive Receptivität liegt noch weit ab von activer Production, und von den vielen Tausenden, welche den kleinen Cannabich, den mittleren Roon, den großen Ritter oder Humboldt mit Haut und Haar in sich aufgenommen, wie Wenige schreiben Victor Hugo'sche „Orientales“ oder See- und Wüstenbilder gleich Freiligrath?

Es ist schon eine ansehnliche Galerie solcher Bilder, mit denen unser Dichter im „Deutschen Musen-Almanach“ debutirt, dessen Pforten ihm bereitwillig, sozusagen à deux battants geöffnet werden durch Schwab und durch Chamisso, den schwäbischen und den Berliner Redacteur. Das waren gute Jahrgänge auf dem Parnaß, die letzten Dreißiger, 1835 bis 1840, die Wende- und Werdezeit, da alljährlich ein neuer Name oder ein paar auftauchten, die nicht so leicht wieder verschwinden sollten, unter Anderen: Freiligrath, Geibel, Kinkel, Hebbel, Storm, Prutz, Beck; warum nicht noch Einen hinzufügen? — Dingelstedt. Auch der

J. G. Cotta'sche Greif, ein vornehmes Wappenthier, damals viel wählerischer als jetzt in seinen Publicationen, erschloß das Stuttgarter Morgenblatt — man sagt auf ein Fürwort Humboldts, der in Freiligrath gewissermaßen seinen Illustrator beschützte — dem mit fremdartigem Pomp und Gefolge einziehenden Dichter. Schönwissenschaftliche Journale und Almanache —! — Ich weiß wohl, daß sie aus der Mode sind, daß es seit geraumer Zeit zum guten Tone gehört, über die selige Vespertina, Abend-, Morgen- und Mitternacht-Zeitung, Elegante Welt, Europa, wie über Urania, Minerva, Aglaja, Penelope, Taschenbuch für Liebe und Freundschaft oder zum geselligen Vergnügen, die Nase zu rümpfen. Heutzutage werden gar keine Bücher mehr gelesen, nicht einmal Taschenbücher, und in einer einzigen Zeitung, freilich riesigen Formats, will der ungeduldige Leser alles beisammen finden: über dem Strich höchste Politik, strenge Wissenschaft, Handels- und Börsen-Nachrichten; unter dem Strich chronische Novellen, Literatur- und Theater-Kritik, gemeinnütziges Allerlei. Daß bei der Mischung viel literarischer Dilettantismus in Wissenschaft und Politik und umgekehrt viel politische Tendenzlerei in die Belletristik einfließt, ist dem Leser per Dampf gerade recht. Unsere Eltern hielten es anders: sie waren abonnirt im Journalcirkel, im Lesekränzchen und das ganze Haus freute sich allwöchentlich auf den Samstag, an welchem die blauen Mappen mit den Zeitschriften gewechselt wurden. Wir aber, die wir nicht bloß lasen, sondern auch zu schreiben anfingen — nun, uns haben die Kleindichter-Bewahranstalten, worin wir stehen und gehen lernten, uns mitunter einmal nach Herzenslust

rauften, aber fein unter uns blieben in guter Gesellschaft, unter Obhut und Zucht wohlwollender, einsichtsvoller Leute älteren Schlages und doch unserer Art, recht wohl gethan. Ich für mein bescheidenes Theil werde nie vergessen, wie viel Dank ich den Führern meiner Dichterjugend schulde, die mich vor so mancher Geschmacklosigkeit, Uebertreibung und Verirrung bewahrt haben, der väterlich milden Hand meiner Augsburger Freunde Kolb und Altenhöfer, dem scharf- und tiefblickenden Auge Gutzkows, Lewalds altkluger Erfahrung, den reichen Kenntnissen des ehrlichen Hauff in Stuttgart, dem wachen, für Effect immer offenen Sinne Heinrich Laube's, sogar dem strengen Gericht, welches Menzel und die „Halle'schen Jahrbücher" über den Nachwuchs hielten. Wie wild wuchert dagegen unser allerjüngstes Deutschland auf, Kraut und Unkraut bunt durcheinander! Die ehrlichsten, die strebsamsten Talente, denen es nur um Wahrheit über sie selbst zu thun ist — und es gibt deren jetzt so viele, so gute wie vor dreißig, vierzig Jahren — sie wissen nicht einmal, wohin sie sich wenden sollen, um eine sachverständige, fördernde Kritik über ihre Anfänge zu schöpfen; sie suchen vergeblich nach einem fachmäßigen Organ, in welchem neue Kräfte sich schulen, üben, vereinigen, ehe sie als selbstständige literarische Individualitäten vor ein wildfremdes Publikum treten.

2.

Als Freiligrath die erste Gesammt-Ausgabe seiner Gedichte brachte, 1838, war schon sein Name ein weit

und breit bekannter. Wie deren Erfolg von Tag zu Tag wuchs, wie die Auflagen nicht bloß von Jahr zu Jahr, sondern von Messe zu Messe sich drängten, häuften, in allerlei Gestalten und Formaten sich vervielfältigten, wie das heranreifende Dichtergeschlecht um ihn sich zu schaaren begann, als um den Stifter und Führer einer neuen, eigenthümlichen Liedergattung — das alles lebt in unser Aller Gedächtniß, lebt in diesen Tagen mit doppelter Frische wieder auf, da er gestorben ist, das heißt: aufgehört hat, sterblich zu sein. Im Sprunge erreichte er das höchste Endziel einer lyrischen Carrière in Deutschland, er wurde schulbuchfähig. Was dem französischen Dichter die Aufnahme in die Akademie, das ist dem deutschen die Aufnahme in die Compendien, Blumenlesen, Mustersammlungen, die jeder Gymnasial-Professor oder Lehrer an höheren Töchterschulen zum Zwecke seines Unterrichts in der Literatur zusammenstellt, herausgibt und durch Einführung in seiner Anstalt, gleichsam durch Amtsgewalt, auch absetzt. Dort seinen werthen Namen im alphabetischen Namensregister entdecken, lyrische Jugendsünden, die verlorenen Kindlein seiner jungen Muse, wiederfinden, mitunter auch eine recht schlechte Censur von dem Katheder-Despoten davontragen, als wären die zeitgenössischen Autoren eigentlich nur aus Gnade und Barmherzigkeit neben Goethe und Schiller zugelassen: das ist das Lob, der Lohn, das Loos, die der deutsche Liedersänger als letzten Preis seines Erdenwallens erringt. Kommt nun gar die Ehre der Composition durch einen populären Tondichter hinzu und das namenlose Glück, bei sommerlichen Musikfesten durch Männergesang-Vereine unter freiem Himmel in

die Welt hinausgeschrien zu werden (zum Exempel: „Ich bin allein auf weiter Flur", vierstimmig, von einem hundert Mann starken Chor vorgetragen!), so müssen die Götter im Olymp, die Helden in Walhalla den unclassischen Epigonen, den Teutoburger Barden um seine Krönung beneiden. Ich gehe eine Wette ein, daß Uhland, so oft er aufgelegt, so gut er honorirt worden, für seinen Band Gedichte nicht so viel Geld eingenommen hat, wie die Chrestomathie-Fabrikanten und Volkslieder-Componisten durch ihre Zwangsanleihen aus diesem Bande herausgeschlagen. Aber: „Einnahmen?" Pfui doch! Das stört ja alle Illusionen. Publicus muß glauben, daß der lyrische Dichter von der Luft lebt, vom Thau. . . .

Freiligrath stand auf der Höhe dichterischen Ruhmes und jugendlicher Kraft, bevor er den gewachsenen Schwingen genug vertraute, um den freien Flug aus dem dunklen, vergitterten Comptoir zu Barmen auf einen grünen Zweig im deutschen Dichterwalde zu wagen und bald darauf auch sein eigenes Nest zu bauen; am Wasser, wie Zug- und Singvögel pflegen. Damit begann die heitere Zeit, als „am Rhein, am Rhein" zuerst in Unkel, dann in Sanct Goar eine gastliche Herberge für fahrende Schüler und Sänger sich aufthat. Von den zahllosen Dampfern, die täglich, stündlich zu Berg und Thal rauschten, holte sich der gemüthliche Herbergsvater seine Gäste zusammen, bald diesen, bald jenen guten Gesellen, wie sie aus Schwaben, Franken, Thüringen, Hessen, Westphalen gezogen kamen, ein wanderlustiges, weindurstiges Häuflein, das zuweilen in einer kurzen Sommernacht mehr leistete an allen Sorten von Humor, als ein ganzer, trockener Jahrgang irgend

eines Feuilletons. Aber auch manche ernste That bezeichnet in lichten Spuren den im Ganzen nicht einmal fünfjährigen Aufenthalt des deutschen Dichters am deutschen Strome. Da in der Sylvesternacht 1839 Held Rolands Bogen, das malerisch-romantische Wahrzeichen auf der Grenze zwischen Mittel- und Niederrhein, durch einen heftigen Sturm zertrümmert wurde, sang ihn Freiligrath, ein anderer Orpheus, wieder auf und zusammen. Zum Kölner Dom wälzte er einen tüchtigen Baustein herbei und legte auf Immermanns Grab den Kranz Westphalens mit der schwarz-weiß-grünen Schleife pietätsvoll nieder. Im „Rheinischen Odeon", im „Rheinischen Jahrbuch" wehte seine Fahne von Sang- und Landesgenossen sammelnd und leitend voran. Die gesegneten Rheinlande, in denen seit Goethe's Jugend kein poetischer Hauch mehr geweht hatte, schienen sich mit einem neuen geistigen Leben zu füllen, in welchem ein vorherrschend nationaler Zug sich vortheilhaft bemerkbar machte. Aber auch in internationaler Richtung dehnte Freiligrath seine Wirkungen aus, indem er, ein vollendeter Meister in der schwierigen Uebersetzungskunst, Alt-England und Neu-Frankreich, sogar das für die Literatur kaum entdeckte Amerika für Deutschland eroberte. Altmeister Spenser, Shakespeare's Renaissance-Epos, die Hochlandsweisen von Robert Burns, die Lakisten, Tennyson, den Poet laureate, Victor Hugo, Alfred de Musset, die Rothhaut Longfellow, sie Alle hat er annectirt, der rheinische Tausendkünstler, mit einer technischen Virtuosität, einer souveränen Beherrschung dreier Volks- und Sprachgebiete, Deutsch, Englisch, Französisch, um welche der moderne Cäsarismus den friedlichen Gewinner wohl

beneiden mag. O, es war eine fruchtbare, anregungs- und aneignungsreiche Literatur-Epoche, das Lustrum von den letzten Dreißiger- bis zu den ersten Vierziger-Jahren, und nicht bloß vergoldet in der abendrothen Beleuchtung der Erinnerung, sondern eine wahrhaft goldene Frühlingszeit liegt sie hinter uns. Die Gegensätze, die später in materiellem Kampfe zündend aufeinander platzen sollten, sie lagen damals noch gebunden oder wurden in unblutigen Geistesschlachten ausgefochten. Die Blitze des deutschen Bruderkrieges, die Donner des deutsch-französischen Völkerzweikampfes schlummerten in der Zeiten Hintergrunde. Noch war der geistige Horizont der Nation klar und blau.

Die erste Wolke, die über Freiligraths ahnungslosem Haupte emporstieg und sich entlud in dem tröpfelnden Danaë-Regen der (wiederum auf Humboldts Empfehlung ihm verliehenen) Pension König Friedrich Wilhelms des Vierten, sie kam aus Berlin. Im Jahre 1842 gegeben, zurückgegeben im Jahre 1844, haben diese summa summarum sechshundert Thaler Preußisch-Courant in der That hüben und drüben mehr Spektakel gemacht, als sie, zum höchsten Cours gerechnet, werth gewesen. Daß des Königs Absicht die reinste, edelste war, Niemand bezweifelt es. Aber der Romantiker auf dem preußischen Königsthrone verstand sich schlecht auf die moderne literarische Generation in Deutschland. Karl August hatte nicht den alten Klopstock nach Weimar gezogen, sondern den jungen Goethe. Friedrich Wilhelm rief im Anfange seiner mit gespannten Erwartungen begrüßten Regierung an seinen neuen Hof den alten Tieck, der im „Blaubart“ und im „Gestiefelten Kater“ romantische Jugendspielereien allenfalls wieder auf-

zuwärmen wußte, dagegen in allem Uebrigen, Wichtigen, Wirklichen zu Potsdam ebenso unthätig und theilnahmlos saß, wie vorher in dem Erkerhause auf dem Dresdener Neumarkt. Wo König Friedrich Wilhelm der Vierte mit Geistern der Neuzeit persönlich zusammengetroffen ist, haben sich beide Theile immer mißverstanden, immer unbefriedigt getrennt. So in der bekannten Audienz, zu welcher Herwegh durch Schönlein verführt worden; so auch in einer Begegnung mit Freiligrath gelegentlich eines königlichen Besuches in der Rheinprovinz, wobei der geistvolle Monarch in der ihm eigenthümlichen, leichten, springenden Unterhaltungsweise den Poeten um die besten Jahrgänge und Lagen des Rheinlandes befragte. Bald darauf sagte Freiligrath dem König und der conservativen Partei auf und ging über in das demokratische, das socialistische Lager.

Wie plötzlich dieser Bruch auf den ersten Blick erscheinen mag, der sich im Frühjahre 1844 mit Herausgabe des „Glaubensbekenntnisses" vollzog, so ist er doch keineswegs in Folge eines wunderthätigen Tages von Damaskus, wie Friedrich Wilhelm dem „Lebendigen" einen solchen wünschte, ist keineswegs unvorbereitet eingetreten. Freiligrath, welcher, gleich allen Westphalen, ein gutes Stück der trutzigen Chatten- oder Cherusker-Natur in sich trug, war durch den königlichen Gnadenact, durch die kleinlichen Hänseleien von der Linken, die er darüber auszustehen hatte, durch seine eigene scharfe Replik auf Herweghs „Duett der Pensionirten" wohl weiter nach rechts gedrängt worden, als es sein Vorsatz gewesen. Sobald der natürliche Rückschlag gegen die erste Bewegung nach rechts sich

einstellte, wurde der Dichter nun in der entgegengesetzten Richtung, gen links, zu weit getrieben. Welchen Einflüssen er dabei nachgegeben, das entzieht sich, so weit dieselben persönlicher Art gewesen sind, der Erklärung. Daß es der bloße Neid nicht war, der Neid auf die raschen Erfolge der politischen Lyriker, kann als gewiß angenommen werden; in Freiligraths gesundem Blut gohr kein Tropfen dieses hündischen Giftes, obgleich dasselbe ein erbliches Uebel des deutschen Volkskarakters. Auch „gekeilt" ist er nicht worden, wie wir das im Corpsburschen-Jargon nannten, durch Hoffmann von Fallersleben, als den Emissär der Rothen. Die Beiden haben in der doppelt besungenen Nacht im „Riesen" zu Coblenz selbander gekneipt; welcher deutsche Knabe, Jüngling, Mann oder Greis hätte mit dem lustigen alten Spielmann, dem Rattenfänger aus Fallersleben nicht gekneipt?! Aber werben ließ sich ein Freiligrath nicht von einem Hoffmann. Um den politischen Farbenwechsel des Ersteren zu erklären, genügt, meines Erachtens, vollkommen der allgemeine Wind- und Witterungswechsel, der zu Anfang der Vierziger-Jahre in den höheren geistigen Luftschichten langsam eintrat, obgleich er erst 1848 als Orkan in den politischen Regionen ausbrach. Durch ihn wurde, gleich vielen anderen empfänglichen und enthusiastischen Gemüthern, auch Freiligrath erfaßt und fortgerissen, gottlob nicht in die Festungsgräben zu Wien oder Rastatt, wohl aber aus seinen bisherigen Dichtungs- und Lebenskreisen. Mit dem „Glaubensbekenntniß" beginnt für Beide, den Poeten und den Menschen, eine neue, zweite Existenz, auf die wir bei der Würdigung ihrer dichterischen Erzeugnisse des Näheren zu sprechen

kommen werden. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Aber auch im Sturme bewährt sich die kräftige, lautere Natur. Muthig und fest steuert er sein Schifflein, schon befrachtet mit des Mannes theuerster Habe, mit Weib und Kind, bald rheinaufwärts, in die Schweiz, bald rheinabwärts, nach Belgien, nach Holland, nach England. Er lavirt abwechselnd vor diesem und jenem Redactions-Bureau, bis er 1851, um den nöthigen Halt für seine und der Seinigen bürgerliche Stellung zu finden, in der Londoner City Anker wirft. Zwanzig Jahre lang, wenn nicht länger, hat er den Kampf um das Dasein als Flüchtling und Verbannter durchgekämpft und alle Leiden, wie alle Reize dieses modernen Nomadenthums durchgekostet: Demonstrationen, Ovationen, Acclamationen von der einen Seite, von der andern Verfolgungen und Verhaftungen, welche aber so gar ernstlich nicht gemeint gewesen sein mögen, da man überall dann erst auf ihn fahndete, wenn man ihn entfernt wissen konnte. Zuletzt überwog der Trieb in die Heimath, der kein Poet ungestraft sich entfremdet. Er kehrte um und fand in dem freundlichen Badeort Cannstatt am Neckar, unweit Stuttgart, seinen Hafen. Dort ist er Samstag, den 18. März 1876 sanft verschieden, der allgemeinen Dichterkrankheit, einem Herzleiden, erlegen.

Meine geognostische Studie über die Externsteine würde unvollständig sein, wollte ich nicht gleichsam am Fuße derselben als meine Signatur in ein paar Zügen meine persönlichen Beziehungen zu ihnen eingraben. Mit dem älteren, Grabbe, habe ich deren keine gehabt; er war verstummt, bevor ich zu sprechen angefangen. An Freiligrath

dagegen knüpfte mich eine jahrelange, brüderliche Freundschaft, welche die Politik zeitweise zu lockern, niemals zu lösen vermochte. Wir duzten einander seit meinem ersten Besuche am Rhein, den er mir in Fulda — in gewissem Sinne auch ein Exil — trostbringend zurückgab. Haben wir doch gelacht, daß ihm das frühe Bäuchlein wackelte und mir die Augen übergingen, weil er mich gerade bei der angenehmen Arbeit überraschte, den Schülern unserer Secunda ihre lateinischen Aufsätze mit rother Tinte zu corrigiren, zu denen ich das Thema gegeben: „Interpretatio et solutio carminis Friligratensis, inscripti *ΟΔΥΣΣΕΥΣ*“; die lateinische Prosa-Uebersetzung seines „Odysseus“. Darauf vergingen Jahre, ohne daß wir uns anders als in Briefen begegnet wären, welche zuweilen einen herben Mißlaut anschlugen. „Du bist,“ so schrieb er mir nach Stuttgart, „Hofrath geworden; ich will niemals etwas Anderes werden als Freiligrath.“ Allerdings in Antwort auf meine Aeußerung an ihn: „Dein „Glaubensbekenntniß“ enthält nicht politische Gedichte, sondern politische Frescomalereien.“ Die intime Geschichte dieser und vieler größerer Zerwürfnisse ist noch zu schreiben und wird geschrieben werden, wenn einmal die Personal-Chronik der politischen Lyriker an das Tageslicht treten darf; ein interessantes Blatt aus der deutschen Literatur-Geschichte, welches sich der Letztüberlebende aus dem Kreise, und wär' ich selbst dieser Letzte, nicht entgehen lassen soll. Zum letzten Male sah ich den Freund, und das vor nicht langer Zeit, in London, meinem überaus geliebten Babel, dem ich, in Begleitung meiner Tochter, einen Besuch abstattete. Ich grub ihn aus in seinem

Comptoir der Switzerland-Bank, welches Julius Rodenberg — auch er ein Kind Westphalens, aber ein jüngeres als wir zwei — anschaulich geschildert hat. Wir umarmten uns und küßten uns zum kopfschüttelnden Entsetzen der anwesenden Englishmen. Abends speisten wir zusammen; ein Diner von nicht mehr als drei Gedecken, aber ach! schon mancher Banquo zwischen uns. Nach Tische begleitete ich ihn eine Strecke auf dem Wege nach seinem fernen Heim in Hackney; dann wieder er mich bis an mein Hôtel. Es war eine weiche, warme Augustnacht; Oxford-Street lebte, lärmte, leuchtete noch wie am hellen Mittage. Arm in Arm durchwandelten wir nicht sowohl die Hauptstraße der fremden Weltstadt, als das verlorene Paradies unserer Jugend. Da erklang hinter uns die mahnende Stimme des Conducteurs: „'buss, Sir, 'buss the last for Hackney!“ (Letzter Omnibus nach Hackney!) Der Wagen hielt; er schwang sich auf die Imperiale. „All right!“ schrie der Conducteur. „Gute Nacht, Langer!“ rief Freiligrath herunter, und ich hinauf: „Auf Wiedersehen!“ Wir haben uns nicht wieder gesehen.

3.

Grabbe ist ein Nachzügler der romantischen Schule. Mit diesem Satz widerspreche ich keineswegs meiner früheren Behauptung, daß weder er, noch Freiligrath in irgend einer der bestehenden Dichterschulen völlig unterzubringen sei. Ich erläutere dieselbe dahin, daß Grabbe an das Hauptprincip der Romantiker, die Negation jedes Gesetzes in der Poesie, bewußt angeknüpft und deswegen als der

romantischen Schule angehörig betrachtet werden darf. Der alte Studenten-Comment würde das Verhältniß treffend also bezeichnen: Grabbe hält sich als Renonce zu den Romantikern, ohne als Corpsbruder recipirt zu sein.

Ueber diese hochinteressante Literaturgruppe, welche das erste Viertel unseres Jahrhunderts beherrscht — trotz der Classiker, mit denen sie sich bald in Widerspruch, bald in Zusammenhang setzt — sind die Acten noch nicht geschlossen. Heine meinte zwar, sie vernichtet zu haben durch seine berühmte Broschüre: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" (Hamburg 1833); ein echtes Geisteskleinod, in allen Farben schillernd und Licht nach allen Seiten sprühend. Aber der Großmeister der Ironie hat, wie oft, auch in diesem Falle sich selbst ironisirt. Denn Heine ist nicht mehr und nicht minder als einer der letzten und besten Romantiker, ist es in seinen Mängeln wie in seinen Vorzügen. Wenn man die Summe seiner Wirksamkeit in der Poesie und Literatur in einer knappen These definiren will, so heißt diese: Heine hat das Subject von der Form emancipirt. Sein Resultat fällt zusammen mit der Tendenz der Romantiker: Kein Gesetz, keine Form, weder im Leben, noch in der Kunst. Die Poesie ist unendlich, allein frei, absolut, der Poet souverän. Romantische Poesie ist progressive Universal-Poesie, ihr Gegenstand und ihr Reich die Welt. So Friedrich Schlegel, der Senior und Sprecher des Corps.

Allen Mitgliedern desselben gemeinsam ist ein äußerliches, jedoch nicht unwesentliches Merkmal. Sie sind

sammt und sonders, mit der einzigen Ausnahme Brentano's, geboren in der Mark, in Ostpreußen, einige in der Stadt Berlin. Nach Meidingers altem Witz: „Keine Sünde, aber ein Unglück." In der That: ein Unglück. Denn die Eindrücke, welche eine große und schöne Natur auf das junge Dichtergemüth hervorbringt, tiefe, bleibende, bestimmende Eindrücke, haben die Romantiker sich künstlich ersetzen müssen. Die „reale Welt" wird eher Demjenigen zuwider, der die form- und farblosen Sandebenen des Nordens von Kindesbeinen vor sich, um sich, unter sich hat, als dem Sohne des südlichen Hochgebirges oder der mitteldeutschen Flußthäler. Wie viele, vielmehr wie wenige Lyriker stammen von der Nordseite der Mainlinie?!

Was soll durch diesen Naturmangel erklärt und zur Sache bewiesen werden? Der Mangel an Natürlichkeit, an Ursprünglichkeit, an Unmittelbarkeit auch in den bedeutendsten Werken der Romantiker; die erstickende Stubenhockerthums-Atmosphäre, die durch alle künstlich erzeugte, mondbeglänzte Zaubernacht und Waldeinsamkeit unvertilgbar hindurchmufft; die kopfhängerische, krankhafte Originalitätssucht, welche jeden der hochbegabten Geister in irgend eine fixe Idee, eine Marotte, einen Tic hineintreibt (ohne Kalauer gegen Ludwig Tieck gesagt); die unfruchtbare Spielerei endlich bald mit phantastisch-mystischen oder mittelalterlichen Richtungen und Gestalten, bald mit wesenlosen Mährchengebilden, aus welchen doch immer wieder der rein moderne Schalk der Verneinung, die persönliche Laune und Absicht herausbricht. Oder müssen wir nicht in jeder Scene einer Tieck'schen Komödie

ungeduldig fragen: Wen oder was meint er eigentlich? Die spukhaften Fratzen einer Hoffmann-Callot'schen Novelle, machen sie uns jemals wirklich und ernstlich bange, wie ehrliche Gespenster es thun? Aergern wir uns nicht, wenn der mächtigste Poet aus diesem reichen und bunten Kreise, wenn Kleist mitten unter den höchsten und vollsten Lauten des volksthümlichen Dramas somnambulistisch zu lallen beginnt? Friedrich Schlegel ist katholisch geworden, ohne jemals katholisch gewesen zu sein. Zacharias Werner blieb unter seinem geistlichen Ordensgewande ein recht weltlicher Sünder und Cyniker. Ueberall Widerspruch und Unwahrheit, in den Dichtungen und in den Lebensläufen dieser Männer, die, wie in der Kunst, so auch in der bürgerlichen Gesellschaft keine Regel und keine Sitte über sich gelten ließen! Wie weit, und nicht zu ihrem Vortheil, ist doch ihr Treiben verschieden von der ehrfurchtgebietenden, idealen Sphäre unserer Classiker, verschieden auch von dem Epigonen-Zeitalter der jungen Literatur, welche ihre Emancipations-Theorien nicht auf ihr eigenes Fleisch bezogen wissen wollte, sondern nach Außen gewendet, in die reformbedürftige Welt realer Zustände, sowohl politischer wie literarischer!

Und doch, vom heutigen Standpunkte aus betrachtet, erscheint die romantische Schule nichts weniger als erfolg- und verdienstlos. Das reiche Wissen, die vielseitige Thätigkeit ihrer Koryphäen hat den geistigen Horizont der Nation erweitert, den verschütteten Quell ihrer alten Weis- und Schriftthümer aufgedeckt, das deutsche Volkslied aus dem Schlafe vieler Jahrhunderte erweckt, der neuen Forschung die Wege in den Orient und nach

Indien gezeigt, die Schätze des altspanischen, altenglischen, altfranzösischen Theaters erschlossen. Der träumerische Hang und Drang nach dem Fernen, Uebersinnlichen, Wunderbaren gab ein heilsames Correctiv ab wider die Ernüchterung und Eintrocknung, welche das absterbende Zeitalter „der Aufklärung" auf dem Felde unserer Literatur zurückzulassen drohte. Wenn Lessing der jungen deutschen Bühne, seiner Schöpfung, die negative Parole gegeben: Keine französischen Muster mehr! so fügten die Schlegel und Tieck nun ergänzend und positiv hinzu: Da habt ihr Calderon und Shakespeare als ewige Vorbilder. Gegen Kotzebue's liederliche Lustspiele und Raupachs königlich preußisch priveligirte Tragödien-Fabrikate, fünfzig Thaler per Act, jeder Hohenstaufe zu fünf Acten, war mit allen ihren Auswüchsen und Ueberspanntheiten die Tragödie der Romantiker und die ihr blutsverwandte Schicksals-Tragödie ein Manna in der Wüste. Wäre dies Manna vom Himmel nicht gefallen auf die selbst nach Sturm und Gewittern lechzenden Bretter, wer weiß, ob wir nicht heutzutage noch mit unserem Thespiskarren im Iffländlichen Familienstücke festgefahren wären, welches — gerade weil es, als echt deutschen Ursprungs und Karakters, eine tiefe Berechtigung und Wirkung hat — im Uebermaß, in der Entartung jedem Fortschritte doppelt gefährlich werden konnte.

Da ist denn nun die Stelle, wo unter Anderen auch Grabbe eintrat, wenigstens hätte eintreten sollen. Ich habe ihn keineswegs aus dem Auge verloren, als ich die Physiognomie seiner literarischen Sippe zu zeichnen versuchte. Er gleicht ihnen. Die Familienzüge der Romantik

finden sich wieder in ihrem Spätling, der, noch über die Häupter der Schule hinaus- und zurückgreifend, unmittelbar an die Stürmer und Dränger anknüpft, genau betrachtet die Stammväter der ganzen Richtung. Grabbe's Dramen ähneln zum Verwechseln den verrenkten, verrückten Dramen von Lenz, Klinger und Consorten. Derselbe unruhige Scenenwechsel; derselbe für lapidar sich ausgebende, in Wahrheit bloß in steinerner Manier verkommene Styl; dieselbe Karakteristik, welche nirgends Menschen, überall Riesen oder Zwerge hervorbringt; dieselbe, alle Regeln und Formen („garstige Uebereinkommen" nennt sie Klinger) mit Füßen tretende Pseudo-Genialität; derselbe Wirrwarr von Handlungen und Situationen, Gräuel auf Gräuel häufend, schwelgend in Mord und Todtschlag, mit der ausgelassensten Willkür tollgewordener Subjectivität die größten historischen Stoffe carikirend und die reale Bühne, die Basis jeder gesunden dramatischen Poesie, mißachtend, ignorirend, negirend. Während Goethe und Schiller, die mit „Götz" und den „Räubern" ihren Tribut an die vorherrschende Richtung abgetragen, sich zu rechter Zeit von ihr lossagen und zum reinen Cultus des Schönheits-Ideals hinwenden, gehen die Romantiker, schwächlicher angelegt, in den Consequenzen und Excessen des Princips unter. Mit ihnen Grabbe. Seine dramatischen Dichtungen, neun an der Zahl, füllen in der citirten Gesammt-Ausgabe Blumenthals drei Bände; ein vierter, außer dem Mährchen „Aschenbrödel" nur Fragmente, Theaterkritiken, Briefe enthaltend, kann höchstens als literarische Rumpelkammer interessiren. Eine Wanderung durch die drei Bände, die neun Stücke, vergleicht sich dem Besuche der

Chamber of horrors, des Saales der Scheusale, im Wachs-figuren-Cabinet der Madame Tussaud zu London. Da werden auch bloß Mörder und Mordbrenner aufgenommen, und als zierliche Zimmer-Decorationen figuriren die Modelle der Bastille, diverser Höllenmaschinen und eine als „echt" garantirte Guillotine. Eine kritische Analyse der an sich, für den Verfasser, für die Zeit äußerst merkwürdigen Dichtungen verbietet sich hier schon durch die Grenzen des Raumes. Sie würde übrigens auch durch Eintönigkeit ermüden; denn vom ersten bis zum letzten sind die Stücke sämmtlich über Einen Leisten gemacht. Es genügt vor allem, das Debut Grabbe's, den berühmten „Herzog von Gothland", eingehend zu betrachten, in welchem sich bereits der ganze Mann, der ganze Dichter mit allen Vorzügen und Mängeln offenbart, vielleicht prägnanter als in irgend einem der späteren Werke.

Der „Herzog von Gothland" stammt aus den ersten Zwanziger-Jahren unseres Jahrhunderts. Er ist das Erzeugniß eines unreifen oder frühreifen Jünglings, im Gymnasium geschrieben, fertig auf die Universität mitgenommen. Ein psychologisches und ein ästhetisches Räthsel, das sich auch durch die Eindrücke Shakespeare's und der „Räuber" nicht erklärt. Der Held, Herzog Theodor von Gothland, Kronfeldherr von Schweden, berühmt als siegreicher Heerführer in zahlreichen Feldzügen, gehört einer der edelsten Familien des Landes an, deren Haupt in seinem greisen Vater noch lebt, während zwei jüngere Brüder, Manfred und Friedrich, Jener Reitergeneral, Dieser Reichskanzler, in inniger Freundschaft mit Theodor und untereinander verbunden sind. Ein edles Weib und

ein hoffnungsvoll heranblühender Sohn vollenden das Bild glücklicher Häuslichkeit auf Gothlandsburg, nahe bei Nyköping gelegen. Plötzlich stirbt Manfred am Schlagfluß. „Banditenstreich des Todes! Auch der Himmel mordet," ruft Theodor dem Boten zu, der ihm die Trauernachricht gebracht, und fügt hinzu: „Manfred todt! Und eine Creatur, wie die da, lebt (der Bote). Entschuldige dein Dasein!" Schreck und Schmerz über den aus heiterem Himmel gefallenen Blitzstrahl, welcher den Bruder an seiner Stelle getroffen, bringen das bis dahin ruhige, liebe- und glaubensvolle Gemüth Gothlands aus seinem Gleichgewicht. Ein Neger, Berdoa mit Namen, Oberfeldherr und Oberpriester der heidnischen Finnen, die bei Beginn der Handlung auf einem ihrer häufigen Raub- und Kriegszüge in Schweden eingefallen sind, weiß den Augenblick zu benutzen, um Rache an dem verhaßten Feinde zu üben. Dieser Schwarze, vom Dichter schwarz in schwarz gemalt, ist das böse Princip des Stückes; Othello in der Leidenschaftlichkeit ein Lamm im Vergleiche zu dem Tiger Berdoa, wie Muley Hassan eine zahme Katze in Falschheit und Hinterlist. Berdoa's Racehaß wider alle Weißen wird Gothland gegenüber durch ein persönliches Motiv noch verschärft; der Letztere hat ihn in der Feldschlacht einmal gefangen genommen und auspeitschen lassen. Wie der Mohr nach Finnland gerathen? Italienische Seeräuber haben ihn zwischen Afrika und Asien aufgegriffen und nach haarsträubenden Mißhandlungen — wobei sie seinen Geifer auffangen, um Aqua toffana daraus zu bereiten — an einen Griechen verhandelt. Der Sklave erschlägt auf einer Reise nach

Moskau seinen Herrn und kommt abenteuernd nach Finnland, wo er sich durch Kraft und Klugheit zu den höchsten Ehrenstellen emporschwingt. In der Exposition des Stückes tritt er auf, zum Tode verwundet durch einen Balken, der bei der Landung seine Brust zerschmettert. Ein Blutsturz droht seinem Leben ein Ende zu machen.

Pfui, da steht
Ein Pfuhl vom Abschaum meines Blutes — bringt
Die Hunde her, daß sie es schlecken; jede Spur
Von Krankheit sei vertilgt. Du, mächt'ge Rachsucht,
Bezwing' die Krankheit und mach' mich gesund.
Ihr Arme schwellet an zu Riesenschlangen,
Wie die den Tiger will ich ihn (Gothland) umfangen.
Kopf, sei ein Krokodil-Ei; so wie dieses,
Gekocht in Nubias Sonnenfeuer,
Blutdürst'ge Krokodile ausgebiert,
So seien gift'ger Ränke Ungeheuer,
Zu Gothlands Qual erdacht, durch Zornesgluth
Gezeitigt, deine fürchterliche Brut!
Und du, mein Herz, peitsch' mich mit wilden Schlägen
Dem, welcher mich einst peitschen ließ, entgegen!

Mit dieser Apostrophe an sich selbst, begleitet durch Tamtamschläge der Feldmusik und Faustschläge auf Arme, Kopf und Brust, und mit dem Befehl an seinen Unterfeldherrn, vierzehn schwedische Dörfer in Brand zu stecken (später werden es ihrer zwanzig, wie Falstaffs steifleinene Kerle), stürzt der Neger fort, um seinen Racheplan an Gothland, an Schweden, an allen Weißen in's Werk zu setzen.

Zunächst macht er Herzog Theodor weiß, sein Bruder Manfred sei nicht am Schlagfluß gestorben, sondern von

dem dritten Bruder, Friedrich, meuchlings ermordet worden. Der Funke zündet. Gothland, der starke Held, läßt sich von seinem Todfeinde die plumpe Mähr des unnatürlichsten Verbrechens aufbinden, das so gut wie gar nicht motivirt ist. Ein nächtiges Gaukelspiel im Dome zu Northal, in der Gruft der Gothlands durch Berdoa in Scene gesetzt, der als „Todtenschlächter" der Leiche Haupt mit der Streitaxt zertrümmert und die einzigen Zeugen bei Manfreds natürlichem Tode erdrosseln läßt, muß die Sinne Gothlands vollends betäuben. Mit welcher Wollust der Grausamkeit dieses unterirdische Nachtstück geschildert wird, mögen einige Zeilen beweisen, in denen der Neger den Leichnam schildert, obwohl ihn der anwesende Gothland eben selbst gesehen:

Wohl sah ich ihn; aschfarb sein ganzer Leib,
Von dem Gewürme der Verwesung wimmelnd;
Die Augen blind in ihren tiefen Höhlen,
An seinem nackten Haupte,
Das seine Locken schon verlor, die Spur
Vom Mörderbeil. . . .

Gothland, durch die „Krokodilsthränen" des Mohren getäuscht, umarmt ihn versöhnt, und dieser ruft ihm im Styl und Ton schlechter Operntexte zu:

Wohlan denn, diese nächt'ge Stunde
Vereine uns zum ew'gen Bunde!

So weit der erste Act. Der zweite zeigt Gothland am Hofe König Olafs, von welchem er Sühne für des Bruders Blut, Strafe gegen den Mörder heischt, den er

offen der Unthat zeiht. Erst da sie ihm verweigert wird — weil Verdoa, der Reichsfeind, sein Zeuge und Verbündeter — erst dann schwört er sich selbst der Vergeltung und Rache zu. Der Kanzler bietet seinem Schwert sich willig dar.

Hier
Ist meine nackte Brust! Durchbohr' sie! Reiß'
Sie auf! Saug' ihre Wunden! Bruderblut
Ist Nektar! Schlürf' es! Hier strömt es dir!
Mit Freuden geb' ich's, wenn es dich beglückt!
Berausche dich darin, bis daß du dich
Davon erbrichst.

Der König heißt die Brüder auseinanderreißen und beide niederhauen, um einen zweiten Brudermord zu verhüten. Umsonst. Im Haus des Kanzlers treffen sich Theodor und Friedrich im Beisein Verdoa's, der beiseite, als wenn er Hunde hetzte, durch sein: Packt euch! Faßt euch! dem Zweikampf secundirt. Friedrich fällt, mit den blutbefleckten Armen seinen Bruder, seinen Mörder so fest umklammernd, daß ihn Verdoa aus der furchtbaren Schlinge lösen muß. Eine entsetzliche Scene, begleitet durch das von außen tobende Gewitter. Der alte Gothland kommt dazu:

Da liegt
Ein Haufen schwertzerriss'ner Lumpen, und
Es ist mein Sohn! Halloh, Zerstörung, reiß'
Das Firmament zu Fetzen
Ich lache d'rob und tanze vor Ergötzen!

Natürlich schließt der unvermeidliche Vaterfluch den Act.

Ich dächte, wir könnten nach diesen wenigen Stichproben den Vorhang fallen lassen. Quis caetera nescit?! Wie Gothland zur Erkenntniß kommt, unter des dämonischen Negers Führung in einen halb wahnsinnigen, halb blödsinnigen Pessimismus verfällt („ja, wir sind Läuse" ruft er einmal von den Menschen aus, „und die Welten sind vielleicht nur größere Läuse als wie wir"); wie durch seine Schuld seine Gemahlin mit ihrem greisen Vater, einem Schneesturme im Gebirge hilflos überlassen, elend zu Grunde geht; wie Berdoa Gustav, den jungen Sohn Gothlands, erst sittlich zerstört durch gemeine, mit scheußlichem Cynismus bloßgelegte Ausschweifungen und dann erdrosselt, um die Leiche dem ihm nachsetzenden Vater hemmend in den Weg zu werfen; wie Gothland, von den Schweden zu den Finnen übergegangen, von den Finnen verlassen und verrathen und dann wieder von den abgefallenen Schweden als König ausgerufen, zuletzt durch eine seiner niedrigsten Creaturen abgeschlachtet wird; kurz, wie das ganze Stück von Scene zu Scene tiefer in Blut hineinwatet und mit einem allgemeinen Wechsel- und Massenmord abschließt, warum dabei verweilen?

Eine reinere Luft weht in den Stücken, welche der Hauch der Geschichte reinigend durchzieht. „Kaiser Friedrich Barbarossa" und „Kaiser Heinrich der Sechste", die leider Bruchstück gebliebenen Anfänge eines Hohenstaufen-Cyklus — „Napoleon, oder: Die Hundert Tage" — „Marius und Sulla", nicht weiter als bis zum vierten Act gebracht — „Hannibal": sie bekunden schon durch den kühnen Griff der Stoffe eine hohe Tendenz und in der Gestaltung einzelner Personen eine mächtige Dichter-

hand. Aber geschlossene Kunstwerke sind sie deswegen noch lange nicht, geschweige denn lebensfähige Bühnenspiele; nicht einmal Bücherdramen, da die dramatische Form überall als durchaus unwesentlich erscheint. Dialogisirte Epen sind ja keine Dramen. Um diesen Mangel an Composition und auch an Karakteristik zu entschuldigen, ist das Beispiel der altenglischen Historie herangezogen worden, welche Grabbe als Vorbild gedient haben soll. Der Vergleich hinkt gewaltig. Allerdings sind die Chronicled histories Shakespeare's, mehr noch diejenigen seiner Vorgänger, auch nicht regelrecht componirte Dramen, binden sich an keines der drei vielgebrauchten, nicht minder mißbrauchten oder mißdeuteten Einheitsgesetze und bilden in ihrem bestimmten Style eine eigene Gattung für sich. Allein sie stehen, abgesehen vom specifischen Werthe, insoferne schon über Grabbe's Historien, als sie nicht ganz und gar im Stoffe aufgehen, vielmehr den vollen Eindruck dichterischer Schöpfungen machen, die, nach der Natur selbstständig und frei gebildet, dennoch künstlerischen Geist und Zweck haben, wie sie sich denn auch auf der wirklichen Bühne zweifellos und nachhaltig bewähren. Wollte Jemand Grabbe's Hohenstaufen-Tragödien für das Theater retten — es ist davon wohl ab und zu die Rede gewesen — er müßte nicht bloß streichen, ändern, bearbeiten, er müßte umdichten. Grabbe hat nur den Rohstoff geliefert, zwar nach seiner Weltanschauung aufgefaßt, von einem bestimmten Standpunkte aus dargestellt, aber weder in eine feste dramatische Form gebracht, noch der Bühne angeeignet. Seine Stücke sind Reliefs, nicht Statuen. Ein Grabbe-Theater — ein

solches, das ihn aufführen wollte, wie er gedruckt vorliegt — wäre nichts als ein bewegliches Panorama, in welchem lose aneinandergereihte Scenen und Bilder, eine Menge Figuren und Gruppen, allerlei kriegerische und friedliche Haupt- und Staatsactionen am Zuschauer vorübergehen. Daß sie reden, die Personen, und was sie reden, ist Nebensache; reden sie doch nahezu alle aus demselben Tone und schreien mehr, als sie reden. Ich kenne keinen Schriftsteller, der so viel Ausrufungszeichen consumirt, wie Grabbe. Ebenso zeichnet er seine Karaktere nach Aufnahmen aus dem Hohlspiegel; nicht Porträts, sondern Chargen, Menschen mit Thierköpfen und Thierleidenschaften, Helden, die noch über das Grenadiermaß hoch hinausragen. Den Schauspieler möcht' ich sehen, welcher den Gothland spielt, wie er geschrieben ist. Eher Richard den Dritten dreimal hintereinander!

Wo die geschichtliche Unterlage fehlt, schweift und greift seine Muse vollends in's Blaue hinein. Den Romantiker lockt begreiflicherweise das Mährchen-Lustspiel am meisten. Aber nun vergleiche einmal Jemand Grabbe's „Aschenbrödel“ mit den phantastischen Komödien der Engländer, Spanier, Italiener, seinen „Don Juan und Faust“, die gewaltsame Vermischung zweier unvereinbarer Vorwürfe, mit Mozarts und Goethe's Originalen, die hier in Einem Stück zusammengezogen und überboten werden sollten. Von dem „tragischen Spiel“, Nanette und Maria genannt, gar nicht zu reden, wie auch nicht von dem Lustspiel: „Scherz, Ironie, Satyre und tiefere Bedeutung“, welches von allen Ingredienzien des Titels auch nicht Eine enthält, und am allerwenigsten von dem

parodistischen Operntexte: „Der Cid". Erst im letzten seiner Werke, in der „Hermannsschlacht", findet sich der Dichter wieder. Man sagt, wenn es bald zum Ende geht, zieht den Menschen ein starker Naturtrieb in die Heimath. Ist es Grabbe so ergangen, als er sich, schon mit unsicherer Hand, an seinen Hermann machte? Es leuchten schöne Localfarben aus dem Schlachtenbilde, und die Burg, wie der Haushalt des Cheruskerfürsten sind mit Wärme und Treue geschildert. Aber der Dichter scheitert am Stoff, der schon so Manchen versucht hat; es gab eine Zeit, da einen Hermann oder einen Conradin jeder „teutsche Jüngling" schreiben zu müssen meinte. Was heutzutage in Kleists berühmtem Stücke so plötzlich und überraschend wirkt — welches Stück mir trotzdem als ein zunächst satyrisch gemeintes Tendenz- und Gelegenheitsstück noch immer erscheinen will — das ist nicht der Sieg über die Römer von Anno Neun post Christum natum, sondern der Sieg über die Franzosen im Jahre 1870. Dieser neueste Befreiungskrieg läßt, wie mit Einem Schlage, alle früheren in einem anderen Lichte erscheinen, als in welchem sie vor dem großen Wendepunkt gestanden.

Ich würde mich schweren Unrechts an Grabbe schuldig machen, wollte ich neben den scharfbezeichneten Schattenseiten seiner Dichtungen nicht auch auf deren Licht- und Glanzpunkte hinweisen. Da fällt denn vor Allem in's Auge die echte, ursprüngliche Kraft poetischer Auffassung und Darstellung, welche durch die manierirte Kraftmeierei seines Styls oft in Caricatur verzerrt, aber niemals

völlig verdeckt wird. Er findet von selbst jene echt tragischen Accente, die den gebornen Dramatiker bekunden, und ein mit wahrhaft elementarischer Gewalt über den Leser — wie nun erst den Hörer — hereinbrechendes Pathos, worin kein deutscher Tragöde, auch Schiller nicht, ihm nahe kommt. Seine Stücke sind gebaut wie cyklopische Mauern: kunstlos Block auf Block gethürmt, keiner davon behauen, die einzelnen nicht mit einander verbunden, nirgends Säulenschmuck und Bilderzierath, aber das Ganze ein Werk von imposanter Größe, durch seine eigene Schwere getragen und gehalten, unverwüstlich den Wirkungen der Zeit, dem Wechsel der Witterung trotzend. Ein Meister der Sprache, wiefern er für seine Individualität sich eine besondere Sprache erfunden und ausgebildet hat, die sowohl in kurzen, schroffen Sätzen und Gegensätzen, wie in breit und sturmbewegt dahinströmenden Perioden sich offenbart, ist und bleibt er im Versemachen ein Stümper, aber ein origineller, ein karakteristischer Stümper. Seine Jamben, eigentlich auf den tragischen Fünffüßler berechnet, kriechen und wimmeln auf weniger oder mehr Füßen, wie es eben kommt, hastig und wild durcheinander. Läuft einmal ein Trochäus mit unter, wird das Metrum ganz und gar aufgelöst, was thut's? Wo der Reim besonders effectvolle Stellen, hervorgehobene Scenen und Acte abschließen soll, geschieht dies nicht mit dem vollen Metallklange, über welchen Schiller zu solchen Zwecken gebietet, sondern in willkürlicher Wiederholung oder Verschlingung des Reimlautes klappen die Versenden hölzern auf einander. Es sind Knittelverse der trivialsten Gattung, die zuweilen

mitten in die gehobenste Stimmung, in eine wahrhaft erhabene Situation hineinfallen. Ueberhaupt, den gefährlichen Einen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen — Niemand macht ihn im Trauerspiele häufiger als Grabbe, wie er ebenso leicht im Lustspiele aus dem Komischen in das Abgeschmackte sich verirrt. Aber alle diese einzelnen Mängel, sei es im Wesen oder in der Form, entspringen mit einer so tiefen innerlichen Nothwendigkeit aus der Natur des Dichters, daß sie in ihm kaum als Mängel erscheinen, vielmehr als Auswüchse, als Neu- und Nebengebilde eines lebendigen Organismus. Deswegen ist auch von einem künstlerischen Werden und Wachsen in seiner Poesie nirgends viel zu spüren; wie er im „Gothland“ begonnen, hört er auf im „Hermann“, nachdem sich seine neun Dramen in einem Cirkel bewegt haben, leider in einem der berüchtigten Cercles vicieux. Und doch hätte dem genialen Poeten zur höchsten Vollendung und Wirkung nichts gefehlt, als Selbsterziehung, als Harmonie und Maß, als — Geschmack, dieses unbestimmbare Etwas, welches freilich die feinste Blüthe aller geistigen Bildung ist, die höchste Weihe bevorzugter Naturen, die der zartfühlige Tasso seinem hochstehenden Gegner Antonio sogar abspricht in den wunderbaren Worten Goethe's:

Es haben alle Götter sich versammelt,
Geschenke seiner Wiege darzubringen;
Die Grazien sind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, Vieles geben,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruh'n.

Was dem Mangel in Grabbe's Individualität wie in seinen Erzeugnissen zwar nicht völlig, aber zu einem guten Theile hätte abhelfen können: Förderung von Außen, namentlich verständige und sorgsame Pflege durch die wirkliche Bühne, das ist ihm — zu spät sei es geklagt — nicht beschieden gewesen. Wie sein Leben verkümmerte unter dem Druck der Kleinstädterei, der Kleinstaatlerei, so verwilderte seine Poesie durch die Indolenz, die Exclusivität des Theaters. Als er, das dickleibige Manuscript des „Gothland" in der Tasche, in die Berliner Literaturkreise und vor Tieck trat, was ward ihm? In Jenen überschwängliches Lob, das dem reizbaren, über sich leicht irrewerdenden Jüngling zu Kopf stieg; von Diesem ein paar Empfehlungsbriefe nach Braunschweig, nach Hannover, deren einen Klingemann durch ein als Honorar maskirtes Almosen respectirte, während die zwar anerkennende, aber unfruchtbare Kritik des Altmeisters der Romantiker dem gedruckten Stücke vorangestellt werden durfte. Hätte Schiller mit seinen „Räubern" in Mannheim nicht mehr gefunden, so besäßen wir heute weder den „Wallenstein", noch den „Tell". Und Hebbel — der in so manchen Zügen an Grabbe mahnt, obwohl er schon ganz auf realistischem Boden steht, abgelöst von den schwankenden Fundamenten der romantischen Schule, Hebbel würde niemals zur „Bernauerin", zur „Nibelungen"-Trilogie, zum „Gyges", zum „Demetrius" gelangt sein, wenn für „Maria Magdalena" und „Judith" das schmale Gnadenpförtlein der großen Theater verrammelt geblieben wäre. Der dramatische Dichter kann nun einmal nicht in der Studirstube auf- und auswachsen, auch nicht in

Detmold (ohne Lippe), während der Lyriker in Tübingen und in Schweinfurt (Uhland, Rückert!) nach Herzenslust gedeiht. Um zu lernen, um zu leben, bedarf der Dramatiker des Theaters, der Schauspieler eines wirklichen Publikums. Daß man doch bei jedem Auftreten eines berufenen Tragöden die alte Reichstagsfrage vor allem Volk wiederholen könnte: „Ist kein Dalberg da?" Unter Dalbergs Scheere, in Ifflands Schule, was hätte aus Grabbe werden können! Nun ist der Unglückliche verdorben und gestorben, nachdem er, der früh und schnell Producirende, in einem halben Menschenalter nicht mehr, als nicht einmal ein Dutzend Stücke zur Welt gebracht, von denen eines, und zwar eines der schwächsten, „Don Juan und Faust", auf einer Bühne, und zwar in Detmold, und zwar einmal, sage Einmal, aufgeführt worden!

Nostra culpa! Nostra maxima culpa!

4.

„Freiligrath ist ein Autodidakt." So schrieb einmal vor Jahr und Tag ein gelehrter Kritikaster, der unstreitig sich Wunder wie viel darauf einbildete, daß er seiner Seits, der Kritikaster, sich volle drei Jahre Studirens halber auf der Universität aufgehalten hatte, sei es auch nur in Greifswalde, in Rostock, in Freiburg oder auf irgend einer obscuren Hochschule, die in eine so allgemeine Vergessenheit gerathen, daß man sogar vergessen, sie aufzuheben. Der Satz, wenn er überhaupt einen Sinn haben soll, kann nur so verstanden werden, daß jeder Künstler Auto-

didakt ist, wiefern er das Beste in seiner Kunst nur aus- und durch sich selbst lernt. Keine Akademie der Welt kann dem Maler sein Auge, kein Conservatorium dem Musiker sein Ohr, und so auch keine Universität dem Dichter seinen poetischen Sinn verleihen oder anbilden. Die Natur gibt sie, der Künstler übt sie, diese Grund- und Vorbedingungen seines Berufes, und deswegen ist er ein Autodidakt. Wollte aber unser kritischer College mit seinem Orakelspruch ausdrücken, daß Freiligrath nichts gelernt habe — und das meint man in der Regel, wenn man Jemanden höflicherweise einen Autodidakten statt einen Ignoranten nennt, oder einen Naturdichter statt einen Gelegenheits-Versifexen — so hatte er erst recht Unrecht, der College. Die Karschin in Berlin, der Schriftsetzer Niklas Müller in der Cotta'schen Officin zu Stuttgart, der Bäckermeister Jean Reboul in Nimes, sie haben sich auch Naturdichter und Autodidakten heißen lassen müssen, wie Freiligrath, ohne es zu sein, wie es dieser nicht gewesen, wie es überhaupt ausschließlich und einseitig weder Naturdichter noch Kunstdichter gibt. Poëta nascitur, non fit, das alte Sprichwort ist abgethan, ist verändert worden in Poëta nascitur et fit. Der Dichter wird geboren und gebildet. Und gerade bei unserem Freiligrath stehen Naturanlage und Kunstbildung in einem so glücklichen Gleichgewicht, wie bei wenigen unserer zeitgenössischen Lyriker. Gewinnt einmal eines der beiden Elemente in seiner Poesie vor dem andern die Vorhand, so ist es die Bildung, nicht die Anlage. Freiligrath dichtet zuweilen zu gelehrt, niemals zu natürlich. Was aber die Karschin, den Niklas Müller, den Jean Reboul

und ihresgleichen angeht, so sind dieselben eben so wenig Naturdichter wie Kunstdichter zu nennen; sie sind überhaupt keine Dichter; ihre „Poesie" ist aus Reminiscenzen entsprungen, ist bewußte oder unbewußte Reproduction, und nur weil sie im Besitze einer Belesenheit und Bildung gewesen, die über ihren Stand hinausgingen, haben sie aus diesem nicht ursprünglichen Quell, sondern abgeleiteten Röhrwasser „Gedichte" geschöpft, welche zuerst in die erstaunte Nachbarschaft und allmählich auch in weitere Kreise eindrangen. Ueber das Schöpfen sind sie niemals hinausgekommen; zum Schaffen wenigstens nicht.

Ich nehme von diesem Standpunkte aus Freiligraths dichterisches Porträt auf, weil ich als eine seiner hervorragendsten Eigenthümlichkeiten ein starkes Naturtalent ansehe, das ein ebenso starker Wille von seinen allerersten Versuchen an bestimmt, sogar beschränkt, vertieft und concentrirt, mit allen Mitteln modernen Wissens und Könnens erzogen, an den verschiedenartigsten Meistern und Mustern, neuen wie alten, fremdländischen mehr als einheimischen, herangebildet hat. Ein Talent also, an welchem Natur und Cultur gleich betheiligt sind. Dies Talent ist, abweichend von der herkömmlichen Richtung des von Gottes-Gnaden-Lyrikers, nicht nach Innen, sondern nach Außen gekehrt, weniger nach Subjectivität strebend, als nach Objectivität. Obendrein sind die Objecte, die Gegenstände, mit denen es sich vorwiegend beschäftigt, nicht nahegelegene, unmittelbar wahrgenommene, vielmehr entfernte, aus fremder Anschauung, durch Abstraction gewonnene. Wenn der lyrische Dichter („lyrisch" im engsten und strengsten Sinne genommen), namentlich im ersten

Stadium seiner Wirksamkeit, singt, was besingt er? Er spiegelt sein Ich; der Kreis, in welchem er sich bewegt, ist der unveränderlich hergebrachte, ehrwürdig geheiligte: Herzen—Schmerzen, Liebe—Triebe. Dergleichen „Lieder" finden sich bei Freiligrath so gut wie gar nicht. Seine Aufmerksamkeit ist fortwährend von ihm selbst abgezogen, durch lebhafte Eindrücke von Außen in Anspruch genommen, durch Lectüre absorbirt, vielleicht auch durch frühen Aufenthalt in der Fremde fremdartig genährt worden.

Die Natur, welche ihn anzieht, fesselt, anregt, ist nicht die nächste, ihn umgebende; seine Herbstlieder tragen keine Astern, seine Frühlingslieder keine Veilchen; Lerchen- und Nachtigallen-Gesang begleitet den seinigen nicht. Der Möve folgt sein Flug, und wenn er den Frühling schildert, thut er es in der angenommenen Persönlichkeit des „ausgewanderten Dichters":

Hinaus, hinaus! Der Frühling ist gekommen.
Der Schnee des Winters rieselt von den Kuppen,
Der Alligator ist an's Land geschwommen
Und sonnt am Ufer seine grünen Schuppen.

Auf den ersten Blick mag es scheinen, als wäre dies Maskenspiel, in welchem der Dichter sich gefällt, Beduinen, Mohren, Indianer statt seiner vorführend, immer auf Reisen, zu Land und zu Wasser, Affectation und Manier. Dem ist keineswegs so. Er ist in der Fremde zu Hause, in der Heimath ein Fremdling. So hat er sich gewöhnt, so erzogen. Da er, kaum den Kinderschuhen entwachsen, aus dem westphälischen Binnenlande in die niederländische

See- und Weltstadt verpflanzt wurde, kehrte er sein Gesicht in die Ferne, die Weite. Seine Poesie zog Treibhauspflanzen und exotische Gewächse, aber mit so viel innerlicher Gluth und so gewaltigem Drang, daß sie an Glanz und Duft dem Naturerzeugniß gleichkommen. Der Leser vergißt, daß er in einer Sammlung Gedichte blättert; sie wird für ihn zum Bilderbuche, das Bilderbuch zur Wahrheit und Wirklichkeit. Ich glaube, wenn Freiligrath frei gewesen wäre, Herr seiner Zeit und seiner Gelüste, er würde sich zum Epiker entwickelt, Romane geschrieben haben, vielleicht ein deutscher Cooper oder Scott, Méry oder Verne geworden sein. Aber seine Muße reichte nur aus für Gemälde kleinen Formats im Goldrahmen des Reims.

Aus dem Gesagten ergibt sich, wohin ich Freiligraths Gedichte, zunächst diejenigen seiner ersten Sammlung oder Periode, classificire: in die reflectirende Poesie, die eine in Form und Inhalt erweiterte Sondergattung der lyrischen Dichtkunst geworden ist. Das erste, ursprüngliche Erzeugniß der lyrischen Poesie, das Lied, das heißt, der unmittelbare poetische Ausdruck einer subjectiven Empfindung, beginnt in dem Maße in den Hintergrund zu treten, in welchem das Individuum im Ganzen aufgeht und die allgemeine Bildung sich in immer weitere Kreise ausdehnt. Damit soll nicht behauptet sein, daß die Lieder Goethe's, des ersten Lyrikers der Welt, Uhlands, Rückerts, Heine's verschwunden sind oder jemals verschwinden werden; nicht einmal, daß es in Zukunft keine Lieder mehr geben wird. Die Lyrik in diesem Sinne ist so ewig wie der Frühling; definirt sie doch Hegel vollkommen

richtig als die stets sich erneuende Blumenflur. Allein wie es im Publikum Leute gibt, die im Stillen mit Lessing sympathisiren in dem Wunsche, Wiese und Wald möchten zur Abwechslung im Mai einmal blau werden statt grün, so wendet sich auch in der Neuzeit die Mehrzahl der lyrischen Dichter entschieden vom Liede ab und der reflectirenden Poesie zu, ohne deswegen aufzuhören, Lyriker zu sein. Selbst die berühmten „Gelbveiglein“ der schwäbischen Schule haben abgeblüht. Freiligrath hat vom ersten Schritte auf seiner dichterischen Laufbahn an bewußt und vorsätzlich diesen Weg eingeschlagen und durch seine erste wie durch seine zweite Periode hindurch bis an sein Ziel standhaft verfolgt. Dadurch zog er sich bei der befangenen Kritik den oft wider ihn erhobenen Vorwurf zu, es fehle ihm an Innerlichkeit, seine Individualität sei keine potenzirt poetische. Mit großem Unrecht, wie mir scheint. Hat Freiligrath, um es kurz zu sagen, statt Lieder Bilder gegeben, so spricht aus seinen Bildern eine keineswegs geringere, im Gegentheil oft eine viel stärkere, jedenfalls eine ungleich eigenthümlichere poetische Stimmung, als aus den meisten subjectiv gefärbten und dennoch farblosen Liedern unserer Lyriker gewöhnlichen Schlages. Es bedarf der Beispiele nicht, um diese Behauptung zu rechtfertigen. Der Inhalt seiner ersten Sammlung ist weltbekannt, Jedem gegenwärtig. Niemand wird in den Gedichten: „Amphitrite“, „Die Auswanderer“, „Die Griechin auf der Messe“, „Die Sandlieder“, „Einem Ziehenden“, „Leben des Negers“, Niemand in den Balladen und Romanzen vom „Mohrenfürsten“, „Der Blumen Rache“, „Leviathan“, „Prinz Eugen“, „Banditenbegräbniß“, „Tod

des Führers", „Geusenwacht", „Der Scheikh am Sinai", „Löwenritt", „Gesicht des Reisenden", in dem Cyklus „Der ausgewanderte Dichter" Innerlichkeit und Stimmung vermissen. Es geht ein großer epischer Zug durch ihre Composition — auf welchen ja schon die Bezeichnung Balladen und Romanzen ausdrücklich hinweist — und selbst ihr Colorit ist keineswegs eine äußerliche, künstliche Zuthat, sondern die tief durchgeistigte Form, welche sich die besondere Wesenheit des Dichters von Innen heraus erschaffen und organisch angebildet hat. Erst dann und da, wo Freiligrath sich selbst nachahmt, wo sein eigenthümlicher Styl in Manier übergeht („Scipio", „Der Reiter", „An das Meer", „Anno Domini"), erst da läßt sich die Klage begründen, daß dem Gemälde die Seele abgehe, daß die virtuose Technik den Gedanken erstickе. In solchen Gedichten, die weder Lieder noch Bilder sind, wird dann auch der fremdartige Aufputz, die zopfige Ornamentik des Styls lästig, die ihre Reime aus dem geographischen Lexikon herbeizieht (Hoangho, Fandango — Madagascar, Lascar — Quito, Moskito u. s. w.), um nur originell und exotisch zu erscheinen.

Durch den Vergleich aus einem anderen Kunstgebiete möchte ich meinen Gedanken erläutern. Ich borge ihn von der Malerei, da ja Freiligraths Stärke eben im Malerischen liegt. Es gibt eine Menge Landschaften, See- oder Architekturstücke, zum Theil von namhaften Meistern herrührend, welche dem Beschauer gar nichts zu sagen haben; correcte, auch brillante, aber geistlose Abschriften der Natur, bloße Veduten. Diese, und stellten sie die größten Naturschönheiten dar: den Golf von

Neapel, die Jungfrau, den Hafen von Rio-de-Janeiro, den Niagara-Fall, erheben sich nicht viel über die Photographie, mit oder ohne Retouche. Tritt man von ihnen vor einen Claude Lorrain, Poussin, Gudin, vor Rottmanns Landschaften aus dem Peloponnes, vor Schirmers Waldbilder, Achenbachs Wasserfälle, Prellers Odyssee-Stücke — welche andere Welt thut sich auf! Auch sie schildern nur die Natur, aber eine von künstlerischem Gebilde belebte. Sie sind epische Dichtungen, die uns tausenderlei zu erzählen haben, Elegien, deren stiller, friedlicher Ton uns in süße Träume wiegt, poetische Monologe des Künstlers, dem wir nachfühlen und in alle duftigen Fernen seiner Perspective folgen. Derselbe Unterschied frappirt in Freiligrath, in einem und demselben Dichter. So lange er persönlich uns in seine Polar- oder Tropenregion führt, wir seine lebenswarme Hand in der unseren fühlen, der schöpferische Athem des Dichters uns umweht, geben wir uns seinen Zaubern, auch den fremdesten, wildesten, willig gefangen. Aber sobald er uns verläßt, weil er von sich selbst verlassen ist, erstarrt auch unser Verständniß, unsere Theilnahme, unsere Bewunderung. Seine Bilder, und wäre der Pinselstrich noch so breit, die Farbe noch so dick aufgetragen, entfärben sich zu Cartons, zu wirren oder langweiligen Schattenspielen auf der weißen Wand.

Ich glaube die erste Periode der Freiligrath'schen Poesie, die vom Jahre 1838 bis 1844 reicht, nunmehr hinlänglich karakterisirt zu haben, um zur zweiten übergehen zu können, der Dauer nach der längeren, aber der

minder fruchtbaren, da sie, von 1844 bis in die Siebziger Jahre reichend, in der Quantität kaum, gewiß nicht in der Qualität die Original-Erzeugnisse der ersten Periode erreicht, dagegen in der augenblicklichen Wirkung wiederum übertroffen hat. Wie Freiligrath den für sein äußeres und sein inneres Leben so folgenreichen Uebergang aus der reflectirenden Poesie in die politische bewerkstelligte, darauf brauche ich hier nicht zurückzukommen, nachdem im Lebensbilde des Dichters davon eingehend die Rede gewesen ist. Aber Ein Moment möchte ich von vornherein und wiederholt betonen: die Kluft, welche beide Hälften trennt, ist, genau betrachtet, keineswegs so breit, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Allerdings, ein Dichter, der im Jahre 1841 noch den Kranz auf das zerschmetterte Haupt eines spanischen Parteiführers drückte, unter der ausdrücklichen Reservatio, daß der Dichter auf einer höheren Warte stehe, als auf der Zinne der Partei — ein Dichter, der darauf, im Jahre 1843, von einem anderen Haupte, des Führers der politischen Lyrik, den Kranz herabriß, welchen dessen Partei ihm aufgesetzt — ein solcher Dichter durfte auf Befremdungen und Mißdeutungen jeder Art gefaßt sein, als er, nur ein Jahr später, zu der Partei des Letzteren, zu Herweghs Partei, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen überging. Was liegt dazwischen? Wie erklärt sich ein so schroffer Wechsel? Welche Ursachen bestimmten den weittragenden Entschluß Freiligraths?

Auf alle solche Fragen antworte ich heute noch wie damals: Nicht das Wunder einer Bekehrung; noch weniger niedrige Motive; nur die allgemeine Bewegung und Wen-

dung, welche in der ersten Hälfte der Vierziger Jahre in der Literatur sich vollzog, um mit oder bald nach dem Jahre 1848, dem großen Jahre der politischen Katastrophe, sich wieder zu verlieren. Freiligrath hatte geraume Zeit außerhalb Deutschlands gewohnt, von den Wellenschlägen des geistigen Lebens seines Volkes nur in den letzten Schwingungen getroffen. Er kehrt, sozusagen am Vorabend der (poetischen!) Revolution zurück und läßt am Rhein, das heißt in einer der Hauptstätten ihrer Action, sich nieder. Die herrschende Strömung mußte ihn berühren, erfassen, fortreißen, in welcher fast alle seine Sang- und Fachgenossen an ihm vorübertrieben, mehr oder weniger auch ihrer Seits getrieben wurden. In den „Gedichten eines Lebendigen“ brach das Gewitter aus, welches in den „Unpolitischen Liedern“ noch fern gewetterleuchtet hatte. Die „Lieder des kosmopolitischen Nachtwächters“ folgten nach. Alles das Schlag auf Schlag. Bald war der Chorus vollzählig, vielstimmig, zu gleicher Zeit von den Ufern der Ostsee bis zu den Quellen des Rheins, von den norddeutschen Niederungen bis in die österreichischen Alpen nicht bloß widerhallend, sondern nach- und mitgesungen. Das ganze junge Dichtergeschlecht, auf einmal aus tiefer Lethargie erwachend, vergaß seine Schul- und Parteizänkereien. Wie zu einem Kreuzzug rüsteten sie Alle, wenn auch unter den verschiedensten Feldzeichen, und unter dem jauchzenden Beifall der Nation brach das Heer zu dem neuen „Befreiungskriege“ auf. Wohin? Für was? Gegen wen? Seien wir ehrlich: wir wußten es eigentlich selbst nicht. „Frisch auf, zum heiligen Krieg“, hatte

uns der Lebendige, nun doch und leider auch Verstorbene, entboten. Dem König von Preußen rief er „grollend“ zu:

O frage nicht, wo Feinde sind;
Die Feinde kommen mit dem Wind.
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Czaren, Deinem Schwager!

Des Weitern ersuchte er das Volk, es möchte die Kreuze aus der Erde reißen, sie müßten alle Schwerter werden.... Nun, auch ohne dies Noth- und Hülfsmittel hat es an Schwertern und anderen, ausgiebigeren Mordinstrumenten zu späterer Zeit (Gott sei's geklagt!) nicht gefehlt. Dagegen war 1841, wo a tempo diese „Brandpfeile“ aus allen Himmelsgegenden in die Welt fielen, scheinbar alles ruhig. Die Rheinfrage erlosch nach kurzem poetisch-rhetorischem Feuerwerk auf dem linken und rechten Ufer. Der Thron des Bürgerkönigthums in Paris schien „dans la prospérité toujours croissante“ auf lange hinaus befestigt. Von Wien aus regierte mit der Kraft der Trägheit die traditionelle Hegemonie Oesterreichs über Deutschland und Italien. Berlin und Preußen feierten die Honigmonate der neuen Aera, die mit Friedrich Wilhelm IV. (wieder einmal!) beginnen sollte. Und mitten in diesem allgemeinen politischen Frieden brach der allgemeine poetische Krieg aus, „ein Trauerspiel der Freiheit in der Sklaverei-Idylle“. Vielleicht war er die natürliche Reaction gegen den literarischen Indifferentismus im Anfange der Dreißiger Jahre; vielleicht ein Vorbote der welterschütternden Ereignisse, mit denen die Vierziger Jahre schwanger gingen, um sie erst gegen ihr Ende zu gebären.

Genug, die Bewegung auf schöngeistigem Gebiete griff wie ein Lauffeuer um sich, flackerte gleichzeitig an den verschiedensten Enden auf, erfaßte auch das Publikum, welches sich bis dahin von der specifischen Literaten-Literatur theilnahmslos zurückgezogen hatte. Ein Talent wie Freiligraths, empfänglich, fertig mit der ersten Richtung seiner Production, der Anregung von Außen und stofflicher Substrate bedürftig, konnte nicht zurückbleiben. Wohl ging er eine zeitlang abseits der neuen Schule für sich allein, versuchte sogar gegen den Strom zu schwimmen; allein um so heftiger erfolgte dann der Umschlag, um so nachhaltiger blieb seine Theilnahme an der politischen Lyrik. Einer der Letzten in ihre Reihen eingetreten, ist er einer der Wenigen gewesen, welche auch über das Jahr der Erfüllung, 1848, hinaus politische Gedichte geschrieben. Mit echtem Westphalentrotz wollte er auf Vorposten stehen bleiben, sterben. Er vergaß, daß das Lager in seinem Rücken abgebrochen und die auf der ganzen Linie siegreich gewesene Armee bereits in die Winterquartiere eingerückt war. Seine Selbsttäuschung, daß die politische Lyrik noch wirken könne, nachdem die Wahrheit die Dichtung, die Thatsache die Tendenz überholt hat, ist vom „Schreiber dieses", von mir, getheilt und durch uns Beide redlich gebüßt worden. Was Freiligrath nach dem epochemachenden „Glaubensbekenntniß" an Original-Poesien veröffentlicht hat — das Heftlein „Ça ira", 1846, die „Neueren politischen und socialen Gedichte", 1849 und 1851, die „Nachlese" von größtentheils gelegentlichen Gedichten an Personen, 1852 bis 1870 — hat schier eben so wenig Erfolg gehabt, wie die Sammlung von Zeitgedichten:

„Nacht und Morgen“, 1851, mit denen der Nachtwächter den Tagesanbruch zu begrüßen gedachte.

Halt' ich nächtliche Heerschau über die poetischen Resultate aus des Freundes zweiter Periode, so fällt mir vor allem Eins in's Auge: die innerliche Einheit der beiden in Stoff und Richtung doch so sehr von einander verschiedenen Phasen. Wenn große Dichter sich häuten, so pflegen sie Wesen und Form zugleich zu wechseln. Ich erinnere an das Beispiel unserer classischen Dioskuren. „Götz“ und „Iphigenia“, „Die Räuber“ und „Don Carlos“: sie liegen so weit auseinander in der Composition wie im Style, daß sie von zwei verschiedenen Dichtern, nicht aus zwei Lebens- und Bildungs-Perioden Eines Mannes zu stammen scheinen. Freiligrath hingegen hatte vollkommen Recht, wenn er bei seinem Uebergang aus der Wüste in die Heimath, von der gelben zur rothen Erde ausrief:

An's Herz der Heimath wirft sich der Poet,
Ein Anderer und doch derselbe!

Ja, ganz und gar derselbe; in der dichterischen Durchdringung, Beseelung, Beherrschung des Stoffes, wie in der mehr als sprachgewandten, der sprachgewaltigen, von sinnlicher Gluth und plastischer Kraft strotzenden Form. Dem Meister in der neuen Schule kam zugute, was er in seinen Lehr- und Wanderjahren gelesen, gelernt, geleistet hatte; insonderheit die gründliche Kenntniß englischer und französischer Literatur. Aus Victor Hugo brachte er die wirkungsvolle Behandlung der Antithese mit, aus Alfred de Musset die kecke Darstellung von Ideen und Figuren

aus der allernächsten Gegenwart, aus der schottischen und englischen Volksdichtung das Geheimniß des Refrains, der kurzgeschürzten Zeile mit einem Reim innerhalb derselben, des rhythmischen Geschwind- und Sturmschrittes, von den socialistischen Korngesetz- und Armenhaus-Poeten Neu-Englands und Irlands die tendenziöse Schärfe ihrer düsteren Weltanschauung. Mit diesem reichen, wohl berechtigten Erwerb aus fremdem Gut, im eigenen Besitz einer starken, selbstständigen, fruchtbaren Dichternatur, in allem technischen Detail bis zur übermüthig machenden Virtuosität ausgebildet, hat der Mann Freiligrath vom Felde der politischen Lyrik ebenso rasche Ernten eingeheimst, wie aus seiner Jugendzeit. Selbstverständlich enthalten nicht alle Garben gleich reifes und schweres Korn; mancher grüne Halm ist mehr in's Stroh geschossen als in die Aehre Und zwar wiederholt sich karakteristisch genug hier dieselbe Erscheinung, die an seiner ersten Periode wahrgenommen wurde. Zu vollem Ausdruck, zu tiefster Wirkung gelangt der Dichter nur dann, wenn er sein ganzes persönliches Selbst an seine Aufgabe setzen kann, wenn es ihm gelingt, den Gedanken zu substanziren, die Thatsache in ein künstlerisches Bild zusammenzufassen. Einen festen Standpunkt über dem Ereigniß, sei er ein ironischer oder ein pathetischer, findet er nicht; er muß darin stehen, es sich bildlich versinnlichen. Er vergleicht den preußischen Staat einem Wagen (le char de l'état), und sogleich gestaltet sich ihm die Vorstellung der acht Provinzen als der acht Rosse am Wagen; ein vortreffliches Gedicht ist fix und fertig. Um dem Herrscher dieses Staates etwas am Zeuge zu flicken, wird der alte Fritz

heraufbeschworen — für einen Apostel der Freiheit nicht eben das passendste Ideal — und eine Scene „im Himmel" rundet sich zu einem lebensvollen Genrebilde mit epigrammatischer Spitze ab. Die Hungerpest im schlesischen Gebirge und der Tod eines Wilddiebes im Harze, den der Förster auf frischer That ertappt und niederschießt, sie geben Stoff zu zwei wunderbaren Nachtstücken aus der rothesten Proletariats-Poesie. Wenn der Dichter seiner treuen Lebens- und Strebensgefährtin einen Strauß aus Wald- und Wiesenblumen bringt („Mit Unkraut"), wenn der Vater den Kindern während der bitteren Jahre der Verbannung den Christbaum an sechs verschiedenen Stellen der Fremde aufputzen muß („Ein Weihnachtslied für meine Kinder"), so entstehen aus diesen zwei menschlich wahren Situationen wiederum ein Paar lyrische Meisterwerke. Auch zu höchstem Pathos vermag sich der politische Poet zu erheben, wo ihn die Thatsache trägt („Die Todten an die Lebenden", aus den Märztagen in Berlin), und in einzelnen, aber wenig zahlreichen Gedichten — vor allem in demjenigen, das ich für sein allerbestes halte: „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe" — strahlt eine in die reinste Humanität und in volle innere Harmonie erhobene Weltanschauung. Dagegen läßt uns der Dichter fast überall im Stiche, wo an Stelle der Inspiration der bloße, blasse Gedanke der Politik, die Abstraction, die Tendenz treten soll; gerade diejenigen Motive, welche Herwegh, den idealistischen Schwaben, zu den höchsten Spitzen seines Talents und seiner Wirkung emporgetragen. In diese luftigen Sphären folgt ihm Freiligrath nicht. Versucht er es, ein oder das andere Mal

sich künstlich zu erhitzen, den Ton zu steigern, fanatisch zu werden, um zu fanatisiren, so schlägt ihm die Stimme über in wüstes Geschrei. Der Brudergruß an die Franzosen (Februar 1848):

Die Republik, die Republik!
Herr Gott, das war ein Schlagen!
Das war ein Sieg aus Einem Stück!
Das war ein Wurf! Die Republik!
Und alles in drei Tagen!
Die Republik, die Republik:
Vive la République! . . .

ist keine Poesie mehr, sondern einfach ein Gassenhauer, der durch den fremdsprachigen Refrain eher entstellt als verziert wird. Freilich, dem zunächst folgenden Gedichte: „Schwarz-Roth-Gold", mit dem alten Burschenschäftler-Motto:

Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Golden flackert die Flamme —

kann kaum eine bessere Note ausgestellt werden, wie denn überhaupt denjenigen Stücken der Sammlung am wenigsten zu trauen ist, welche sich an eine fremde Weise, an die Marseillaise zum Beispiel, anlehnen oder einen geborgten Refrain („Jacta est alea", „Hurrah, Germania") im Schilde führen. Auch mit dem Epigramm, der unscheinbarsten, aber gefährlichsten Waffe des politischen Liedes, weiß die starke Faust des Westphälingers nicht umzugehen; die „Walpurgisnacht" gemahnt mich an ein verunglücktes Feuerwerk, wo die Raketen nicht steigen wollen und die Schwärmer im nassen Grase verpuffen.

Indem ich von Freiligrath Abschied nehme, werde ich ein zusammenfassendes Urtheil über seine Dichtungen nicht abzugeben brauchen; habe ich es doch schon am Eingange meines ihm gewidmeten Essays ausgesprochen, daß ihm seine Stelle in der Geschichte der deutschen National-Literatur bei Lebzeiten bereits gesichert und für alle Zeiten bewahrt bleibt. Seinem Ruhme thut es in meinen Augen keinen Abbruch, daß er nur als Lyriker gekrönt worden ist. Die Lyrik war von jeher und ist noch heutzutage die populärste Gattung der deutschen Poesie, sogar in diesem Betracht dem Drama überlegen (mit einziger Ausnahme der Classiker) und bei weitem (ohne diese Ausnahme) dem Roman. Wohl aber drängt es mich, über dasjenige Feld der Lyrik, auf welchem er zuletzt gewirkt hat, über die politische Lyrik, noch ein Wort zu sagen. Verschiedene Kritiker und Literatur-Historiker haben ihr zwar längst einen Todtenschein in bester Form geschrieben. Anno 1848 soll sie gestorben und christlich begraben worden sein. Ich gestehe, daß ich an ihren Tod nicht glaube. Die politische Lyrik, die politische Poesie überhaupt hat in Deutschland noch ein langes, neues Leben, eine wichtige Sendung vor sich. Was in dem Lustrum von 1841 bis 1846 von ihr gesehen und gehört worden ist, fasse ich nur als ein Vorspiel ihrer Wirksamkeit auf, wie sie denn auch in ihren Anfängen entschieden weiter zurückreicht, als in diese verhältnißmäßig noch so nahe Zeit. Bis zur mittelhochdeutschen Lyrik will ich ihre Fährte zwar nicht verfolgen, obwohl Jedermann weiß, welche reizenden politischen Lieder Walther von der Vogelweide gesungen. Allein erinnern muß ich daran, daß unsere zeitgenössische politische

Lyrik das bekannte Stufenjahr des gescheiten Schwabenalters schon überschritten hat. Anastasius Grüns „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ erschienen 1831, und Lenau's „Albigenser“ folgten in den ersten Vierziger Jahren. Dies Par nobile fratrum führt den Reigen unserer politischen Lyriker an, und zwar, bezeichnend genug, am schärfsten gegen diejenige Richtung vorgehend, welche damals in Oesterreich, jetzt in Deutschland dem Fortschritte und der Bildung den gröbsten Widerstand leistete. Die österreichischen Liedes-Dioskuren waren es, die in dem großen Culturkampfe des neunzehnten Jahrhunderts der Dichtkunst Waffenprobe glänzend bestanden, und die letzten Zeilen der „Albigenser“ ziehen, wie in prophetischem Geiste, mit ihrem bedeutungsvollen „Und so weiter!“ die unabsehbare Perspective dieses Kampfes. An Grün und Lenau haben sich Herwegh und seine Kriegskameraden angeschlossen und den Streit auch auf anderem Gebiete als dem kirchlichen, auf staatlichem und gesellschaftlichem, fortgesetzt. Ihre Arbeit ist allerdings gethan; aber ob damit auch die der politischen Lyrik, überhaupt der politischen Poesie in Deutschland, von welcher die Lyrik ja nur einen Zweig, den zuerst grünenden Zweig, darstellt? Hat sie ihre Sendung erfüllt? Darf sie abrüsten? Abziehen von der Wacht am Rhein, an der Unterdonau, auf den Alpen? . . . Ich dächte: Nein. Nach meinem Dafürhalten hat gerade die politische Poesie eine Zukunft, eine nicht zu ferne, in Deutschland. Das soll nicht heißen, wir müssen alsbald gegen den Vatican oder in die Herzegowina einen Band Gelegenheits- und Tendenzgedichte mobil machen, noch weniger im Chor mit Bismarck'schen

Reptilien Frankreich, das überwundene, nicht verwundene Frankreich niederzischen. Vielmehr soll es heißen: Die Dichtkunst darf ihre schwer errungene Stelle an der Spitze nationaler Bewegungen und Kämpfe nicht aufgeben. Je fester eine junge oder verjüngte Nation sich einigt, je mehr sie erstarkt in dem Bewußtsein ihrer Mündigkeit und Selbstständigkeit, je mächtiger sie ihre Wehrkraft entwickelt und den Ausbau des modernen Rechtsstaates fördert, um so wachsamer und regsamer sei die Poesie dieser Nation beflissen, sich ihr gutes Recht, ihren Pflichttheil an dem öffentlichen Leben ihres Volkes, an dem gesammten Inhalte ihrer Zeit zu sichern. Wir, die wir vor dreißig, vierzig Jahren die junge Literatur hießen, wir haben uns die ersten Schatten dieses Rechtes halb erschleichen, halb erobern müssen. Mit gefesselten Füßen tanzten wir „Mignon's berühmten Eiertanz" zwischen den faulen Eiern hindurch, welche Aristokratie, Bureaukratie und Hierarchie, Censur und Polizei uns verfänglich in den Weg gelegt. Daß die junge Literatur von heutzutage besser gestellt ist, verdankt sie gewiß zum geringsten Theil, vielleicht zu gar keinem, unserer Arbeit. Da sie es aber einmal ist, da Grundsätze, Artikel, Reden, Gedichte, Schriften, Bücher, für welche wir um Geld gebüßt oder in's Loch gesteckt oder per Schub abgeschafft wurden, gegenwärtig auf ein Katheder, einen Platz im Ständesaal, den Fauteuil eines Verwaltungsrathes oder Chef-Redacteurs, wenn nicht gar die Ministerbank führen — ei, so nehme die Literatur, es nehme insonderheit die Poesie ihre Vortheile wahr. Sie bleibe nicht stehen auf dem Erreichten, wie sie zu thun Miene macht. Sie bewege sich nicht

wieder in dem spezifischen Literaturkreise von ehedem, der nur mehr abgeweidete Gemeinplätze umschließt. Sie suche neue, erweiterte Kunstformen, greife nach großen Stoffen, strebe nach den höchsten Zielen, wie sie nur einer wahren National-Poesie erreichbar sind. In dieser Gegend wachsen auch die Lorbeeren der politischen Dichter der Zukunft, seien sie von Fach Lyriker, Dramatiker, Epiker. Ich brauche nur ein paar Namen zu nennen, um verstanden zu werden. Zu solchen politischen Dichtern zähle ich: Aristophanes, Persius, Juvenalis, Dante, Cervantes, Voltaire, Beaumarchais. . . . „Und so weiter“, um mit Lenau zu schließen!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Inhalts-Verzeichniß.

21

3